

Nordost-Archiv

Zeitschrift für Regionalgeschichte

Herausgegeben vom
Institut für Kultur und Geschichte
der Deutschen in Nordosteuropa e.V.
an der Universität Hamburg
– Nordost-Institut –

in Verbindung mit
Andres Kasekamp (Tartu), Nikolaus Katzer (Moskau),
Claudia Kraft (Siegen), Ilgvars Misāns (Rīga),
David J. Smith (Glasgow), Darius Staliūnas (Vilnius),
Robert Traba (Berlin) und Elena Zubkova (Moskau)

Der Große Krieg beginnt:
Sommer und Herbst 1914 /
The Great War begins:
Summer and Autumn 1914

Herausgeber der Ausgabe:
Joachim Tauber, Lüneburg

24. Jahrgang 2015
Lüneburg 2016

Herausgeber:

Institut für Kultur und Geschichte
der Deutschen in Nordosteuropa e.V. (IKGN)
an der Universität Hamburg
– Nordost-Institut –
Conventstr. 1, D-21335 Lüneburg
Telefon (0 41 31) 40 05 90
Telefax (0 41 31) 40 05 95 9
E-Mail: sekretariat@ikgn.de
<http://www.ikgn.de>

Umschlagabbildung: Mobilmachung Erster Weltkrieg, August 1914, BArch, Bild 183-25684-0004, o.Ang; <https://commons.wikimedia.org/wiki/File>

Redaktion:

Anja Wilhelmi, Kai Willms, Agnieszka Pufelska

Die Beiträge der Zeitschrift „Nordost-Archiv“ werden im Double-Blind-Peer-Review-Verfahren begutachtet. Das „Nordost-Archiv“ ist eine referierte Zeitschrift.

Gefördert von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages.

Bezugsbedingungen:

Nordost-Archiv erscheint einmal jährlich.

Jahresabonnement € 15,00, Print-Ausgabe zuzüglich Versandkosten; auch als PDF-Download erhältlich. Ein Abonnement gilt zur Fortsetzung bis auf Widerruf, Mindestlaufzeit 2 Jahre. Das jeweilige Abonnement kann bis zum 30. September des laufenden Jahres gekündigt werden. Die Kündigung bedarf der Schriftform (per Brief oder Fax).

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprache, vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanlagen, verwendbare Sprache übertragen werden. Auch die Rechte der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsehsendung, im Magnettonverfahren oder auf ähnlichem Wege bleiben vorbehalten. Unverlangt eingesandte Rezensionsexemplare können nicht zurückgesandt werden.

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in HISTORICAL ABSTRACTS

Satz: Adam Pituła, Thorn, Polen
Herstellung: Stahringer: Satz.GmbH, Grünberg

ISSN 0029-1595

**Der Große Krieg beginnt:
Sommer und Herbst 1914 /
The Great War begins:
Summer and Autumn 1914**

Editorial: Joachim Tauber (Lüneburg)	7
 Abhandlungen	
Piotr Szlanta (Warszawa): Die Polen – ein Volk ohne Pazifisten? Das Verhältnis der Polen zum Krieg vor 1914	11
Silke Fehlemann (Frankfurt a.M.): Die „Daheimgebliebenen“: Kriegsvorstellungen und Kriegserfahrungen weiblicher Angehöriger zu Beginn des Ersten Weltkrieges .	27
Ulrich Keller (Santa Barbara, CA): Der Beginn des Großen Krieges in der Bildpresse	43
Elisabeth Haid (Wien): „Günstige Lage unserer Truppen in der Entscheidungsschlacht“ Österreichische und russische Berichte zur Ostfront in den ersten Monaten des großen Krieges	66
Włodzimierz Borodziej (Warszawa) u. Maciej Górny (Warszawa): Der Große Krieg als News. Informationspolitik, Gerüchte und Propaganda in Ostmitteleuropa	81
Andrea Griffante (Kaunas): Gemeinschaft und Mythos. Zwei litauische Narrative über den Ersten Weltkrieg (1914/15)	97
Arkadiusz Stempin (Kraków): Der Stimmungswandel in Kongresspolen im Sommer und Herbst 1914	114
Robert Spät (Berlin): Aufstandshoffnungen, Neuorientierung und Wiedererrichtung Polens: Zur öffentlichen Debatte über das deutsch-polnische Verhältnis im Ersten Weltkrieg	125
Johann Nicolai (Potsdam): „Unsere Fohnen bringen eich Recht un Freiheit“ – Das deutsche Judentum zwischen Patriotismus, Antisemitismus und „Ostjudenfrage“ ..	143
 Rezensionen	
Sean McMeekin: Russlands Weg in den Krieg. Der Erste Weltkrieg – Ursprung der Jahrhundertkatastrophe (Martin Faber)	159

Bärbel Kuhn, Astrid Windus (Hrsg.): Der Erste Weltkrieg im Geschichtsunterricht. Grenzen – Grenzüberschreitungen – Medialisierung von Grenzen (Vasilijus Safro- novas)	161
Jörn Leonhard: Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkrieges (Joachim Tauber)	162
Rudolf Jaworski: Mütter – Liebchen – Heroinen. Propagandapostkarten aus dem Ersten Weltkrieg (Anja Wilhelmi)	165
Robert Spät: Die „polnische Frage“ in der öffentlichen Diskussion im Deutschen Reich, 1894–1918 (Karsten Holste)	168
Mark Hatlie: Riga at War 1914–1919 – War and Wartime Experience in a Multi- ethnic Metropolis (Sebastian Rimestad)	172
Eva-Clarita Pettai, Vello Pettai: Transitional and Retrospective Justice in the Baltic States (Katja Wezel)	175
Gitanas Nausėda, Vilija Gerulaitiene (Hrsg.): Chronik der Schule von Nidden (Mi- chael Rocher)	178
Barbara Kalinowska-Wójcik: Między wschodem i zachodem. Ezechiel Zivier (1868– 1925), historyk i archiwista [Zwischen Ost und West. Ezechiel Zivier (1868–1925), Historiker und Archivar] (Roman Smolorz)	182
John Hiden: Defender of Minorities. Paul Schiemann, 1876–1944; Džons Haidens: Pauls Šīmanis. Minoritāšu aizstāvis; Džon Chajden: Paul' Šīman. Zaščitnik men'- šinstv (Detlef Henning)	184
Die Autorinnen und Autoren der Abhandlungen	187

EDITORIAL

Natürlich ist über diesen Krieg, der nunmehr vor mehr als einem Centennium begann, in den vergangenen Jahren vieles gesagt und geschrieben worden. Warum also noch einen Band zum Ersten Weltkrieg?

Geprägt wurde das Gedenken an die Jahre 1914 bis 1918 schon seit langem durch verschiedene, allgemein bekannte Erinnerungsorte und -mythen. Dadurch wurde allerdings auch manches in den Hintergrund gerückt, sodass ein zwar nicht verzerrtes, aber doch unvollständiges Bild der Auseinandersetzung entstand. Besondere Bedeutung kam dabei der neuen, industrialisierten Art der Kriegsführung zu, die die überkommene Form des offenen Kampfes relativ schnell als obsolet erscheinen ließ (symbolisiert im Bedeutungsverlust der Kavallerie); stattdessen stieg „der Krieg“, wie es einmal formuliert wurde, „in die Gräben“¹ und das Töten wurden anonymisiert. Der Phänotyp der modernen Materialschlacht findet sich in Schilderungen von Ernst Jünger und Erich Maria Remarque, die den industrialisierten Kampf ansonsten in unterschiedlicher Weise beschrieben und verarbeiteten; gegensätzlicher als „In Stahlgewittern“ und „Im Westen nichts Neues“ kann eine literarische Rezeption nicht ausfallen. Dennoch wird bei beiden Autoren die Technisierung des Krieges in ähnlichen Worten geschildert: „Das Gewitter der Geschütze verstärkt sich zu einem einzigen dumpfen Dröhnen und zerfällt dann wieder in Gruppeneinschläge. Die trockenen Salven der Maschinengewehre knarren. Über uns ist die Luft erfüllt von unsichtbarem Jagen, Heulen, Pfeifen und Zischen.“² „Ein flammender Vorhang fuhr hoch, von jähem, nie gehörtem Aufbrüllen gefolgt. Ein rasender Donner, der auch die schwersten Abschüsse in seinem Rollen verschlang, ließ die Erde erzittern [...]. Wir sahen die gewaltigen Zwei-Zentner-Minen im hohen Bogen durch die Luft fliegen und drüben mit vulkanischen Explosionen zu Boden fallen. Wie eine Kette spritzender Krater standen ihre Einschläge. Selbst die Naturgesetze schienen ihre Gültigkeit verloren zu haben.“³ Remarque fasste die moderne Kriegsführung in wenigen Worten zusammen: „Trommelfeuer, Sperrfeuer, Gardinenfeuer, Minen, Gas, Tanks, Maschinengewehre, Handgranaten – Worte, Worte, aber sie umfassen das Grauen der Welt.“⁴ Diese eindringlichen Schilderungen galten jedoch nur für die Westfront (und mit gewissen Abstrichen für den Kampf in den Alpen ab 1915), an der Ostfront dagegen war die Kampflinie während der gesamten Kriegszeit in Bewegung; hier kam es nur selten und dann auch nur für kurze Dauer zum Grabenkrieg, der bis heute den Ersten Weltkrieg charakterisiert. Nicht zu Unrecht war im Titel eines Sammelbandes zu den Ereignissen im Osten von der „vergessenen Front“ die Rede.⁵ In Vergessenheit gerieten auch die ersten Wochen des Krieges im Westen, die ein blutiger und grausamer Abschied von der bisherigen Art der Kriegsführung waren: Auf dem Schlachtfeld kam es zunächst immer wieder zu „klassischen“ Angriffen, mit den dementsprechenden Verlusten. Auch die Anpassung an das Gelände und die Tarnung entwickelten sich erst in diesen ersten Kriegs-

1 Michael Stürmer: Das ruhelose Reich. Deutschland 1866–1918, Berlin 1986, S. 375.

2 Erich Maria Remarque: Im Westen nichts Neues, Köln ⁸2003, S. 48.

3 Ernst Jünger: In Stahlgewittern, Lizenzausgabe Stuttgart 1978, S. 256-258.

4 Remarque, Im Westen (wie Anm. 2), S. 96.

5 Gerhard P. Gross (Hrsg.): Die vergessene Front. Der Osten 1914/15. Ereignis, Wirkung, Nachwirkung, Paderborn 2006.

tagen. Die französischen Soldaten zogen im August 1914 noch in blauen Uniformhosen, die zudem mit roten Streifen versehen waren, in den Kampf. Noch lag die grundsätzliche militärische Erfahrung des Grabenkrieges außerhalb des Vorstellungsvermögens der meisten Beteiligten, obwohl der amerikanische Bürgerkrieg und auch der russisch-japanische Krieg entsprechende Erkenntnisse ermöglicht hätten.

Doch auch die Bewertung der Siegesaussichten der Kontrahenten unterlag späteren Ereignissen. Das Wissen um den 11. November 1918, die deutsche Bitte um Waffenstillstand, und vor allem die zweite deutsche Niederlage im nächsten Weltkrieg legen die Vermutung nahe, der Sieg der Entente habe von vornherein mehr oder weniger festgestanden. Dabei wird oft vergessen, dass selbst im Frühjahr 1918 der letzte deutsche Angriff im Westen durchaus zu einer krisenhaften Lage aufseiten der Westalliierten führte.

Umso mehr steht die Offenheit der Situation im Sommer 1914 im Mittelpunkt der aktuellen Ausgabe des Nordost-Archivs: Wie waren die Eindrücke, Hoffnungen, Vermutungen und Zielsetzungen in diesen Tagen und Wochen, als noch nicht abzusehen war, ob der rasche deutsche Vormarsch durch Belgien und Frankreich überhaupt zu stoppen sein würde, als zwei russische Armeen in Ostpreußen einmarschierten (weit schneller, als vom deutschen Generalstab erwartet) und die österreichisch-ungarische Armee gleich zum Auftakt eine schwere Niederlage erlitt? Dieser facettenreichen Ausgangsposition unterlagen auch die verschiedenen Volksgruppen, die sich innerhalb der Mittelmächte und des Zarenreiches Hoffnungen machten, dass der Krieg möglicherweise zum Vehikel ihrer ethnisch-nationalen Aspirationen werden könnte. Aber antizipierten selbst die größten Optimisten unter Polen, Tschechen, oder Litauern eine Situation wie die 1918/19 gegebene?

Diese Fragestellungen und Überlegungen bewogen das „Nordost-Institut“, zusammen mit dem „Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa“ und dem „Europäischen Netzwerk Erinnerung und Solidarität“ sowie Partnereinrichtungen aus verschiedenen ostmitteleuropäischen Staaten eine internationale Tagung unter dem Titel „Die ersten Monate des Großen Krieges in Mittel- und Ostmitteleuropa. Mentalitäten, Stimmungen und Erfahrungen im Sommer und Herbst 2014“ zu konzipieren und vom 26. bis 28. März 2014 in Berlin zu veranstalten.

Ausgehend von den Ergebnissen und Diskussionen der Tagung wurden einige Referenten um einen eigenständigen Beitrag für die nunmehr vorliegende Ausgabe des Nordost-Archivs gebeten. Den Auftakt macht Piotr Szlanta, dessen Aufsatz noch nicht auf den Krieg an sich eingeht, sondern die Haltung der polnischen Bevölkerung zu kriegerischen Auseinandersetzungen vor 1914 beleuchtet. Szlanta verdeutlicht, weswegen der Pazifismus unter den in drei Staaten getrennt voneinander lebenden Polen wenig Fürsprecher fand. Ein Thema, das in früheren Jahrzehnten oft unter dem Begriff „Heimatfront“ subsumiert wurde, behandelt Silke Fehleemann unter einem genderspezifischen Aspekt: Es geht um die „Kriegsvorstellungen und Kriegserfahrungen weiblicher Angehöriger“ von Soldaten in den ersten Wochen und Monaten des Krieges. Doch nicht nur die Menschen zu Hause mussten sich an den Krieg gewöhnen. Eine weitere Adaption hatten die aus heutiger Sicht als Medien zu bezeichnenden Einrichtungen zu erbringen. Ulrich Keller fragt, wie der Kriegsbeginn in der Bildpresse, der – bis zu den ersten Propagandafilmen 1916 – modernsten Form der Berichterstattung, thematisiert und transportiert wurde. Pressenachrichten stehen auch im Mittelpunkt der beiden folgenden Beiträge: Elisabeth Haid analysiert die russischen und österreichischen Frontberichte in den ersten Kriegsmonaten, während Włodzimierz Boro-

dziej und Maciej Górny sich den Informationen und Gerüchten widmen, von denen die Menschen in Ostmitteleuropa wussten oder zu wissen glaubten. Wie zwiespältig der Krieg erinnert werden konnte, illustriert Andrea Griffante am Beispiel der litauischen Gedächtniskultur, in die die Frühphase der Auseinandersetzung bis zur deutschen Besetzung des Landes im Sommer und Herbst 1915 in zwei unterschiedlichen Narrativen Eingang fand. Arkadiusz Stempin wiederum stellt die rasanten Stimmungsschwankungen in der polnischen Öffentlichkeit Kongresspolens im Sommer 1914 in den Mittelpunkt seines Beitrages. Als erster Autor spannt Robert Spät den Bogen über die ersten Wochen des Krieges hinaus, indem er die Debatte über das deutsch-polnische Verhältnis, einen Kernpunkt der Kriegszieldiskussion im osteuropäischen Raum, bis in das Jahr 1918 verfolgt. Abschließend geht Johann Nicolai auf eine Bevölkerungsgruppe ein, die wie keine andere zwischen den Fronten stand: die Juden. Der Autor schildert die Vorstellungen des deutschen Judentums von den „Ostjuden“ und die in Deutschland vorherrschende schillernde Melange aus „Patriotismus, Antisemitismus und ‚Ostjudenfrage‘“.

Die in diesem Band zusammengeführten Aufsätze verdeutlichen in ihrer thematischen Vielfalt nicht nur die noch zu leistende Forschung, sondern belegen auch, dass den ersten Wochen und Monaten des Krieges eine besondere historisch-sozial-kulturelle Bedeutung innewohnt, als einer Periode, in der viele Reaktionen, Überlegungen und Optionen noch möglich waren, die aufgrund der Verfestigung des Massenkrieges bald nicht mehr denkbar oder realisierbar erschienen. Diese Anpassungen an das faktische Geschehen, an einen lang andauernden, die Ressourcen aller beteiligten Staaten aushöhlenden Krieg mit zunächst nicht vorstellbaren sozialen Verwerfungen und Umbrüchen sowie Millionen Toten stehen im Mittelpunkt des Bandes.

Der Dank des Herausgebers gilt allen Autorinnen und Autoren des Bandes ebenso wie den Mitveranstaltern der Berliner Tagung und den osteuropäischen Partnerinstitutionen: dem Lettischen Okkupationsmuseum (Rīga); der Babeş-Bolyai-Universität Klausenburg/Cluj-Napoca; dem Institut für Geschichte, dem Zentrum für Humanwissenschaften der Ungarischen Akademie der Wissenschaften (Budapest); dem Stiftungslehrstuhl für deutsche Geschichte und Kultur im südöstlichen Mitteleuropa an der Universität Fünfkirchen/Pécs; dem Willy Brandt Zentrum für Deutschland- und Europastudien der Universität Breslau/Wrocław. Besonders und in dankbarer Erinnerung hervorgehoben sei die Gastfreundschaft der Botschaft Rumäniens, in deren Räumlichkeiten die Veranstaltung stattfand.

Joachim Tauber, Lüneburg

ABHANDLUNGEN

Die Polen – ein Volk ohne Pazifisten? Das Verhältnis der Polen zum Krieg vor 1914

von Piotr Szlanta

Einleitung

Forschungen zum Verhältnis der Gesellschaften zum Phänomen Krieg sind im Westen recht populär und werden seit einigen Jahren mit Erfolg betrieben.¹ In Polen gab es bisher kein größeres Interesse an der Thematik.² Der runde Jahrestag des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs hat nunmehr solche Reflexionen gefördert, deren Themenstellung jedoch sofort methodische Fragen aufwirft. Können Polen, als eine ethnische Gruppe, Gegenstand derartiger Untersuchungen sein? Gewiss repräsentierten sie unterschiedliche Haltungen zum Phänomen des Gewalteinsatzes in den internationalen Beziehungen, je nach politischer Einstellung, gesellschaftlicher Klasse, Bildung, Geschlecht oder Wohnort. Ein Berufsoffizier hatte eine andere Perspektive auf den Krieg als ein vom Schützenverband faszinierter Gymnasialschüler, der wiederum andere Ansichten gehabt haben dürfte als ein des Lesens und Schreibens unkundiger Bauer oder ein Fabrikarbeiter. Im Folgenden wird der polnische Diskurs über den Krieg vor dem Hintergrund der damaligen politischen Kultur untersucht. Als Quellengrundlage dienen Presseveröffentlichungen, diplomatische und private Korrespondenz sowie in geringerem Umfang Erinnerungen.

Auf welcher Grundlage lässt sich das Verhältnis einer Gesellschaft zum Krieg untersuchen, die über keine eigene Staatlichkeit und deshalb auch keine eigene Armee verfügte? Entsprechend den eingangs formulierten Annahmen ist ein möglicher methodischer Lösungsansatz die Verwendung von Stichproben, also die Untersuchung des Verhältnisses der Polen zum Krieg am Beispiel einiger ausgesuchter Problemkreise. Dazu wird die Rezeption des pazifistischen Engagements Jan Blochs gezählt, der Krieg in der nationaldemokratischen Ideologie, die Schützenbewegung in Galizien, die Einstellung der polnischen öffentlichen Meinung zu den Spannungen auf dem Balkan 1912/13, die Feierlichkeiten zum 100. To-

- 1 Ausführlicher dazu: Jost Dülffer, Karl Holl (Hrsg.): *Bereit zum Krieg. Kriegsmentalität im wilhelminischen Deutschland 1890–1914. Beiträge zur historischen Friedensforschung*, Göttingen 1986; Günter Kronenbitter: *„Krieg im Frieden“: Die Führung der k.u.k. Armee und die Großmachtpolitik Österreich-Ungarns 1906–1914*, München 2003; Holger Afflerbach, David Stevenson (Hrsg.): *An Improbable War? The Outbreak of World War I and European Culture before 1914*, New York u.a. 2007; Laurence Cole, Christa Hämmerle u.a. (Hrsg.): *Glanz – Gewalt – Gehorsam. Militär und Gesellschaft in der Habsburgermonarchie (1800 bis 1918)*, Essen 2011; Michael S. Neiberg: *Dance of the Furies. Europe and the Outbreak of World War I*, Cambridge, MA. u.a. 2011; Oliver Janz: *14 – Der Große Krieg*, Frankfurt a.M. 2013, S. 25-40.
- 2 Dieser Richtung lässt sich in der polnischen Historiografie bis zu einem gewissen Grade zuordnen: Michał Baczkowski: *Pod czarno-żółtymi sztandarami. Galicja i jej mieszkańcy wobec austro-węgierskich struktur militarnych 1868–1914 [Unter schwarz-gelben Bannern. Galizien und seine Einwohner gegenüber den österreichisch-ungarischen Militärstrukturen 1868–1914]*, Kraków 2003.

destag des Fürsten Józef Poniatowski sowie die Reaktionen auf den Ausbruch des Krieges im Juli und August 1914.

Die Rezeption des Werkes von Jan Bloch

Der bekannteste polnische (bzw. russisch-polnisch-jüdische) Befürworter friedlicher Lösungen in internationalen Streitigkeiten ist mit Sicherheit der vom russischen Zaren geadelte Johann von Bloch (poln.: Jan Gotlib Bloch).³ Die pazifistischen Thesen des Warschauer Unternehmers, des so genannten Eisenbahnkönigs, in denen er die Beschränkung des Rüstungswettlaufs und die Erarbeitung friedlicher Methoden zur Lösung internationaler Konflikte forderte, bewogen zwar Zar Nikolaus II. zur Initiierung der Ersten Haager Friedenskonferenz von 1899, blieben jedoch in der polnischen Gesellschaft ohne größeres Echo und fanden auch in der polnischen Presse keine positive Reaktion. Das Steckenpferd Blochs, sich mit Militär- und Kriegswesen zu beschäftigen, wurde als Resultat übersteigerter Ambitionen eines neureichen Amateurs abgetan, der sich auch wissenschaftlich hervortun wollte.⁴ In seinen Presseartikeln verteidigte ihn hingegen der populäre und liberale polnische Schriftsteller und Publizist Bolesław Prus. In einem Text vom 29. April 1900 drückte dieser sein Unverständnis darüber aus, dass man Bloch das Recht abspreche, sich mit Militär und Krieg zu beschäftigen. Die rigorose Beschränkung auf die eigene Fachrichtung sah der Autor des Romans „Lalka“ [Die Puppe] nicht als Tugend an, die Beschäftigung mit einer anderen als der erlernten Profession nicht als Vergehen. Prus fragte sarkastisch:

„Aber vielleicht wäre es besser gewesen, wenn Herr Bloch anstatt mit sechs Bänden über die Kriegskunst mit sechs Bänden (Gott verhüte!) Lyrik gewedelt hätte? Dass der Angeklagte nach Haag zum Friedenskongress gefahren ist, erscheint ebenfalls nicht verwerflich; es wäre schlimmer, wenn er, sagen wir nach Monaco, gefahren wäre. Aber vielleicht besteht das Verbrechen ja darin, dass er sich über den Burenkrieg in Transvaal geäußert hat? Die gleiche Sünde begehen allerdings seit einigen Monaten alle politischen Berichterstatter und niemand tadelt sie deswegen.“⁵

Um etwas mehr über das Verhältnis der Gesellschaft zu den internationalen Aktivitäten Blochs zu erfahren, lohnt es sich, die Presseberichte zu sichten, die nach dem Tod des „Eisenbahnkönigs“ im Januar 1902 erschienen. Unter den hier berücksichtigten Pressetiteln schrieb lediglich „Kraj“ [Das Land] anerkennend über seine pazifistischen Initiativen. Während in der Abneigung gegen Bloch waren hingegen die nationaldemokratischen Kräfte. So hielt beispielsweise die „Gazeta Warszawska“ [Warschauer Zeitung] in ihrem Nachruf fest: „Er spielte die Rolle eines Missionars für den allgemeinen Frieden. Trotz der Vorwürfe

3 Vgl. Agnieszka Janiak-Jasińska: Bloch, Jan Gotlib, in: Ute Daniel, Peter Gatrell u.a. (Hrsg.): 1914–1918-online. International Encyclopedia of the First World War, Berlin 2014-10-08. DOI: <http://dx.doi.org/10.15463/ie1418.10101> [letzter Zugriff: 12.2.2015].

4 Vgl. Niwa Polska [Polnische Gefilde], 10. Februar 1900.

5 Bolesław Prus: Kroniki [Chroniken], bearb. von Zygmunt Szweykowski, Bd. 16, Warszawa 1966, S. 443 f.

des Kosmopolitismus, die man gegen den Verblichenen erhoben hat, hatte doch seine letzte Tätigkeit, auch wenn sie doktrinär und ideologisch daherkam, eine humanitäre Grundlage.“⁶ Ein Jahr später entrüstete sich Zygmunt Balicki, einer der Chefideologen der Nationaldemokratie, auch wenn er den Autor des Werks „Der zukünftige Krieg“ nicht beim Namen nannte, über dessen „kosmopolitischen Humanitarismus jüdischen Geistes“.⁷

Zwölf Jahre später, bereits nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs, schrieb Andrzej Niemowski in seinem „Myśl Niepodległa“ [Der unabhängige Gedanke] mit Blick auf Bloch:

„Der Pazifismus, der vor allem von Doktrinären ohne historische Tradition apostrophiert und stark von den jüdischen Finanziers unterstützt wurde, die in Friedenszeiten die Welt mit ihren schachernden Spekulationen ruiniert hatten, wäre um ein Haar zum Grab für Frankreich geworden [Anspielung auf die Erfolge der deutschen Armee in den ersten Kriegswochen; P. Sz.]. [...] Der Pazifismus war der Schädling, der einem völlig entwaffneten und wehrlosen Volk wie dem unseren den Rest seines Kampfgeistes nehmen wollte.“⁸

Die Kritik an Bloch seitens der Rechten hatte, wie unschwer zu erkennen ist, also auch eine antisemitische Komponente.

Gleichzeitig trafen die beiden Haager Konferenzen auf ein recht eingeschränktes Interesse in der polnischen Öffentlichkeit, wovon die lediglich knappen, in informativem Ton gehaltenen Presseartikel zeugen. Ihre Autoren sahen die Möglichkeiten für einen Kompromiss in der Frage des Rüstungswettlaufes skeptisch. So verglich Bolesław Prus im April 1899 den Rüstungswettlauf mit den schädlichen Auswirkungen von Krankheiten auf die Gesellschaft:

„So sind wir Zeugen eines einzigen Schauspiels: die zivilisierte Menschheit nährt mit ihrem edelsten Blut den ständigen wachsenden Drachen des Krieges, nährt ihn mit dem Ziel, eben diese Menschheit völlig zu ruinieren! Dies sieht so aus, als ob jemand mit großer Kraftanstrengung, Zeit und Geld die Cholera nur dafür züchten würde, um eines Tages sich, seine Familie und die Nachbarn anzustecken... und so ihr Opfer zu werden! [...] Aus all diesen Gründen kann man schlussfolgern, dass der Friedenskongress trotz der Unterstützung durch die besten Kräfte Europas eine harte Nuss zu knacken haben wird, in der er im Übrigen weder einen besonders großen noch besonders süßen Kern finden dürfte.“⁹

6 Gazeta Warszawska [Warschauer Zeitung], 9 (1902), S. 2.

7 Zygmunt Balicki: Egoizm narodowy wobec etyki [Nationaler Egoismus und Ethik], Lwów 1903, S. 82.

8 Zit. nach Grzegorz P. Bąbiak: Jan Gotlib Bloch (1836–1902). Portret zapomnianego pacyfisty [Johann Gottlieb von Bloch (1836–1902). Porträt eines vergessenen Pazifisten], in: Jan G. Bloch: Przyszła wojna pod względem technicznym, ekonomicznym i politycznym [Der zukünftige Krieg unter technischen, ökonomischen und politischen Gesichtspunkten], ausgewählt, kommentiert und mit einer Einleitung versehen von Grzegorz P. Bąbiak, Warszawa 2005, S. 7-9.

9 Prus, Kroniki (wie Anm. 5), S. 99, 102.

Aus Anlass einer weiteren Haager Konferenz kommentierte wiederum die konservative Wochenzeitschrift „Kraj“ das Phänomen Krieg: „Er hat sich noch nicht genähert, vielleicht bricht er auch in den nächsten Jahren auf dem europäischen Schauplatz gar nicht aus, aber dennoch verängstigt sein Atem schon die bei halbem Bewusstsein befindlichen Seelen, welche die Möglichkeit eines heraufziehenden Kriegsgewitters fühlen.“¹⁰ In den darauffolgenden Wochen informierte die Zeitschrift weiter über Verlauf und Ergebnisse der Konferenz.¹¹

Der Biograf Blochs, Ryszard Kołodziejczyk, bewertet die Verhältnisse richtig, wenn er zusammenfassend schreibt, dass Blochs Intention, das Verhältnis zu Russland ohne größere Änderungen beizubehalten, sich mit den Unabhängigkeitsbestrebungen der Polen nicht vertragen habe: „Das war die grundlegende Ursache für die fehlende Popularität seiner Ansichten unter den breiten Massen des polnischen Volkes.“¹²

Der Krieg in der Ideologie der Nationaldemokratie

Die Ideologie der Nationaldemokratie, eine der drei politischen Hauptströmungen in den polnischen Gebieten, war tief verwurzelt in den Schemata des Sozialdarwinismus und in der Betrachtung der internationalen Beziehungen als Nullsummenspiel.¹³ Schon aus diesem Grund konnte sie keine ablehnende Haltung zum Phänomen Krieg einnehmen. In den Schriften von Roman Dmowski oder Balicki finden sich häufig Phrasen wie Rivalität, Aufeinandertreffen der Elemente, Kampf ums Dasein, ums Überleben, um Polens Rechte, Kampf der Epochen, Nationalitätenkampf, Feinde, Antagonismen, Bekämpfung, Zerstörung, Unterdrückung, Überlegenheit oder Konkurrenz. In dieser Sicht wird die Erde von einander feindlich gegenüberstehenden und rivalisierenden Gemeinschaften bewohnt. Aus dieser Warte ist es nur noch ein Schritt bis zur Apotheose des Krieges als letzter Instanz zur Entscheidung internationaler Konflikte.

Beispielhaft für eine solche Weltansicht sind Balickis Ausführungen zu den polnischen Nationalaufständen des 19. Jahrhunderts. Seiner Meinung nach bildeten diese die einzige Form des rücksichtslosen Kampfes,

„der in der damaligen Lage angezeigt war; diese Kämpfe haben uns viel Blut gekostet und viele Trümmer hinterlassen, aber sie haben uns auch das unantastbare und nicht in Frage stehende Recht auf ein unabhängiges Dasein gegeben, haben die internationale Individualität eines Volkes geschaffen, das seines Charakters und seiner geistigen Kraft beraubt war. [...] Der Schmerz der Niederlage hat in der Gesellschaft

10 Wojna [Krieg], in: Kraj [Das Land], 20. April (3. Mai) 1907.

11 Vgl. Druga konferencja pokojowa [Die zweite Friedenskonferenz], in: Kraj, 12. (25.) Oktober 1907.

12 Ryszard Kołodziejczyk: Jan Bloch (1836–1902). Szkic do portretu „króla polskich kolei“ [Johann von Bloch (1836–1902). Entwurf zu einem Porträt „des Königs der polnischen Bahn“], Warszawa 1983, S. 239 f.

13 Zum Sozialdarwinismus im Angesicht des Krieges siehe z.B. Paul Crook: Darwinism, War and History. The Debate over the Biology of War from the „Origin of Species“ to the First World War, Cambridge 1994.

zeitweilig ein Schuldgefühl und Gewissensbisse erzeugt; heute sind die Wunden vernarbt und die Bewertung beeinträchtigt kein Gefühl der Niedergeschlagenheit. Es ist also Zeit, in den Aufständen das zu sehen, was sie tatsächlich waren: Pflichterfüllung gegenüber der Zukunft, eine Charaktertat, Ausdruck eines gesunden, selbstbewussten nationalen Egoismus.“¹⁴

Die bewaffneten Aufstände hätten also geholfen, die nationale Identität aufrecht zu erhalten, den Nationalcharakter geformt und Vorbilder zur Nachahmung geschaffen. In seinem „Egoizm narodowy wobec etyki“ [Nationaler Egoismus und Ethik] wies Balicki nach, dass der am besten geeignete Charaktertyp der des Soldaten-Staatsbürgers sei, denn „der Charakter der soldatischen Arbeit entspricht den Bedingungen unserer staatsbürgerlichen Arbeit“.¹⁵ In seinem im November 1909 auf dem Pädagogenkongress in Lemberg gehaltenen Referat rief er die Versammelten zur Erziehung der Knaben im Sinne ihrer zukünftigen Aufgaben auf: Kampf, Verteidigung, Führung, Verantwortung und Regierung.¹⁶

Die Sozialisten und die Schützenbewegung

Eine derartige Haltung zum Krieg kennzeichnete zumindest auch einen Teil der sozialistischen Bewegung. Im April 1904 entstand eine sogar vor der Führung der Polnischen Sozialistischen Partei (PPS) geheim gehaltene, jedoch in ihrem Rahmen funktionierende Kampforganisation, die von Józef Piłsudski geleitet wurde. Diese Organisation zeichnete sich für einen Großteil der Gewaltakte gegen den russischen Staatsapparat während der Revolution von 1905–1907 (Morde, Bombenanschläge, der Lodzer Aufstand im Juni 1905, Überfälle auf Banken und Postämter) verantwortlich.¹⁷ Viele der Aktivisten nutzten die Rückendeckung des österreichisch-ungarischen militärischen Geheimdienstes aus und siedelten sich in Galizien an, von wo aus sie weiterhin ihre gegen Russland gerichteten Aktionen betrieben. Anfang 1908 gründeten sie den Kampfverband „Związek Walki Czynnej“ [Verband des aktiven Kampfes, ZWC], dessen Ziel es war, einen weiteren antirussischen Aufstand auszulösen. Der Ausbildung von Kadern für diesen Verband und der Erziehung der Jugend im nationalen Sinne sollten auch zahlreiche Organisationen mit paramilitärischem Charakter dienen, die im Anschluss an die erwähnte Gründung in Galizien entstanden („Drużyny Bartoszwowe“ [Trupps von Bartosz] 1908, „Związek Strzelecki“ [Schützenverband] 1910, „Towarzystwo Strzelec“ [Schützenverein] 1910, „Drużyny Strzeleckie“ [Schützentrupps] 1911). Die Militärbehörden Österreich-Ungarns erleichterten den Zugang

14 Balicki, Egoizm (wie Anm. 7), S. 62 f.

15 Ebenda, S. 90.

16 Vgl. Zygmunt Balicki: Zasady wychowania narodowego. Referat przedstawiony na Polskim Kongresie Pedagogicznym we Lwowie dnia 1 listopada 1909 [Die Prinzipien der nationalen Erziehung. Referat gehalten auf dem Polnischen Pädagogenkongress in Lemberg am 1. November 1909], Warszawa 1909, S. 8.

17 Ausführlicher dazu: Feliks Tych, Stanisław Kalabiński: Czwarte powstanie czy pierwsza rewolucja. Lata 1905–1907 na ziemiach polskich [Vierter Aufstand oder erste Revolution. Die Jahre 1905–1907 in den polnischen Gebieten], Warszawa 1969.

zu Waffen, Munition sowie militärischen Schießständen inklusive Ausbildern. Im Sommer 1914 wurde der „Związek Strzelecki“ zur größten polnischen paramilitärischen Organisation in Galizien. In 248 regionalen Abteilungen trainierten nach unterschiedlichen Schätzungen zwischen 7 200 und 8 000 Schützen ihre militärischen Fähigkeiten. Legt man die Staatsangehörigkeit zugrunde, waren 90% dieser Schützen Untertanen von Franz Joseph I., knapp 10% von Nikolaus II. Hinsichtlich der sozialen Zusammensetzung stellte die Intelligenz ein Drittel (vor allem Gymnasialschüler und Studenten), während 18% Arbeiter waren. Ab Ende 1913 bildeten jedoch die jungen, patriotisch eingestellten Bauern die größte Gruppe unter den Schützen. Geschätzt wird, dass bis Juli 1914 ca. 20 000 patriotisch eingestellte Jugendliche in Galizien diese militärischen Schulungen durchlaufen hatten, wobei der Dienst in der k.u.k.-Armee nicht berücksichtigt ist.¹⁸

Vor diesem Hintergrund mutet die Argumentation des führenden Sozialisten und Aktivisten der Schützenbewegung Kazimierz Sosnkowski in einem Artikel mit dem Titel „Unsere militärische Erziehung“ paradox an und ähnelt sehr der nationaldemokratischen. In der Monatszeitschrift „Strzelec“ [Der Schütze] postulierte er 1914 die Erweckung von militärischen Eigenschaften in der Gesellschaft oder, wie er es ausdrückte, „die Freilegung des soldatischen Instinkts aus der Asche, die Schaffung einer militärischen geistigen Kultur in der Gesellschaft entsprechend den Erfordernissen der Zeit“, wobei gleichzeitig die „Entmilitarisierung der Gesellschaft“ und das Verschwinden der Rittertradition zu verhindern seien. Etliche Male benutzte der Autor in diesem Text den Terminus „polnischer Militarismus“ im positiven Sinne.¹⁹

Die Feier nationaler Jahrestage in Zusammenhang mit dem Unabhängigkeitskampf

Das positive Verhältnis der polnischen Gesellschaft zum Phänomen Krieg wurde durch das Begehen von zahlreichen Jahrestagen aufrechterhalten, die meistens mit dem nationalen Befreiungskampf zusammenhingen. In den letzten Jahren vor Ausbruch des Großen Krieges kam es zu einer Häufung solcher Jahrestage. Schauplatz dafür war das sich einer umfangreichen politischen und nationalen Autonomie erfreuende Galizien.

Im Sommer 1910 wurde dort im großen Stil der 500. Jahrestag des Sieges der polnisch-litauischen Truppen über den Deutschen Orden in der Schlacht von Grunwald (dt. Tannenberg) begangen. An den Feierlichkeiten, deren Höhepunkt die Enthüllung des Grunwald-Denkmal in Krakau darstellte, nahmen auch zahlreiche Delegationen aus dem russischen und preußischen Teilungsgebiet teil. Sie sollten den Polen Mut machen und der Welt die polnische Frage in Erinnerung rufen, indem eine überkonfessionelle, Klassen- und Tei-

18 Vgl. Mieczysław Wrzosek: *Polski czyn zbrojny podczas pierwszej wojny światowej 1914–1918* [Polnische Militäraktionen während des Ersten Weltkriegs 1914–1918], Warszawa 1990, S. 21–51; Waldemar Potkański: *Ruch narodowo-niepodległościowy w Galicji przed 1914 rokiem* [Die nationale Unabhängigkeitsbewegung in Galizien vor 1914], Warszawa 2002, S. 157–222; Mateusz Drozdowski: *Polish Paramilitary Organisations before 1914*, in: Daniel, Gatrell u.a. (Hrsg.), *1914–1918-online* (wie Anm. 3).

19 Kazimierz Sosnkowski: *Wybór pism* [Ausgewählte Schriften], bearb. von Jerzy Kirszak, Warszawa 2009, S. 3–14.

lungsschranken überwindende Demonstration der Solidarität stattfand.²⁰ Diesem Jahrestag widmete die polnischsprachige Presse erhebliche Aufmerksamkeit. So kommentierte etwa die „*Gazeta Toruńska*“ [Thorner Zeitung]: „Unser Kampf gegen die Teilungsmächte, unser Kampf mit der deutschen Welt betrifft nicht nur eine Generation und ein Jahrhundert. Er dauert seit tausend Jahren an und so wie Grunwald weder für sie noch für uns das letzte Ereignis in seinem Verlauf war, so wird auch heute in Wreschen [gemeint ist der Schulstreik der polnischen Kinder 1901; P. Sz.] der Lauf der Geschichte nicht enden.“²¹

Knapp drei Jahre später stand im Januar 1913 der 50. Jahrestag des Ausbruchs des Januaraufstands an. Aus diesem Anlass wurden im autonomen Galizien zahlreiche Ausstellungen (Hauptausstellung in Lemberg) und Treffen mit noch lebenden Veteranen organisiert, Trauergottesdienste zelebriert, Referate gehalten, Bücher, Bildbände und Postkarten mit Aufstandsmotiven herausgegeben. Einige Zeitungen veröffentlichten täglich ein Kalendarium des 50 Jahre zurückliegenden Kampfesgeschehens.²²

Im Oktober 1913 beging die polnische Gesellschaft feierlich den einhundertsten Todestag von Fürst Józef Poniatowski. Dieser Neffe des letzten polnischen Königs Stanisław August Poniatowski, Kriegsminister im Herzogtum Warschau und Marschall in Napoleons Armee, war in der Völkerschlacht von Leipzig gefallen. Seine sterblichen Überreste wurden feierlich nach Polen überführt und in der Königsgruft auf dem Wawel in Krakau beigesetzt. Das Zentrum der Feierlichkeiten lag deshalb in Krakau. Am 19. Oktober wurde die Stadt feierlich dekoriert, u.a. das Rathaus, die Tuchhallen, das Florentiner Tor, die Marienkirche, Gemeindegebäude und viele Privathäuser und Hotels. An der Universität sowie im Theater wurden spezielle Festakademien zu Ehren des Fürsten veranstaltet, während in den Schaufenstern ihm gewidmete Bücher und Bildbände auslagen. In der Einleitung der im März 1913 als Jubiläumsausgabe mit 152 Zeichnungen neu aufgelegten Biografie des Fürsten von Szymon Askenazy heißt es:

„Der ewig junge Oberste Führer, Poniatowski, ein Mensch von deutlich anderem Format [als Tadeusz Kościuszko, der Anführer des Aufstands von 1794; P. Sz.] wird von den Seinen für seine Tugenden und seine Fehler geliebt, geliebt dafür, dass er sowohl in den einen wie in den anderen die geniale Verkörperung des Nationalcharakters darstellte, geliebt für seine Anstrengungen und seinen Tod, die tragische Schönheit, die anscheinend in seiner Person gebündelte Widerspiegelung des tragischen Schicksals der Gemeinschaft.“²³

20 Vgl. Piotr Szlanta: Polityka historyczna w czasach zaborów. Obchody grunwaldzkie 1910 r. [Geschichtspolitik in Zeiten der Teilung. Die Grunwaldfeiern 1910], in: *Mówią wieki. Wydanie specjalne* [Die Jahrhunderte sprechen. Sonderausgabe], 2 (2010), S. 82-86.

21 W upadku tryumf [Der Triumph im Untergang], in: *Gazeta Toruńska* [Thorner Zeitung], 15. Juli 1910.

22 Vgl. Lidia Michalska-Bracha: Powstanie styczniowe w pamięci zbiorowej społeczeństwa polskiego w okresie zaborów [Der Januaraufstand im kollektiven Gedächtnis der polnischen Gesellschaft der Teilungszeit], Kielce 2003, S. 79-162; dies.: Między pamięcią a historiografią. Lwowskie debaty o powstaniu styczniowym 1864–1939 [Zwischen Erinnerung und Historiografie. Die Lemberger Debatten über den Januaraufstand, 1864–1939], Kielce 2011.

23 Szymon Askenazy: *Książę Józef Poniatowski 1763–1813*, Poznań u.a. 1913, Vorwort (o.S.). Die deutsche Ausgabe erschien ohne das Vorwort ein Jahr zuvor bei Perthes: *Fürst Joseph Poniatowski 1763–1813*, Gotha 1912.

Franciszek Jaworski wiederum schrieb in einer Festbroschüre zum Tod des Fürsten:

„Denn mit dieser letzten Lebensanstrengung und seinem ruhmreichen Tod zeigte Fürst Józef seinem Volk den Weg zur Tapferkeit, zu kriegerischer Tugend und Ehre und sprach damit für Jahrhunderte aus, dass über dem Vorteil des Augenblicks, über dem Geschäft von morgen noch das höhere Gefühl der nationalen Würde und der guten Existenz steht. Für den guten Ruf des gefangenen Volkes ist das Leben und die letzte Tat des Fürsten Józef die oberste Maxime, ein riesiges strahlendes Lichtbündel, ein unfehlbarer Wegweiser für die gesamte Zukunft.“²⁴

Außer Büchern konnte man während des Jubiläums auch Plakate und Medaillen zum Todestag des Fürsten erwerben. In Krakau und Lemberg wurden Ausstellungen mit Erinnerungsstücken an ihn organisiert. Zum Festprogramm gehörten eine Messe auf den Krakauer Wiesen (Błonie) und eine Prozession auf den Wawel, bei der Kränze am Sarg des Fürsten niedergelegt wurden. Einer davon war aus Feldblumen geflochten, die auf den Feldern um Raszyn gesammelt worden waren. Dort, in den Vororten Warschaws, hatte der Fürst im April 1809 an der Spitze der Truppen des Herzogtums Warschau den österreichischen Verbänden Widerstand geleistet. Am Nachmittag des 19. Oktober 1913 fand eine feierliche Übung des Jugendverbands Sokół [offiziell: Polskie Towarzystwo Gimnastyczne „Sokół“, dt.: Polnischer Turnverein „Falke“] statt. Da die Feierlichkeiten auch das Zusammengehörigkeitsgefühl aller Polen demonstrieren sollten, nahmen Delegationen aus allen drei Teilungsgebieten teil. Aus Westpreußen reiste zudem eine Gruppe Kaschuben an.²⁵

Paradoxerweise beging einen Tag zuvor, am 18. Oktober, die Krakauer Garnison der österreichisch-ungarischen Armee feierlich den einhundertsten Jahrestag des Sieges in der Völkerschlacht bei Leipzig. Im Rahmen dieser Feier wurde eine Feldmesse auf den Krakauer Wiesen zelebriert. Mit einiger Wahrscheinlichkeit lässt sich vermuten, dass wenigstens einige polnische Offiziere der k.u.k.-Armee an beiden Feierlichkeiten teilnahmen.²⁶ Nationale Demonstrationen in Warschau waren hingegen unmöglich. Um den Fürsten zu ehren, benannten die Warschauer inoffiziell die neue dritte Weichselbrücke nach ihm.²⁷

24 Franciszek Jaworski: *Książę Józef Poniatowski. Wspomnienie w setną rocznicę bohaterskiej śmierci* [Fürst Józef Poniatowski. Erinnerungen am 100. Jahrestag seines heldenhaften Todes], Lwów 1913, S. 34.

25 Vgl. *Uczczenie pamięci ks. Poniatowskiego* [Ehrendes Gedenken an Fürst Poniatowski], in: *Czas* [Die Zeit], 19. Oktober 1913; *Uroczystości rocznicy ks. Poniatowskiego w Krakowie* [Die Feierlichkeiten zum Todestag von Fürst Poniatowski in Krakau], in: *Kurjer Lwowski* [Lemberger Kurier], 19. Oktober 1913; *Książę Józef w setną rocznicę zgonu* [Fürst Poniatowski zum 100. Todestag], in: *Kurjer Warszawski* [Warschauer Kurier], 19. Oktober 1913.

26 Zur starken Präsenz galizischer Polen im k.u.k.-Offizierskorps am Beispiel der Militärattachés vgl. Günther Kronenbitter: *Krieg im Frieden. Die Führung der k.u.k.-Armee und die Großmachtpolitik Österreich-Ungarns 1906–1914*, München 2003, S. 266–269.

27 Dazu ausführlich: Zofia Budrewicz, Tadeusz Budrewicz u.a. (Hrsg.): *Książę Józef Poniatowski w kulturze i edukacji* [Fürst Józef Poniatowski in Kultur und Bildung], Kraków 2014.

Die Polen und die Balkankrise 1912/13

Ein Jahr vor den oben beschriebenen Feierlichkeiten zu Ehren des Fürsten Poniatowski wurde Galizien im Herbst 1912 vom Kriegsfieber erfasst. Grund dafür war, dass die Russen im September 1912, also einen Monat vor Ausbruch des Balkankrieges, im Warschauer Militärbezirk ein groß angelegtes Manöver veranstalteten. Nach dessen Beendigung verblieb ein Teil der dazu einberufenen Reservisten bei der Truppe und erregte damit ernsthafte Besorgnis in Wien. An den Grenzen zu Österreich-Ungarn stand schließlich mit 270 000 einsatzbereiten Offizieren und Soldaten des Zaren ein Truppenkontingent zum Einsatz bereit, das zahlenmäßig mehr als der Hälfte der damaligen Friedensstärke der habsburgischen Armee entsprach. Bereits nach Ausbruch des Balkankrieges führte letztere daher eine Teilmobilisierung durch, um die Stärke der galizischen Garnisonen um die Hälfte zu erhöhen. Diese Maßnahme rief wiederum Panik unter der örtlichen Bevölkerung hervor, die von der Unvermeidlichkeit des Kriegsausbruchs überzeugt war.²⁸ In einem Brief aus Galizien vom 23. November 1912 schrieb Henryk Sienkiewicz, die Zeiten „sind so unsicher geworden, dass man nicht weiß, was in einer oder zwei Wochen sein wird und ob die Bahn noch jemanden anders als die Armee befördern wird. Dies kann man aus der Zeitungslektüre schlussfolgern, denn niemand weiß irgendetwas.“²⁹

Die Perspektive eines russisch-österreichisch-ungarischen Krieges rief zumindest bei einem Teil der Unabhängigkeitsbewegung große Aufregung und kaum verhohlene Freude hervor. Schnell füllten sich deshalb die Reihen der Schützenbewegung. Dieses Kriegsfieber bemerkten auch ausländische Beobachter. Der britische Botschafter in Wien, Sir Fairfax Cartwright, übermittelte etwa nach London: „The political situation here is becoming very serious. Public feeling in Vienna, Hungary and Poland [d.h. Galizien; P. Sz.] is running strongly against Servia. The Poles are secretly pressing for a war in the hope that if it breaks out with Russia there will be a probability of Russian Poland being liberated.“³⁰ Nur drei Tage später stellte Cartwright in einem weiteren Bericht fest: „It is fully expected in well-informed circles that as the Austrian army penetrates into Poland it will be welcomed by population, as Poland and also Russia are believed to be infected with revolutionary spirit.“³¹ Stanisław Grabski kam in seinen Erinnerungen zu dem Schluss: „Im Jahr 1913 herrschte in Galizien starke Kriegsstimmung. Die gesamte polnische Jugend machte sich für ‚das Kriegllein‘ bereit.“³² Der damalige Statthalter von Galizien, Michał Bobrzyński, schrieb Jahre später über die in den Schützenverbänden herrschende Kriegsstimmung: „Die Politiker begannen, sich zu beunruhigen, denn sie fürchteten, dass die Schützenverbände den Krieg nicht erwarten können, die Geduld verlieren und versuchen werden, diesen zu

28 Vgl. Samuel R. Williamson Jr.: *Austria-Hungary and the Origins of the First World War*, New York 1991, S. 121 ff.

29 Józef Szczublewski: *Sienkiewicz. Żywot pisarza* [Sienkiewicz. Leben eines Schriftstellers], Warszawa 2006, S. 424.

30 Fairfax Cartwright an Edward Grey, Wien, 18.11.1912, in: George Peabody Gooch, Harold Temperley (Hrsg.): *British Documents on the Origins of the War*, Bd. IX/2, Nr. 233, London 1934.

31 Fairfax Cartwright an Edward Grey, Wien, 21.11.1912, in: *British Documents*, Bd. IX/2, Nr. 241, London 1934.

32 Stanisław Grabski: *Pamiętniki* [Erinnerungen], Tl. 1, Warszawa 1989, S. 236.

provozieren, womit sie dem Land neues Unglück bescheren.“³³ Um die Stimmung nach Ausbruch des Balkankriegs etwas abzukühlen, verordnete er deshalb der galizischen Presse, die Möglichkeit eines Krieges mit Russland und den Wiederaufbau eines unabhängigen Polen nicht in ihren Blättern zu diskutieren.³⁴

Die Kriegsstimmung erreichte ihren Höhepunkt zu Beginn des Jahres 1913. Als im März 1913 eine Deeskalation des Konflikts erreicht worden war und Russland sowie Österreich-Ungarn ihre Truppenkontingente in der Grenzregion verringerten (Russland entließ 370 000, Habsburg 40 000 Reservisten), kam es in den Reihen der Schützenverbände zu einer Welle der Enttäuschung. Die k.u.k.-Militärbehörden befürchteten sogar, dass die Schützenverbände auf eigene Faust die Grenze zu Russland überschreiten könnten, um so einen Konflikt zwischen den Staaten zu provozieren. Aus diesem Grund wurden die polnischen paramilitärischen Organisationen strenger kontrolliert, ihr Zugang zu Schießständen untersagt und legale Munitionskäufe verboten.³⁵ Im Frühjahr und Sommer 1913 kam es zu einer sukzessiven Beruhigung der Stimmung. Sienkiewicz notierte im Juli 1913, dass ein Kriegsausbruch wenig wahrscheinlich erscheine: „Mit dem Krieg beschäftigen sich die Leute hier wenig [...], vielleicht, weil sie überzeugt sind, dass Österreich immer unbeholfen war, ist und sein wird und sich deshalb nicht zu einer aktiven Politik entschließen kann, geschweige denn zu einer aggressiven.“³⁶

Trotz der Beendigung der Balkankriege war diese Region Europas weit entfernt von dauerhafter Stabilität. Die Öffentlichkeit in Polen war sich dessen ebenso bewusst wie des wachsenden Antagonismus zwischen Russland und Österreich-Ungarn. „Entgegen den offiziellen Verlautbarungen wächst die Spannung zwischen Petersburg und Wien ständig“, berichtete im Mai 1914 der Krakauer „Ilustrowany Kurier Codzienny“ [Illustrierter Tageskurier]. Weiter hieß es: „Österreich und Russland [...] leben gegenwärtig als Nachbarn auf Kriegsfuß. Beide Großmächte hassen sich herzlich [...]. Der furchtbare Krieg um Einfluss auf dem Balkan wird bis aufs Messer geführt! In allen Punkten. Auf der einen Seite Österreich mit seinen Verbündeten, auf der anderen Seite Russland mit Hilfe Frankreichs und Englands. Mit dieser Perspektive wird der bevorstehende große Krieg in Europa vorbereitet.“³⁷

Unter dem Einfluss der Ereignisse auf dem Balkan, aber auch unter dem Druck der sich radikalisierenden Jugend, militarisierte sich schrittweise auch der Turnverein „Sokół“, insbesondere seine Krakauer Abteilung. Allgemein wurde diese Organisation in Polen als Teil einer künftigen polnischen Nationalarmee angesehen. Dazu trug auch das patriotische Umfeld ihrer Tätigkeit bei, die Teilnahme an Nationalfesten, die Uniformierung, Körperertüchtigung und Musterungen. Eine große Rolle in dieser Selbstdarstellung spielten das Treffen aller Sokół-Abteilungen auf den Krakauer Wiesen und die dort durchgeführten Übungen aus Anlass der Grunwald-Feierlichkeiten im Juli 1910.

33 Michał Bobrzyński: *Wskrzeszenia państwa polskiego. Szkic Historyczny* [Die Wiedergeburt des polnischen Staates. Historische Skizze], Bd. 1, Kraków 1920, S. 20.

34 Ausführlicher dazu z.B. Klaus Bachmann: „Ein Herd der Feindschaft gegen Russland“. Galizien als Krisenherd in den Beziehungen der Donaumonarchie mit Russland (1907–1914), Wien 2001.

35 Vgl. Tadeusz Bogalecki: *Polskie związki strzeleckie w latach 1910–1914* [Die polnischen Schützenverbände 1910–1914], in: *Wojskowy Przegląd Historyczny* [Militärgeschichtliche Rundschau], XLI (1996), Nr. 2, S. 52 f.

36 Szczublewski, Sienkiewicz (wie Anm. 29), S. 428.

37 Zit. nach: *Karta* 78 (2014), S. 20.

Auf die Veränderungen in der Ausrichtung der Organisation musste sich notgedrungen auch die Nationaldemokratie einlassen, die dort bisher starken Einfluss hatte. Dies geschah jedoch unter äußerem Druck und aus der Befürchtung, dass andernfalls dieser Einfluss stark zurückgehen würde, ähnlich wie der Einfluss der Sportvereine selbst in der polnischen Gesellschaft zurückging. In den Jahren 1912 bis 1914 wurden die Reformbemühungen der Sportvereine intensiviert und Satzungsänderungen vorbereitet. Am schnellsten ging die Veränderung der Satzung der Krakauer Abteilung vorstatten, die im August 1913 von der Statthalterei akzeptiert wurde. In der Satzung hieß es nun u.a., dass die Falken sich mit der „Organisation von Schieß- und Zielübungen für ihre Mitglieder“ und der „Einrichtung von Schießständen, -plätzen und Feldübungen“ beschäftigen.³⁸

Auf dem letzten Vorkriegskongress der „Falken“, der im Dezember 1913 in Lemberg stattfand, beschlossen die Delegierten, in Zukunft mehr Nachdruck auf sportliche und militärische Übungen zu legen sowie eine größere Verfügbarkeit der Mitglieder zu erreichen, denn „die ‚Falken‘ müssen eine zivil-militärische Organisation bilden, also in ihrer Verfasstheit Elemente des Parlamentarismus berücksichtigen und diese bis zu einem gewissen Grade mit hierarchischen Strukturen verbinden“.³⁹

Diese Bemühungen erfüllten die erwarteten Resultate jedoch nicht vollständig. Nicht ohne leichte Verachtung schrieb der Nationaldemokrat Jan Zamorski: „Die Falken“ wollten sich weismachen, dass sie die Kader für einen zukünftigen Aufstand ausbildeten und die Grundlage der polnischen Armee seien. In der Praxis waren sie zur Jahrhundertwende jedoch ein Trink- und Beerdigungsverein, der sich in jedem Nest aus zwei bis sieben zweit-rangigen Akrobaten zusammensetzte.“⁴⁰ Der gegenüber den Anstrengungen des Vereins sehr kritisch eingestellte Balicki bezeichnete die ganze Schützenbewegung als „missratene Parodie moderner Streitkräfte“.⁴¹

Die ersten Reaktionen der Polen auf den Ausbruch des Krieges im August 1914⁴²

In den ersten drei bis vier Wochen nach Ausbruch des Krieges gab es in der polnischen Gesellschaft, insbesondere in Galizien, weniger im russischen und preußischen Teilungsgebiet, Anzeichen für einen Kriegsenthusiasmus. So wurden etwa die durch die Straßen der galizischen Städte ziehenden Soldaten mit Blumen beworfen und mit kleinen Andenken

38 Jan Snopko: *Polskie Towarzystwo Gimnastyczne „Sokół” w Galicji 1867–1914* [Der polnische Sportverein „Sokół“ in Galizien 1867–1914], Białystok 1997, S. 207.

39 Ebenda, S. 206.

40 Ebenda, S. 214 f.

41 Krzysztof Stępnik: *Wojny bałkańskie lat 1912–1913 w prasie polskiej. Korespondencje wojenne i komentarze polityczne* [Die Balkankriege 1912–1913 in der polnischen Presse. Kriegsberichte und politische Kommentare], Lublin 2011, S. 230.

42 Vgl. zu diesem Thema Piotr Szlanta: *Der Glaube an das bekannte Heute, der Glaube an das unsichere Morgen. Die Polen und der Beginn des Ersten Weltkriegs*, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 61 (2013), Nr. 3, S. 411–432; Katarzyna Sierakowska: *Śmierć-wygnanie-głód w dokumentach osobistych. Ziemia polskie w latach Wielkiej Wojny 1914–1918* [Tod – Vertreibung – Hunger in Ego-Dokumenten. Polnische Gebiete in den Jahren des Großen Krieges 1914–1918], Warszawa 2015, S. 37–72.

beschenkt, da man sie als die „Unsrigen“ ansah.⁴³ Reservisten, die nicht von der Mobilmachung erfasst wurden, meldeten sich freiwillig zur Armee. Es gab Männer, die eigens dafür aus dem Ausland zurückkehrten.⁴⁴ Wincenty Witos schrieb Jahre später in seinen Erinnerungen über den Kriegsbeginn: „Schaut man auf alles, was sich damals ereignete, hat man unwillkürlich den Eindruck, dass die gesamte Gesellschaft einmütig agiert und Österreich noch über ein gewaltiges Kapital an Vertrauen und Begeisterung verfügt.“⁴⁵ Ähnlich sah dies der k.u.k.-Rittmeister bei den Ulanen Wojciech Kossak, der den Kriegsausbruch in Zakopane erlebte: „Die Reservisten der Goralen, dieses erlesene Soldatenmaterial, gingen zum Bahnhof mit kavalleristischer Verwegenheit. Wir Reserveoffiziere, die wir mit der Feldausrüstung und dem Dienst beschäftigt waren, zu dem wir sofort in Krakau anzutreten hatten, hatten gar keine Zeit, uns eingehender damit zu befassen.“⁴⁶ Auch in der Literatur lassen sich Spuren von Begeisterung finden, die die Stimmung jener Tage gut wiedergeben – „Die Osteria“ von Julian Strykowski legt davon beredt Zeugnis ab. Der Warschauer Erzbischof Aleksander Kakowski hielt als Beobachter von außen hingegen in seinem Tagebuch fest: „Die Begeisterung für die österreichische Sache erreichte in Galizien ihren Höhepunkt und hielt sich lange. Galizien hat sich fast vollständig von Beginn an zu Österreich bekannt.“⁴⁷

Diese Euphorie in Galizien nahmen auch die Österreich nicht freundlich gesinnten Nationaldemokraten wahr. Jan Zamorski notierte unter dem 18. August 1914: „Der Krieg selbst ist ungewöhnlich populär [...]. Ich weiß nicht, ob es wenigstens ein paar Dutzend Polen gibt, die in diesem Krieg etwas anderes sehen als einen Krieg um den Anschluss des Königreichs [Polen] an Galizien, also die Wiedererweckung Polens.“⁴⁸ Stanisław Grabski pflichtete ihm in seinen Tagebüchern bei, wenn er über die herrschende Stimmung nach der Kriegserklärung an Serbien schrieb: „Und in Lemberg wurde nicht nur unter der Jugend, sondern auch unter dem überwiegenden Teil der älteren Bevölkerung die Kriegsstimmung immer stärker. Es gab keinen populäreren Gedanken als die Bekräftigung des nicht verjährten Rechts Polens auf ein unabhängiges Dasein durch die militärische Tat.“⁴⁹ Matylada Sapieżyna kam zu dem Schluss, dass „damals die Armee und der Krieg noch etwas Erhebendes und Romantisches an sich hatten“. Ihre Stimmung und die auf den Straßen Lembergs

43 Lwów i kraj wobec wojny [Lemberg und das Land angesichts des Krieges], in: *Gazeta Lwowska*, 1. August 1914; Janusz Pajewski: *Odbudowa państwa polskiego [Die Wiedererrichtung des polnischen Staates]*, Poznań 2005, S. 65; Józef Białynia Chołodecki: *Lwów w czasie okupacji rosyjskiej (3 września 1914–22 czerwca 1915). Z własnych przeżyć i spostrzeżeń [Lemberg zur Zeit der russischen Besatzung (3. September 1914–22. Juni 1915). Aus eigenen Erlebnissen und Anschauungen]*, Lwów 1930, S. 11–34.

44 Vgl. Brief des Innenministers an den Statthalter von Galizien vom 08.08.1914, *Archiwum Państwowe w Krakowie [Staatsarchiv Krakau]*, DPKr 96:2959/14, Bl. 495; August Krasicki: *Dziennik z kampanii rosyjskiej 1914–1916 [Tagebuch aus dem Russlandfeldzug 1914–1916]*, Warszawa 1988, S. 61, 71; Wincenty Witos: *Moje wspomnienia [Meine Erinnerungen]*, bearb. von Eugeniusz Karczewski, Ryszard Józef Szaflik, Bd. 1, Warszawa 1988, S. 289 f.; Matylada Sapieżyna, geb. Windisch-Graetz: *My i nasze siedliska [Wir und unsere Siedliska]*, Kraków 2003, S. 234, 237.

45 Ebenda, S. 291.

46 Wojciech Kossak: *Wspomnienia [Erinnerungen]*, Warszawa 1971, S. 280.

47 Aleksander Kakowski: *Z niewoli do niepodległości. Pamiętniki [Aus der Unfreiheit in die Unabhängigkeit. Tagebücher]*, hrsg. von Tadeusz Krawczak, Ryszard Świętek, Warszawa 2000, S. 120 f.

48 Zit. nach: Adam Wątor: *Narodowa Demokracja w Galicji do 1918 roku [Die Nationaldemokratie in Galizien bis 1918]*, Szczecin 2002, S. 303 f.

49 Grabski, *Pamiętniki (wie Anm. 32)*, S. 248.

herrschende Atmosphäre beschrieb sie so: „In einem solchen Moment leide ich darunter, dass ich nicht an der Freude derjenigen teilhaben kann, die aus einem Herzensbedürfnis losgehen, was man von den Polen ja erwarten kann. Die Stimmung ist hier im Allgemeinen sehr gut.“⁵⁰ Eine andere Literatin, Zofia Romaniczówna, notierte am 26. Juli 1914: „Krieg! Ist es wahr oder ein schwerer Traum? Das, was vor anderthalb Jahren ein drohendes Gespenst war, geht heute in Erfüllung. Vorerst als Krieg zwischen Österreich und Serbien, aber es gibt große Befürchtungen (oder auch Hoffnungen?), dass es ein europäischer Krieg werden könnte. Und wir, gerade wir? Welche Rolle und welches Schicksal sind uns dabei zgedacht? Nicht auszudenken, und wer weiß, ob das nicht die Morgenröte der Freiheit ist?“⁵¹ „Die Stadt zittert in einem irgendwie freudigen Fieber. Man fühlt sich an die Worte Mickiewicz's über die wunderbare Begeisterung im Frühling 1812 erinnert“ – schrieb aus Krakau der sozialistische Politiker Ignacy Daszyński.⁵²

Der größte Enthusiasmus herrschte unter den Angehörigen der Schützenbewegung. Der Legionär Henryk Pietrzak berichtete über die Atmosphäre jener Tage: „Welche wilde Kriegslust hat die Menschen ergriffen. Eine unverständliche Freude strahlt einem aus den Gesichtern entgegen.“⁵³ Ein anderer Angehöriger der Schützenverbände, Roman Starzyński, beschrieb die Reaktion auf die Nachricht vom Attentat in Sarajevo so: „Ich lief, um zu erfahren, was passiert ist. ‚Wie? Ihr wisst noch von nichts?‘ – wurde gerufen – ‚in Sarajevo wurde der Thronfolger Franz Ferdinand ermordet. Es wird Krieg geben! Zuerst mit Serbien und danach mit Russland.‘ Ein Zittern überlief mich, aber kein Zittern vor Angst! Krieg! Wie viel Drohung und gleichzeitig Freude lag für uns in diesem Begriff! Seit so vielen Jahren erwartet, wird der ersehnte Krieg endlich Wirklichkeit.“⁵⁴

Auf der anderen Seite musste der Umstand, dass der Krieg notgedrungen den Charakter eines Brudermords in sich trug und sich in Polen abspielen würde, negativ auf die Begeisterung einwirken. So kommentierte die „Gazeta Grudziądzka“ [Graudenzer Zeitung] praktisch am Vorabend des Attentats in Sarajevo: „Wir Polen wollen den Krieg gewiss nicht, denn im Falle eines Krieges würde gerade das polnische Volk am meisten leiden. Auf seinem Gebiet vor allem wird sich jener schreckliche Krieg abspielen und das Blut seiner Söhne wird auf dieser und auf jener Seite vergossen werden. Deshalb wollen auch wir den Krieg nicht!“⁵⁵ Im „Dziennik Bydgoski!“ [Bromberger Tageblatt] vom 1. August konnte man, nur wenige Stunden vor dem Ausbruch des deutsch-russischen Krieges, lesen: „Wir sind davon überzeugt, dass jeder zu den Waffen gerufene Pole seine Pflicht erfüllen wird, aber wir können uns des Gefühls nicht erwehren, dass dies in jedem Fall ein brudermörderischer Kampf werden wird. Polen aus den unterschiedlichen Teilungsgebieten werden sich gegenseitig beschießen.“⁵⁶

50 Sapieżyna, *My i nasze siedliska* (wie Anm. 44), S. 234 f.

51 *Polski wir I wojny 1914–1918* [Der polnische Strudel des Ersten Weltkriegs 1914–1918], bearb. von Agnieszka Dębska, Warszawa 2014, S. 31.

52 Ignacy Daszyński: *Pamiętniki* [Tagebücher], Bd. 2, Kraków 1926, S. 158.

53 Henryk Pietrzak: *Sześć lat wojny. Pamiętniki polskiego żołnierza* [Sechs Jahre Krieg. Tagebücher eines polnischen Soldaten], Łódź 1936, S. 11.

54 Zit. nach: *Karta* 78 (2014), S. 22.

55 *Niespokojne czasy* [Unruhige Zeiten], in: *Gazeta Grudziądzka* [Graudenzer Zeitung], 27. Juni 1914.

56 *Wobec wrzenia wojennego* [Zum Sieden des Krieges], in: *Dziennik Bydgoski* [Bromberger Tage-

Derartige Befürchtungen äußerte auch Maria Wolska aus Galizien. Nach Bildung der „Ostlegion“ in Lemberg notierte sie im August 1914 in ihrem Tagebuch:

„Ist es heute nicht die Pflicht jedes Polen zu leben? Zu leben und nicht zu sterben! Ist der ‚Wahn‘ eines schönen Todes heute nicht eher ein Verbrechen am Vaterland? Das ist schließlich um Gottes Willen kein polnischer Krieg! Schlagen werden sich unsere Feinde untereinander und wir werden uns zwischen ihnen herumtreiben, ohne den Ausgang zu kennen, also auch nicht berechtigt dazu sein, mehr Blut zu vergießen, als der Zwang der dreifachen Unfreiheit aus uns herausaugt! Das ist ohnehin viel. Zu viel... Nicht euch, Jungs, nicht euch, muss man irgendetwas vorwerfen, sondern denen, die euch führen, die euch gegen die Feinde in den sicheren Tod schicken, zum Nutzen der Feinde, bei denen ihr freiwillig auf andere Polen schießen werden müsst.“⁵⁷

Diese Stimmen dominierten jedoch nicht den Ton der öffentlichen polnischen Debatte jener entscheidenden Tage.

Resümee

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Worte des Dichters Adam Mickiewicz aus den 30-er Jahren des 19. Jahrhunderts, in denen er Gott um einen allgemeinen Krieg im Namen der Völkerfreiheit bat, auch zu Anfang des 20. Jahrhunderts noch aktuell waren. Graf August Krasicki formulierte dies in seinem Tagebuch unter dem Datum 19. August 1914 so: „Mickiewicz hatte Recht, als er für einen Krieg betete. Seinem Beispiel folgend, ließ ich in den Fürbitten stets die Bitte ‚Verschone uns vor Krieg, Herr‘ weg.“⁵⁸ Ein gesamt-europäischer Krieg war die notwendige Voraussetzung für die Möglichkeit wenn schon nicht der Wiederentstehung des polnischen Staates, so doch wenigstens der Verbesserung der Lebensbedingungen der Polen (Vereinigung der polnischen Gebiete unter dem Zepher der Romanovs oder der Habsburger mit Autonomiestatus). Daher hatte zumindest ein Teil der polnischen politischen Kreise eine positive Einstellung zum Krieg und betrachtete den möglichen Ausbruch eines gesamteuropäischen Konflikts eher mit Hoffnung als mit Furcht. Eine derartige Stimmung war vor allem in Galizien spürbar und bei der Jugend eher als bei den Älteren.

Ein Grund für das relativ positive Verhältnis zum Krieg als Mittel zur Lösung internationaler Konflikte scheint neben der fehlenden Erfahrung einer eigenen Staatlichkeit der Kult um die Nationalaufstände zu sein, die ein wesentliches Element der nationalen Identität

blatt], 1. August 1914. Siehe auch: Za kilka godzin [In einigen Stunden], in: Dziennik Poznański [Posener Tageblatt], 2. August 1914.

57 Urszula Jakubowska: Maryli Wolskiej pamiętnik z czasów I wojny światowej [Das Tagebuch der Maryla Wolska aus den Zeiten des Ersten Weltkriegs], in: Urszula Jakubowska (Hrsg.): Galicyjskie Spotkania 2011 [Galizische Begegnungen 2011], Zabrze 2011, S. 183.

58 Dziennik z kampanii rosyjskiej Krasickiego Augusta porucznika w sztabie Komendy Polskich Legionów 1914–1916 [Tagebuch von August Krasicki, Leutnant im Stab der Polnischen Legionen, verfasst im Russlandfeldzug 1914–1916], Bd. 1, S. 20.

darstellten. Auch die Trivialkultur, wie etwa Sienkiewicz's Trilogie, verstärkte noch das Bild vom Nationalhelden, der als Soldat bereit ist, sein Leben auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern. Sienkiewicz selbst, der eine Reihe von Vorbehalten gegen die Schützenbewegung hegte, auch aus Angst vor einer Manipulation der patriotisch eingestellten Jugend durch Politiker, bekannte, dass viele dieser Jugendlichen Pseudonyme benutzten, die aus seinen Romanen stammten.⁵⁹

Der zukünftige Krieg um die Unabhängigkeit Polens sollte ein gerechter Krieg sein, und die Errichtung einer neuen, dauerhaften internationalen Ordnung sollte sich auf das Nationalstaatsprinzip stützen. Auf eine dichotomische Aufteilung der Konflikte in gerechte und ungerechte, was die Ablehnung der bedingungslosen Akzeptanz von Krieg einschloss, deuten wenigstens die zahlreichen Stimmen aus polnischen Kreisen hin, die sich kritisch gegen den preußischen Militarismus sowie die aggressive Außenpolitik Deutschlands und dessen Flottenprogramm richteten. Hierin wurde eine Destabilisierung der internationalen Ordnung gesehen, die Krieg bedeuten konnte.⁶⁰ Umgekehrt sah wiederum ein bedeutender Teil der polnischen Öffentlichkeit den Krieg der Buren zur Verteidigung ihres Vaterlandes gegen die britischen Imperialisten in den Jahren 1899 bis 1902 als gerecht an.⁶¹

Andererseits fehlte es nicht an Befürchtungen vor einem Krieg, der sich notwendig auf polnischem Gebiet abspielen und dementsprechend tragische Konsequenzen nach sich ziehen musste, dienten doch in den Armeen aller drei Teilungsmächte Polen, wodurch der Krieg einen teilweise brudermörderischen Charakter annehmen musste. Einige, wie z.B. die Romanschriftstellerin und Lyrikerin Maria Konopnicka in ihrem Gedicht „A jak poszedł król na wojnę“ [Als der König in den Krieg zog], verurteilten den Krieg aus humanitären Gründen.⁶²

Trotz seiner Dramatik brachte der Krieg von 1914 bis 1918 Polen die Unabhängigkeit und die Erfüllung der Träume einiger Generationen, die über keinen polnischen Nationalstaat verfügt hatten. Einer der Architekten der polnischen Unabhängigkeit, der bereits oben erwähnte Dmowski, formulierte es rückblickend so:

„Wenn der Krieg 1914–1918 für die ganze Welt eine unerwartete und überwältigende Katastrophe war, dann war er aus unserer polnischen Sicht etwas, das die Grenzen der

59 Vgl. Szczublewski, Sienkiewicz (wie Anm. 29), S. 424.

60 Vgl. dazu z.B.: Niebezpieczeństwo Niemieckie [Die deutsche Gefahr], in: Kraj, 27. April (10. Mai) 1907; Odosobnienie Niemiec [Die Vereinsamung Deutschlands], in: Dziennik Poznański, 20. Juni 1908; Jubileusz pruski [Preußisches Jubiläum], in: Kurjer Warszawski, 16. Juni 1913; Piotr Szlanta: Wilhelm II. Ostatni z Hohenzollernów [Wilhelm II. Der letzte der Hohenzollern], Warszawa 2015, S. 210 f., 338; ders.: Polacy poddani Wilhelma II wobec *Weltpolitik* 1888–1914 [Die polnischen Untertanen Wilhelms II. und ihr Verhältnis zur *Weltpolitik*], in: Przegląd Historyczny [Historische Rundschau] 53 (2012), Nr. 1, S. 81–94.

61 Vgl. Michał Leśniewski: Wojna burska 1899–1902. Geneza, przebieg i międzynarodowe uwarunkowania [Der Burenkrieg 1899–1902. Entstehung, Verlauf und internationale Bedingungen], Warszawa 2001, S. 240–251; Piotr Szlanta: Opinia publiczna Królestwa Polskiego wobec wojny burskiej (1899–1902) [Die öffentliche Meinung im Königreich Polen zum Burenkrieg (1899–1902)], in: Przegląd Historyczny 91 (2000), Nr. 4, S. 535–550.

62 <http://literat.ug.edu.pl/mariakon/017.htm> [letzter Zugriff: 12.2.2015]. Deutsche Fassung in der Übersetzung von Ladislaus Gumplowicz unter https://www.ngiyaw-ebooks.org/ngiyaw/worte-zum-tag/2009_03/20090323.htm.

kühnsten, unrealistischsten Erwartungen übertraf. [...] Wenn es um Polen geht, wem wäre es da bei uns in den Sinn gekommen, dass wir uns am Vorabend eines Krieges befinden, in dem eine Teilungsmacht entmündigt wird, unfähig zum Kampf, während die anderen beiden alle anderen Großmächte gegen sich haben werden? Wer hätte gedacht, dass auf dem Friedenskongress nach diesem Krieg alle drei Großmächte, die Polen aufgeteilt hatten, nicht anwesend sein werden, während Polen daran teilnehmen wird?⁶³

Der polnische Waffengang, insbesondere der der Legionen, stellt einen der Gründungsmythen der Zweiten Republik dar.⁶⁴

Aus dem Polnischen übersetzt von Matthias Barelkowski, Berlin

Summary

Although an independent Polish state did not exist after the end of the eighteenth century, Poles repeatedly tried to regain their lost independence. The existing territorial and political *status quo* could not be challenged without the use of force. The growing antagonism between the powers which had partitioned Poland at the end of the 18th century was met with satisfaction by many Poles. Both main Polish political parties, namely the National Democrats and the Socialists, accepted war as a method of solving international disputes. In Galicia after 1908, active paramilitary organizations prepared the Polish youth for a future military conflict between Russia and Austro-Hungary. Poles, especially in autonomous Galicia, celebrated the anniversaries of various battles and wars fought, after 1795, for the liberation of Poland. On the other hand, with the exception of a small group of radicals, the greater part of Polish public opinion did not intentionally strive for war. Nevertheless, most Poles accepted the prospect of war as a means of bettering their political situation.

63 Roman Dmowski: *Polityka polska i odbudowanie państwa* [Die polnische Politik und die Wiedererrichtung des Staates], Bd. 1, Częstochowa 1937, S. 161.

64 Vgl. Jussi Jalonen, Klaus Richter u.a.: *Commemoration, Cult of the Fallen (East Central Europe)*, in: Daniel, Gatrell u.a. (Hrsg.), *1914–1918-online* (wie Anm. 3); siehe auch: Elżbieta Kaszuba: *System propagandy państwowej obozu rządzącego w Polsce w latach 1926–1939* [Das staatliche Propagandasystem des Regierungslagers in den Jahren 1926–1939], Toruń 2004; Elżbieta Kossewska: *Związek Legionistów Polskich 1922–1939* [Der Verband der polnischen Legionäre 1922–1939], Warszawa 2003; Piotr Cichoracki: *Legenda i polityka. Kształtowanie się wizerunku marszałka Polski Józefa Piłsudskiego w świadomości zbiorowej społeczeństwa polskiego w latach 1918–1939* [Legende und Politik. Die Entstehung des Piłsudski-Bildes im kollektiven Bewusstsein der polnischen Gesellschaft in den Jahren 1918–1939], Kraków 2005.

Die „Daheimgebliebenen“: Kriegsvorstellungen und Kriegserfahrungen weiblicher Angehöriger zu Beginn des Ersten Weltkrieges

von Silke Fehlemann

I. Einführung

Im Juli 1914 führte die Gutsherrin Helene Kleveman eine Mädchenpension in der Nähe von Bremerhaven. Sie hatte zahlreiche Pflgetöchter und drei erwachsene Söhne; einer von ihnen war verlobt, ein weiterer frisch verheiratet. Aus ihrem Tagebuch wird deutlich, dass sie Ende Juli 1914 ein arbeitsreiches, aber zufriedenes Leben führte. Noch am 27. Juli 1914 wollte sie nicht so recht an einen bevorstehenden Krieg glauben, obwohl ihr mittlerer Sohn im Generalstab tätig war. Im November 1917 war dieser Sohn gefallen, der jüngste befand sich in russischer Kriegsgefangenschaft und der älteste war verwundet.¹ Aus den Berichten ihrer Nachkommen geht hervor, dass Kleveman und ihr Ehemann nach vier Jahren Krieg vorzeitig gealtert waren.²

Dies ist nur eine von vielen Geschichten der „Daheimgebliebenen“, deren Leben durch den Krieg endgültig und grundlegend verändert wurde. Michael S. Neiberg hat vor einigen Jahren darauf hingewiesen, wie weit die Bevölkerung der europäischen Kriegsnationen von dem kleinen Zirkel der entscheidenden Staatsmänner entfernt war und wie wenig sie einen Krieg erwartete oder ihn gar herbeisehnte.³ Vor allem die „Gräueltaten“, die direkt zu Beginn des Krieges von den jeweils vorrückenden Armeen begangen und propagandistisch instrumentalisiert wurden, hätten, so Neiberg, für eine Mobilisierung der Gesamtbevölkerung gesorgt. Am Beispiel weiblicher Angehöriger von Soldaten im Deutschen Reich wird diese These im Folgenden überprüft.

Auch wenn die so genannte Heimatfront in den letzten Jahren vermehrt in den Blickpunkt der Forschung gerückt ist,⁴ fand die Lage von Familienangehörigen bislang wenig

1 Tagebuch Helene Kleveman (Privatbesitz), Eintrag vom 1.8.1914.

2 Vgl. zur Perspektive der Nachkommen: Lutz Kleveman: Kriegsgefangen. Meine deutsche Spurensuche, München 2011, S. 188.

3 Michael S. Neiberg: *Dance of the Furies. Europe and the Outbreak of World War I*, Cambridge 2013 (Erstveröffentlichung 2011), S. 234-237; ein Überblick über die Forschung zum Kriegsausbruch ist aus Platzgründen kaum möglich. Deshalb nur drei Titel zur Einführung: Arndt Weinrich: „Großer Krieg“, große Ursachen? Aktuelle Forschungen zu den Ursachen des Ersten Weltkriegs, in: *Francia* 40 (2013), S. 233-252; Christoph Cornelißen: *Oh what a Lovely War*. Zum Forschungsertrag und zu den Tendenzen ausgewählter Neuerscheinungen über den Ersten Weltkrieg, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 65 (2014), H. 5/6, S. 269-283; Wencke Meteling: *Neue Forschungen zum Ersten Weltkrieg*. Englisch- und französischsprachige Studien über Deutschland, Frankreich und Großbritannien, in: *Geschichte und Gesellschaft* 37 (2011), H. 4, S. 615-648. Neuere Darstellungen bei: Oliver Janz: *14 – der Große Krieg*, Frankfurt a.M. 2013; Jörn Leonhard: *Die Büchse der Pandora*. Geschichte des Ersten Weltkriegs, München 2014; Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich: *Deutschland im Ersten Weltkrieg*, Frankfurt a.M. 2013.

4 Nur einige wenige ausgewählte Arbeiten können genannt werden: Ute Daniel: *Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft*. Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg, Göttingen 1989; Anne

Aufmerksamkeit, schließlich war es lange nicht üblich, den Begriff der Kriegserfahrung für die Menschen in der Heimat zu verwenden.⁵ Doch inzwischen werden Familienangehörige ebenfalls als Kriegsbeteiligte verstanden, denn „niemand konnte sich in derartig mobilisierten und (des-)informierten Gesellschaften dem Krieg entziehen“.⁶ Familienangehörige stellen eine große heterogene Gruppe dar; im Folgenden stehen die Mütter und Ehefrauen der Soldaten im Vordergrund. Sie waren vom Weggang der Männer am stärksten emotional und häufig auch ökonomisch betroffen. Wie erlebten diese Frauen den Kriegsbeginn? Begrüßten sie den Krieg mehrheitlich begeistert oder erwarteten sie ihn ängstlich? Waren sie auf spezifische Weise nationalistisch bewegt oder um ihre Angehörigen besorgt? Welche Vor- und Leitbilder wurden im öffentlichen Diskurs entwickelt und inwiefern entsprachen die Frauen diesen Normen?

Um die Dynamik zwischen den Vor- und Leitbildern des medialen Diskurses, ihren literarischen Umsetzungen und Deutungen sowie den individuellen Gefühlen der Angehörigen zu erfassen, wird das Konzept des „emotionalen Regimes“ zugrunde gelegt:⁷ Welche

- Roerkohl: Hungerblockade und Heimatfront. Die kommunale Lebensmittelversorgung in Westfalen während des Ersten Weltkrieges, Stuttgart 1991; Birthe Kundrus: Kriegerfrauen. Familienpolitik und Geschlechterverhältnisse im Ersten und Zweiten Weltkrieg, Hamburg 1995; Gerd Krumeich: Kriegsfront – Heimatfront, in: Gerhard Hirschfeld, ders. u.a. (Hrsg.): Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs, Essen 1997, S. 12-19; Benjamin Ziemann: Front und Heimat. Ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern, Essen 1997, S. 45-47; Christoph Nübel: Die Mobilisierung der Kriegsgesellschaft. Propaganda und Alltag im Ersten Weltkrieg in Münster, Münster 2008; Roger Chickering: Freiburg im Ersten Weltkrieg. Totaler Krieg und städtischer Alltag 1914–1918, Paderborn u.a. 2009; Belinda Davis: Home Fires Burning. Food, Politics, and Everyday Life in World War I Berlin, Chapel Hill, NC 2000; Stefanie Schüler-Springorum (Hrsg.): Heimat-Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege, Frankfurt a.M. u.a. 2002; Dietmar Molthagen: Das Ende der Bürgerlichkeit? Liverpooler und Hamburger Bürgerfamilien im Ersten Weltkrieg, Göttingen 2007. Neuere Forschungen zur Geschlechtergeschichte des Ersten Weltkriegs finden sich im Sammelband von Christa Hämmerle, Oswald Überegger u.a. (Hrsg.): Gender and the First World War, Basingstoke 2014; vgl. auch Anita Pretenthaler-Ziegerhofer, Sammelrez: Geschlechtergeschichte des Ersten Weltkrieges, auf: <http://www.h-net.org/reviews/showrev.php?id=41734> [letzter Zugriff: 16.01.2016].
- 5 Vgl. zum Begriff der Kriegserfahrung grundlegend: Georg Schild, Anton Schindling (Hrsg.): Kriegserfahrungen – Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit. Neue Horizonte der Forschung, Paderborn 2009; Anne Lipp: Meinunglenkung im Krieg. Kriegserfahrungen deutscher Soldaten und ihre Deutung 1914–1918, Göttingen 2003. Vgl. auch die Beiträge in: Hirschfeld, Krumeich u.a. (Hrsg.), Kriegserfahrungen (wie Anm. 4); Nikolaus Buschmann, Horst Carl: Zugänge zur Erfahrungsgeschichte des Krieges. Forschung, Theorie, Fragestellung, in: Dies. (Hrsg.): Die Erfahrung des Krieges. Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg, Paderborn u.a. 2001, S. 11-26, hier S. 18.
- 6 Molthagen, Bürgerlichkeit (wie Anm. 4), S. 110.
- 7 In der Emotionsgeschichte bezeichnet dieser Terminus ein Set kollektiver emotionsbasierter Rituale, Zeremonien und sprachlicher Aussagen, die die Spielräume öffentlicher Gefühlsaussagen einhegen. Dabei werden individuelle Gefühle gelenkt, beeinflusst, limitiert oder auch erst hervorgerufen, vgl. William M. Reddy: The Navigation of Feeling. A Framework for the History of Emotions, Cambridge u.a. 2001, S. 94; vgl. Jan Plamper: Wie schreibt man die Geschichte der Gefühle? William Reddy, Barbara Rosenwein und Peter Stearns im Gespräch mit Jan Plamper, in: Werkstatt Geschichte 54 (2010), S. 39-69. Allgemeine Überblicke: Ute Frevert: Was haben Gefühle in der Geschichte zu suchen, in: Geschichte und Gesellschaft 35 (2009), S. 183-208, hier S. 205-208; Martina Kessel: Gefühle und Geschichtswissenschaft, in: Rainer Schützeichel (Hrsg.): Emotionen

Gefühlsregime wurden für die Familienangehörigen zu Beginn des Krieges entworfen, wie diffundierten sie in die Gesellschaft und wie wirkmächtig waren sie? Emotionale Regime bildeten einen entscheidenden Bestandteil der „kulturellen Mobilisierungen“ während des Krieges.⁸ Um sich den Kriegsvorstellungen, -deutungen und Erfahrungen der Familienangehörigen zu nähern, werden drei unterschiedliche Quellengruppen betrachtet: Neben politischen Flugschriften und Medienerzeugnissen werden sowohl literarische Texte zeitgenössischer Autorinnen als auch Selbstzeugnisse von weiblichen Familienangehörigen berücksichtigt.⁹ Diese Quellen stammen vorwiegend von Frauen aus dem gehobenen sowie dem mittleren und unteren Bürgertum.¹⁰ Abgesehen davon repräsentieren die untersuchten politischen Traktate und Essays, literarischen Texte, Tagebücher und Korrespondenzen regional und konfessionell unterschiedlich geprägte Familien und ebenso unterschiedliche politische Haltungen.

II. Kriegsvorstellungen und -erwartungen

Vorstellungen vom Krieg waren auch für Familienangehörige keineswegs erst im Juli 1914 eine Neuheit. Auf der einen Seite zeigen die anhaltend hohen Auflagenzahlen des Romans „Die Waffen nieder“ von Bertha von Suttner, der erstmals 1889 erschien, dass sich nicht nur im sozialdemokratischen, sondern auch im bürgerlichen Lager bis 1914 eine große Anzahl kritikvoller Leserinnen fand. Auf der anderen Seite entwickelten sich nach 1900 in den an die Befreiungs- und Einigungskriege anknüpfenden Romanen konkrete Formen mentaler Kriegsvorbereitung.¹¹ In diesen auflagenstarken Veröffentlichungen wurde ein (imaginiertes) Kriegsbeginn beschrieben und als volksgemeinschaftliches Erlebnis dargestellt.¹² Auch die Jahrhundertfeiern von 1913, die an die Befreiungskriege erinnerten und diese verherrlichten,

und Sozialtheorie. Disziplinäre Ansätze, Frankfurt a.M. u.a. 2006, S. 29-47, hier S. 42. Vgl. auch die Forschungsberichte von Bettina Hitzer: Emotionsgeschichte – ein Anfang mit Folgen. Forschungsbericht, in: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/2011-11-001.pdf> (veröffentlicht: 23.11.2011) [letzter Zugriff: 16.01.2016] und Nina Verheyen: Geschichte der Gefühle, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, http://docupedia.de/zg/Geschichte_der_Gefühle (veröffentlicht 18.6.2010), [letzter Zugriff: 16.01.2016].

- 8 Vor allem John N. Horne: Introduction: Mobilizing for „Total War“, 1914–1918, in: Ders. (Hrsg.): *State, Society and Mobilization in Europe during the First World War*, Cambridge 1997, S. 1-19.
- 9 Die Ausführungen stellen Teilergebnisse eines dreijährigen DFG-Projektes dar, das die Verfasserin an den Universitäten Düsseldorf und Frankfurt a.M. durchgeführt hat.
- 10 Einige Schriftstellerinnen stammten auch aus dem Adel, wie etwa Hedwig von Mühlentfels (Ps. Helene von Mühlau), Leontine von Winterfeld-Platen und Elisabeth von Oertzen.
- 11 Für weibliche Angehörige z.B. Henny Koch: *Aus großer Zeit. Eine Erzählung für junge Mädchen*, Stuttgart 1908, S. 343. Der Roman erschien schon 1904/05 in einer Mädchenzeitschrift. Vgl. dazu ausführlicher Gisela Wilkending: *Krieg und Geschlecht. Zu Strukturen und Funktionen kaiserzeitlicher Mädchen-Kriegsromane*, in: Dies. (Hrsg.): *Mädchenliteratur der Kaiserzeit. Zwischen weiblicher Identifizierung und Grenzüberschreitung*, Stuttgart 2003, S. 259-303, S. 275-277. Vgl. auch die erfolgreichen Gedichte von Marie Dechent: *Frauenleid und Frauentrost in Kriegszeit*, Frankfurt a.M. 1914, die während der Einigungskriege entstanden und 1914 wieder aufgelegt wurden.
- 12 Vgl. Gerd Krumeich: *The War Imagined: 1890–1914*, in: John Horne (Hrsg.): *A Companion to World War I*, Oxford 2010, S. 3-18.

bereiteten einer emotionalisierten Wahrnehmung des Kriegsbeginns den Boden.¹³ Die von Thea von Harbou unter dem Titel „Der Krieg und die Frauen“ im Jahr 1913 veröffentlichten Novellen sollten sich im Laufe der nächsten Jahre zur erfolgreichsten Kriegsliteratur aus weiblicher Feder entwickeln, insgesamt verkauften sie sich über 100 000 Mal.¹⁴ Nach Aussage der Autorin war die Novellensammlung auf Anraten militärischer Kreise verfasst worden, wobei Allgemeinverständlichkeit und Spannung gewünscht worden seien.¹⁵ Die Projektion eines Krieges, die Harbou in ihrer ersten Novelle „Drei Tage Frist“ entwickelte, nahm typische narrative Elemente des „Augusterlebnisses“ schon vorweg: Im Bewusstsein, dass ihr Ehemann nun in den Kampf ziehen muss, erlebt die Hauptfigur die emotionale Aufwallung des Kriegsbeginns. Glockenläuten, das kollektive Singen der „Wacht am Rhein“ und ein Fahnenmeer bescheren ihr die innere Wandlung fast als ein religiöses Erweckungserlebnis: die Auflösung des Individuums in der Gemeinschaft. „Sie verstand es nicht, nein, sie wehrte sich dagegen, wollte es zergliedern und mit ruhiger Vernunft zersetzen. Es gelang ihr nicht. Wie eine Woge alles überspült, was in ihre Nähe kommt, so riß der heilige Aufschwung dieser Stunde auch sie widerstandslos mit sich fort.“¹⁶ Und schließlich: „[...] zum ersten Male fühlte sie sich selbst als eine Welle in diesem Strom, der ihr Ich auflöste, sie ein Teil des Ganzen, Allgemeinen werden ließ, und spürte den Herzschlag dieser Tausende als ihres eigenen Herzens Schlag“.¹⁷

Die Form der Novellensammlung ermöglichte es, in der Summe das Bild eines generationsübergreifenden Opfers zu zeichnen. So konnten die Mutter des Soldaten, die Mutter kleiner Kinder, die junge Ehefrau etc. in den einzelnen Novellen thematisiert werden und verschmolzen dann zu einer weiblichen „Opfergemeinschaft“. Harbou hatte damit eine Deutung von weiblichen Tätigkeiten im Krieg vorgezeichnet, die für national gesinnte Frauen Angebote bereithielt. Das Opfern der Ehemänner und Söhne als weibliche Kriegsleistung sollte zu den wichtigsten Pathosformeln während der militärischen Auseinandersetzung gehören. Als der Krieg dann tatsächlich begann, konnten andere Autorinnen und Publizistinnen auf diesen unterschiedlich vorgeprägten Narrativen aufbauen.

13 Diesen Zusammenhang stellt etwa z.B. Ina Seidel in ihren Memoiren her, vgl. Ina Seidel: Lebensbericht 1885–1923, Stuttgart 1970, S. 270 f.

14 Thea von Harbou: Der Krieg und die Frauen. Novellen, Stuttgart u.a. 1913. Auch die Auflage von 1914 (16.–20. Tausend) wurde noch veröffentlicht, bevor der Krieg ausbrach. Vgl. auch Angelika Tramitz: Vom Umgang mit Helden. Kriegs(vor)schriften und Benimmregeln für deutsche Frauen im Ersten Weltkrieg, in: Peter Knoch (Hrsg.): Kriegsalltag, Stuttgart 1989, S. 84–113, hier S. 84–96 und S. 110 sowie Hans-Otto Binder: Zum Opfern bereit: Kriegsliteratur von Frauen, in: Hirschfeld, Krumeich u.a. (Hrsg.), Kriegserfahrungen (wie Anm. 4), S. 107–128. Vgl. dazu ausführlich Andre Kagelmann: Der Krieg und die Frau. Thea von Harbous Erzählwerk zum Ersten Weltkrieg, Kassel 2009, S. 176–210. Bei Kagelmann findet sich auch ein guter Überblick über aktuelle Forschungen zur Kriegsliteratur, die hier nicht im Einzelnen vorgestellt werden können.

15 Literaturarchiv Marbach: Brief von Thea von Harbou an Cotta vom 30.6.1913, hier zit. nach Kagelmann, Der Krieg (wie Anm. 14), S. 178 f.

16 Thea von Harbou: Drei Tage Frist, in: Dies., Der Krieg (wie Anm. 14), S. 19–56, hier S. 34.

17 Ebenda, S. 36.

III. Die Frauen und der Kriegsbeginn

Obwohl „die Frauen“ keineswegs als eine homogene Gruppe zu verstehen sind, zeigten mit Kriegsbeginn die jeweiligen Zuschreibungen an Frauen und Männer die Bedeutung der Ordnungskategorie „Geschlecht“ deutlicher als zuvor. Trotz aller unterschiedlichen politischen Haltungen und sozialen Milieus war diese dominanter denn je. Männer zwischen 18 und 45 Jahren mussten sich für den Kampf mit der Waffe melden – Frauen „durften“ dies nicht. „So schneidend und eingreifend wie jetzt im Kriege ist uns der Unterschied der Geschlechter schon lange nicht mehr entgegengetreten. Wir dürfen seit etwa 20 Jahren studieren wie die Männer; wir dürfen in Werkstätten und Kontoren und Fabriken arbeiten wie sie; [...] und nun kommt der Krieg, und wir sehen: wir sind doch nur Frauen!“¹⁸ Eine Deutung dieses Krieges als „Triumph der Geschlechtertrennung“ ist insofern nicht von der Hand zu weisen.¹⁹ Nach eingehender Analyse von Medien, Literatur und Selbstzeugnissen bleibt zu konstatieren, dass von den Zeitgenossen während des Krieges fast ausschließlich der Begriff „Heimat“ anstelle von „Heimatfront“ verwendet wurde.²⁰ Dies entsprach auch der öffentlichen Zuordnung von Männern und Frauen zu „Front“ und „Heimat“.²¹ Innerhalb dieser eigentlich strengen Zuschreibungen waren aber auch Grenzüberschreitungen möglich. So mussten Frauen vermeintlich männliche Aufgaben in der Heimat (oder pflegende Fürsorge in den Lazaretten) übernehmen und Soldaten mit weiblich konnotierter Fürsorge für ihre Kriegskameraden sorgen.²²

Die Frage, wie die Bevölkerung den Kriegsbeginn aufnahm, hat die Geschichtswissenschaft immer wieder beschäftigt. Eine allgemeine Kriegsbegeisterung der ersten Tage erwies sich letztlich als Mythos.²³ Welche Quellen die Historiker auch zu Rate ziehen, eine eindeutige Stimmung findet sich in ihnen nicht. Es herrschte Begeisterung, viele fühlten

- 18 Magarete Henschke: Der Krieg und die Frauen, Vortrag vor dem Berliner Handwerkerverein im Dezember 1914, Berlin 1915, S. 3 f.
- 19 Françoise Thébaud: Der Erste Weltkrieg. Triumph der Geschlechtertrennung, in: Georges Duby, Michelle Perrot (Hrsg.): Geschichte der Frauen, Bd. 5: Françoise Thébaud (Hrsg.): 20. Jahrhundert, Frankfurt a.M. 1994, S. 33-91.
- 20 Vgl. die Titel bei Gertrud Bäumer: Heimatchronik während des Weltkriegs, Leipzig 1930; Anna Schieber: Heimat, Heilbronn 1915; Helene Voigt-Diederichs: Wir in der Heimat, Heilbronn 1916; Marie Martin: Deutsches Heimatglück. Ein Jugendleben auf dem Lande, Braunschweig 1917; Charlotte Niese: Von denen, die daheim geblieben, Leipzig 1915; vgl. allgemein Celia Applegate: A Nation of Provincials. The German Idea of Heimat, Berkeley u.a. 1990, S. 108-119.
- 21 Vgl. auch Ute Daniel: Frauen, in: Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn 2004, S. 116: „Es hieß jetzt allerdings nicht mehr öffentlich/männlich versus privat/weiblich, sondern Front versus Heimat.“
- 22 Dieser fürsorgliche Umgang stützte den Kameradschaftsmythos erheblich, vgl. Michael Roper: The Secret Battle. Emotional Survival in the Great War, Manchester 2009, S. 159 f. und Thomas Kühne: Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert, Göttingen 2006.
- 23 Vgl. zum Mythos des so genannten Augusterlebnisses: Jeffrey Verhey: Der „Geist von 1914“ und die Erfindung der Volksgemeinschaft, Hamburg 2000, S. 121-128; Wolfgang Kruse: Zur Erfahrungs- und Kulturgeschichte des Ersten Weltkrieges, in: Ders. (Hrsg.): Eine Welt von Feinden. Der Große Krieg 1914–1918, Frankfurt a.M. 1997, S. 159-195. Als neuere Zusammenfassung: Janz, Der Große Krieg (wie Anm. 3), S. 186-193 und Leonhard, Die Büchse (wie Anm. 3), S. 127-146; Hirschfeld, Krumeich, Deutschland (wie Anm. 3), S. 51-70.

Verzweiflung oder Stolz, es bestanden große Ängste und Sorgen. Eine Kriegsbereitschaft war dabei allerdings mehrheitlich vorhanden.²⁴ Die widersprüchlichen Emotionen waren schichtenspezifisch, aber auch regional unterschiedlich verteilt. Begeisterung lässt sich vor allem bei jungen, männlichen, bürgerlichen Städtern konstatieren, doch selbst diese Gruppe zeigte ambivalente Gefühle: „Unter einem gewaltigen Ziele stehen sie, alles Kleinliche fällt ab, daher, ob nun Trauer oder Freude zugrunde liegen mag, die allgemeine Festtagstimmung“²⁵, so beschrieb der 17-jährige Otto Braun die allgemeine Stimmung. Auf dem Land sorgte man sich im Spätsommer eher um das Einbringen der Ernte, anstatt patriotische Demonstrationen zu organisieren.²⁶ Hier stellten ältere katholische Landarbeiterinnen die am wenigsten kriegsbegeisterte Bevölkerungsgruppe dar.²⁷ Doch selbst bei den Frauen des (protestantischen) Bildungsbürgertums bestand keine einheitliche Gefühlslage: Viele, darunter auch bürgerliche Sozialdemokratinnen, begrüßten den Krieg begeistert, wie die Beispiele von Lily Braun und Henriette Fürth zeigen.²⁸ Auf der anderen Seite hatten Vertreterinnen der Frauen-Sektion der Deutschen Friedensgesellschaft noch im Juni [Juli] 1914 ein Telegramm an den Deutschen Kaiser gesandt (im Oktober wandten sie sich an den Reichskanzler), in dem sie ihn im Namen aller deutschen Mütter baten, den Frieden zu erhalten.²⁹

Als der Krieg begann, hatte die deutsche Regierung Frauen kaum in ihre Planungen aufgenommen. Es gab weder Überlegungen zum Arbeitseinsatz noch erachtete man es als notwendig, für eine ausreichende Nahrungsmittelversorgung der Zivilbevölkerung Vorsorge zu treffen.³⁰ Ebenso entwickelte die Regierung in den ersten Monaten keine auf Frauen zugeschnittenen Propagandastrategien.³¹ Insofern oblag die Agitation der weiblichen Bevölkerung zunächst vor allem den Führungsfiguren der großen Frauenorganisationen, die in den ersten Wochen und Monaten des Krieges gezielte Appelle vortrugen und politische Traktate veröffentlichten.³² Einige Publizistinnen wurden möglicherweise gezielt an

24 So Janz, *Der Große Krieg* (wie Anm. 3), S. 186.

25 So der Tagebucheintrag des 17-jährigen Otto Braun, zit. nach Dorothee Wierling: *Eine Familie im Krieg. Leben, Sterben und Schreiben 1914–1918*, Göttingen 2013, S. 45.

26 Ziemann, *Front und Heimat* (wie Anm. 4), S. 39-54. Daniel, *Arbeiterfrauen* (wie Anm. 4), S. 24; Sven Oliver Müller: *Die Nation als Waffe und Vorstellung. Nationalismus in Deutschland und Großbritannien*, Göttingen 2002, S. 57 f. Doch die Kunde von der Kriegsbegeisterung in den Städten drang auch aufs Land. In den Selbstzeugnissen werden Berichte aus den Städten wiedergegeben: „Von Paul kam die Nachricht, dass [...] er die Begeisterung der 100.000 [unter den Linden; S. F.] nie vergessen werde“, vgl. *Tagebuch Helene Kleveman* (Privatbesitz), 3. August 1914.

27 Ziemann, *Front und Heimat* (wie Anm. 4), S. 45; Daniel, *Arbeiterfrauen* (wie Anm. 4), S. 24.

28 Dazu etwa Wierling, *Eine Familie* (wie Anm. 25), S. 42-100.

29 Vgl. Heike Lischewski: *Morgenröte einer besseren Zeit. Pazifistische Frauen 1892–1932*, Münster 1995, S. 101 und 107. Ich danke Annika Wilmers, Frankfurt a.M., für diesen Hinweis.

30 Andrea Stüchting-Hänger: *Das „Gewissen der Nation“. Nationales Engagement und politisches Handeln konservativer Frauenorganisationen 1900–1937*, Düsseldorf 2002, S. 100 f.

31 Eine ausgezeichnete, konzise Zusammenfassung zum Verhältnis von Mobilisierung und Propaganda liefert Vanessa Ther: *Propaganda at Home (Germany)*, in: Ute Daniel u.a. (Hrsg.): *1914–1918-online. International Encyclopedia of the First World War*, Berlin 2014 [letzter Zugriff: 16.01.2016].

32 Publiziert wurden z.B.: Gertrud Bäumer: *Der Krieg und die Frau*, Berlin 1914; für die Katholikinnen: Hedwig Dransfeld: *Vorträge in Frauenversammlungen während der Kriegszeit*, Köln 1915; für den Evangelischen Frauenbund: Paula Müller: *Wir Frauen und der Krieg*, Berlin 1915; für

der Mobilisierung der Kriegsgesellschaft beteiligt. Von den Autorinnen Harbou und Braun ist zumindest bekannt, dass sie mit Vertretern des Militärs und/oder staatlichen Instanzen über ihre literarischen und rednerischen Propagandamöglichkeiten gesprochen haben.³³ Sowohl die Vertreterinnen der Wohlfahrtsverbände und der kirchlichen Frauenorganisationen als auch der organisierten Frauenbewegung waren zu großen Teilen fest entschlossen, nun zu zeigen, dass die Gesellschaft in dieser Belastungsprobe auf sie zählen könne.³⁴ Insofern ging die Initiative für den Einsatz des Nationalen Frauendienstes, einer umfassenden Organisation der Kriegswohlfahrtspflege, nicht von der Regierung, sondern von den bürgerlichen Frauenverbänden aus. Mit der Organisation des Nationalen Frauendienstes, für den die Pläne schon vor Kriegsausbruch in der Schublade lagen, erreichte die Verbände eine spezifisch weibliche Version des Burgfriedens. Erstmals arbeiteten katholische, evangelische und sogar sozialdemokratische Frauenorganisationen zusammen.³⁵ Gemeinschaftsideale besaßen in dieser Situation sinnstiftende Kraft:

„Dabei wurde diese Gemeinschaft zur Projektionsfläche ganz unterschiedlicher Wünsche und Vorstellungen. Sozialdemokratinnen träumten von einer egalitären Gesellschaft, Katholikinnen erstrebten die Integration in die wilhelminische Gesellschaft, Frauenrechtlerinnen hofften auf eine weiblichere Gesellschaft und konservative Frauen waren darauf bedacht, ihre Privilegien nicht abgeben zu müssen und mit dem Krieg die bestehende Ordnung zu retten.“³⁶

Gertrud Bäumer, die einflussreiche Vorsitzende des Bundes deutscher Frauenvereine beschwor die nationalistische Erweckung der Frauen: „Aus dunklen Quellen brach das Gemeinschaftsgefühl in unsere Einzelseele ein. Nun atmet das Leben der Nation in unseren

- die Sozialdemokratinnen Wally Zepler: *Der Krieg und die Frau*, in: *Sozialistische Monatshefte* 20 (1914), H. 19, S. 1184-1190 und Luise Zietz: *Die sozialdemokratischen Frauen und der Krieg*, Berlin 1915. Vgl. auch Frida Schanz: *Weib und Mutter*, in: *Daheim* 50 (1914), S. 25.
- 33 Vgl. Wierling, *Eine Familie* (wie Anm. 25), S. 70 und Kagelmann, *Der Krieg* (wie Anm. 14), S. 177.
- 34 Vgl. dazu Claudia Siebrecht: *Martial Spirit and Mobilization Myths: Bourgeois Women and the „Ideas of 1914“ in Germany*, in: Alison S. Fell, Ingrid Sharp (Hrsg.): *The Women's Movement in Wartime. International Perspectives 1914–19*, Houndmills u.a. 2007, S. 38-52. Matthew Stibbe, *Women's Mobilisation for War (Germany)*, in: Daniel u.a. (Hrsg.), *1914–1918-online* (wie Anm. 31); Angelika Schaser: *Frauenbewegung in Deutschland 1848–1933*, Darmstadt 2006; neuerdings auch Kristina Schulz: *Sozialistische Frauenorganisationen, bürgerliche Frauenbewegung und der Erste Weltkrieg: Nationale und internationale Perspektiven*, in: *Historische Zeitschrift* 298 (2014), S. 653-685; Herrad-Ulrike Bussemer: *Der Frauen Männerstärke. Geschlechterverhältnisse im Krieg (1914–1918)*, in: Rolf Spilker, Bernd Ulrich (Hrsg.): *Der Tod als Maschinist. Der industrialisierte Krieg 1914–1918*, Ausstellungskatalog, Bramsche 1998, S. 191-201.
- 35 Die Mitarbeit im Nationalen Frauendienst war allerdings unter Sozialdemokratinnen umstritten, vgl. Angelika Schaser: *Helene Lange und Gertrud Bäumer. Eine politische Lebensgemeinschaft*, Köln u.a. 2000, S. 158; Süchting-Hänger, *Gewissen* (wie Anm. 30), S. 93; vgl. auch die literarische Umsetzung bei Helene Voigt-Diederichs: *Vorwintertag*, in: Dies., *Wir in der Heimat* (wie Anm. 20), S. 22-33, hier S. 27. Die Sozialdemokratin Wally Zepler führt Argumente an, die für ein gemeinsames Vorgehen mit den bürgerlichen Frauenorganisationen sprachen, vgl. dies., *Der Krieg und die Frau* (wie Anm. 32), S. 1185.
- 36 Süchting-Hänger, *Gewissen* (wie Anm. 30), S. 98.

Atemzügen und klopft in unserem Blute.“³⁷ Die Vorträge zum Thema „Frauen im Krieg“ waren gut besucht. Braun jedenfalls, die ihre Kriegsbegeisterung auf Vortragsreisen durch ganz Deutschland verkündete, stieß auf äußerst positive Resonanz – in ihren Briefen berichtet sie von „frenetischen Beifällen“ und vollen Sälen.³⁸ Die konservative Journalistin Frida Schanz beschwor im Familienmagazin „Daheim“ die stolzen Soldatenmütter und lobte die deutschen Frauen für ihre gefasste Haltung: „Hurra, riefest du jubelnd deinem straffen Soldaten nach und du durftest hinterher kurz und tapfer wie du's tatest, aufweinen.“³⁹ Eine zu radikale nationalistische Partizipation von Frauen an der Kriegsgesellschaft war vielen Zeitgenossen und Zeitgenossinnen jedoch suspekt und galt bald als „unweiblich“. Bäumer fasste in ihrer politischen Flugschrift in den ersten Monaten des Krieges diese ambivalenten Anforderungen an Mütter und Frauen programmatisch zusammen: „Wir (die Frauen; S. F.) würden uns selbst zutiefst untreu werden, wenn wir Schlachtenberichte und Verlustlisten lesen könnten, ohne dass das Wissen um die Kostbarkeit des Lebens wie ein Schwert durch unsere Seele ginge.“⁴⁰ Der Gegensatz zwischen der Sorge der Angehörigen und der naiven Begeisterung der Freiwilligen wurde in der Frauenbeilage der „Gartenlaube“ benannt:

„Verwundet, gefangen, zum Krüppel geschossen werden – das alles gibt es nicht. Für ihn gibt es nur siegen oder sterben [...] Aber die Mutter weiß alles, was er nicht weiß oder nicht bedenkt, sie wird von allen entsetzlichen Möglichkeiten durchschauert.“⁴¹ In dem Familienmagazin sprach die Journalistin Dorothee Goebeler die weiblichen Angehörigen folgendermaßen an: „Von den Straßen und den Bahnhöfen, von denen sie ihre Männer und Söhne hinaus ziehen sah, ist die Frau zurückgekehrt in ihr verödetes Heim. Kalt und stumm sehen ihr die lieben, sonst so traulichen vier Wände entgegen, wie ein Sterbehaus so stumm. Wie wird sie fortkommen über die schwere Zeit, die Tage des zitternden Fragens: Was wird? Lebt er noch, der da draußen steht? Liegt er vielleicht schon tot auf blutigem Feld, und wenn er heimkommt, wie kommt er heim, gesund und frisch, wie er auszog, ein armer Invalide, siech und krank.“⁴²

Goebeler schlug schließlich Erwerbs- und Wohltätigkeitsarbeit als Ablenkung für die wartenden Angehörigen vor. Auch in anderen Frauenzeitschriften wurde deutlich gemacht, dass tapferes Verabschieden der Soldaten von vielen Angehörigen erst erlernt werden müsste.⁴³

37 Gertrud Bäumer war die einzige Frau, die in der Reihe „Politische Flugschriften“ von Ernst Jäckh publizierte: Bäumer, *Der Krieg* (wie Anm. 32), S. 7.

38 „Ich hatte gestern bei überfülltem Saal den üblichen großen Erfolg...“, Brief an den Ehemann Heinrich Braun vom 23.10.1914, zit. nach Wierling, *Eine Familie* (wie Anm. 25), S. 73-76. Da Lily Braun in einem Fall (Marburg) auch von einem Misserfolg berichtet, ist anzunehmen, dass sie sich die Sache nicht „schönredete“ und ihre Vortragsreise tatsächlich sehr erfolgreich war. Die Vorträge bzw. Vortragsthesen fasste sie 1915 in dem schmalen Büchlein „Der Krieg und die Frau“ zusammen.

39 Schanz, *Weib und Mutter* (wie Anm. 32), S. 25.

40 Bäumer, *Der Krieg und die Frau* (wie Anm. 32), S. 8.

41 Heloise von Baulieu: *Die Mütter*, in: *Die Welt der Frau. Frauenbeilage zur Gartenlaube*, Nr. 43, (1914), S. 662 f.

42 Dorothee Goebeler: *Frauen vor die Front!*, in: *Die Welt der Frau* 33 (1914), S. 518 f.

43 Z.B. Agnes von Klingspor: „Ihr Junge“, in: *Dies Blatt gehört der Hausfrau*, 29 (1914), H. 4, S. 2 und Ellyn Karin: „Richtung Löwen“, in: *Dies Blatt gehört der Hausfrau*, 29 (1914), H. 7, S. 3.

IV. Die Schriftstellerinnen und der Kriegsbeginn

Darüber hinaus schilderten sehr viele populäre Schriftstellerinnen den Kriegsbeginn in Novellen und Romanen. Wenn diese Texte auch in literaturwissenschaftlicher Perspektive keine Überraschungen beinhalten und heute nicht mehr rezipiert werden, sind sie als historische Quelle von besonderem Interesse.⁴⁴

Direkt zu Kriegsbeginn erschienen vor allem Gedichte, die über Zeitungen und Zeitschriften massenhaft verbreitet wurden.⁴⁵ Bevor schließlich Romane und Novellen veröffentlicht werden konnten, vergingen ein paar Monate. Um halbwegs zügig und aktuell publizieren zu können, veröffentlichten einige Autorinnen zu Beginn des Krieges zunächst Novellensammlungen und erst später umfangreichere Romane.⁴⁶ Die Verzögerungen durch die technischen Abläufe einer Buchpublikation erschweren eine eindeutige Beurteilung der jeweiligen Romane, denn es handelt sich bei diesen Texten teils um bereits reflektierende Deutungen der Ereignisse und nicht um spontane Gefühlsäußerungen.⁴⁷ Auf den ersten Blick beteiligten sich die Schriftstellerinnen ebenso wie ihre männlichen Kollegen an der „geistigen Mobilmachung“ und an der Konstruktion eines „Augusterlebnisses“.⁴⁸ Bei ihnen findet sich ebenfalls die Schilderung des Kriegsbeginns als eine massenhafte gefühlbetonte Gemeinschaftserfahrung.⁴⁹ Ganz ähnlich wie schon ein Jahr vor dem Krieg bei Harbou wurde der Kriegsbeginn vor allem als vaterländisches Erweckungserlebnis beschrieben. Die

44 Binder, *Zum Opfern bereit* (wie Anm. 14), nennt zahlreiche Titel. Die hier analysierten Publikationen werden im weiteren Verlauf des Beitrages benannt.

45 Beispiele: Margarethe Redlich-Francke: *Heil Kaiser und Reich! Kriegslieder einer deutschen Frau 1914–1915*, Karlsruhe u.a. 1915; Frida Schanz: *Mein feldgraues Buch*, Berlin 1914 (Gedichte aus der Familienzeitschrift „Daheim“); Clara Prieb: *Frühling 1915. Gedichte aus den Tagen des Großen Krieges*, Stuttgart 1915 (Gedichte aus der Frauenbeilage der *Gartenlaube*). Der Literaturkritiker Julius Bab ging von 1,5 Mio. Gedichten allein für den Monat August aus, vgl. ders.: *Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht*, Berlin 1914, S. 25. Wenn diese Zahl inzwischen auch als zu hoch gegriffen erscheint, vermittelt sie doch einen Eindruck vom Bedürfnis nach emotionalem Ausdruck zu Kriegsbeginn.

46 Z.B. Auguste Supper: *Vom jungen Krieg*, Hagen i.W. 1915; Helene Christaller: *Wir daheim*, Hagen 1915; dies. u.a. (Hrsg.): *Stille Opfer. Den deutschen Frauen und Jungfrauen in großer Zeit*, Hagen 1915; Niese, *Von denen, die daheim geblieben* (wie Anm. 20); Dora Duncker: *Berlin im Kriege, Großstadtskizzen aus dem Jahre 1914/15*, Berlin 1915. Auch zahlreiche männliche Autoren hielten sich an die Struktur des Sammelbandes, wenn sie für die „Heimat“ und für die „Daheimgebliebenen“ schrieben, z.B. Richard Rieß: *Eine Soldatenmutter und andere, ernste und heitere Kriegserzählungen*, Reutlingen 1916; Aurel von Jüchen: *Frauenleben im Weltkriege*, Leipzig 1915; Fritz Müller: *Hinter der Front. Erzählungen*, Hagen i.W. 1915.

47 Spontane Reaktionen finden sich vor allem in den Tageszeitungen, vgl. dazu auch Verhey, *Der Geist* (wie Anm. 23), S. 113–115.

48 Vgl. zusammenfassend zur Einordnung in den Forschungsbereich Kriegsliteratur: Kagelmann, *Der Krieg* (wie Anm. 14), S. 78–98. Grundlegend: Jürgen und Wolfgang von Ungern-Sternberg: *Der Aufruf ‚An die Kulturwelt!‘ Das Manifest der 93 und die Anfänge der Kriegspropaganda*, 2 Bde., Frankfurt a.M. 2013; Matthias Schöning: *Versprengte Gemeinschaft. Kriegsroman und intellektuelle Mobilmachung in Deutschland 1914–1933*, Göttingen 2009; Wolfgang J. Mommsen, Elisabeth Müller-Luckner (Hrsg.): *Kultur und Krieg. Die Rolle der Intellektuellen im Ersten Weltkrieg*, München 1996; Helmut Fries: *Die große Katharsis. Der Erste Weltkrieg in der Sicht deutscher Dichter und Gelehrter*, 2 Bde., Konstanz 1994.

49 Adele Gerhard: *Der Ring des Lebendigen. Aus dem Kriegserleben der Heimat*, Braunschweig u.a. 1915, v.a. S. 20; Anny Wothe: *Deutsche Frauen. Ein Kriegsroman aus dem Jahre 1914*,

Protagonistinnen der Romane und Novellen traten aus ihrer engen Welt heraus und nahmen das Vaterland wahr.⁵⁰ Bei näherem Hinsehen wurde die Haltung von weiblichen Familienangehörigen jedoch differenziert beschrieben. Einhellige Begeisterung wurde vor allem den jungen Männern zugeschrieben, während für die Frauen Furcht, Sorge und Traurigkeit wesentlich deutlicher akzentuiert wurden. Eine typische Beschreibung des Kriegsbeginns findet sich bei der protestantischen Schriftstellerin Clara Heitefuss: „Diese Stimmung! [...] Hatte das im Kleinkram des Alltags fast erstickte Menschenherz denn überhaupt noch die Fähigkeit, im Firnenlicht einer solchen Begeisterung zu atmen? In den Augen der Frauen schimmerte es feucht von heimlicher Spannung und banger Sorge.“⁵¹ In einigen Erzählungen findet sich schließlich eine offene Zurückweisung der Kriegsbegeisterung.⁵² Helene von Mühlau etwa schilderte in einem 1915 erschienenen Fortsetzungsroman die Gefühlslage ihrer Protagonistin in den ersten Wochen des Krieges folgendermaßen: „Die ganze Welt in furchtbarer Disharmonie; die ganze Welt voll blutender, zerissener Herzen, Barbarei, Vernichtung, Greuel und Entsetzen; wo war das Große, das Erhebende, das der Krieg bringen sollte?“⁵³ Sorge und Furcht auf der einen, Begeisterung und Stolz auf der anderen Seite erschienen als komplementäre Bilder einer emotionalisierten Stimmung zu Kriegsbeginn. Feuchte Augen, gefasste Mienen, Abschiedswinken unter leisen Tränen, das waren die narrativen Pathosformeln, die dem Empfinden Ausdruck geben sollten. Die große Mehrheit der Autorinnen stellte dabei zu diesem Zeitpunkt weder die Notwendigkeit des Krieges noch dessen läuternde (volks-)pädagogische Funktion in Frage.⁵⁴

In den zu Hunderten vorliegenden Kriegserzählungen aus weiblicher Feder ging es weit weniger um das Kriegsgeschehen an der Front als um die Erfahrungen der Heimat. Deutlich wird zunächst, dass die (Volks-)Gemeinschaft einen wesentlichen Bezugspunkt bildete.⁵⁵

Hamburg 1915, S. 8 f.; Clara Heitefuss: *Lebendige Opfer*, Barmen 1916, S. 117 f.; Sophie Charlotte von Sell: *Die Prähme*; S. 73; Nanny Lambrecht: *Und Blut wird nicht zu Wasser*, in: Dies.: *Die Hölle. Erlebnisse*, Stuttgart 1916, S. 5-26, hier S. 15. Weitere Beispiele in der Novellensammlung: Christaller u.a. (Hrsg.), *Stille Opfer* (wie Anm. 46). Vgl. auch Auguste Supper: *Barbaren*, in: Dies., *Vom jungen Krieg* (wie Anm. 46), S. 7-13.

50 Vgl. auch: Jutta Schulze: „Berlin im Kriege“. Romane und Erzählungen von Frauen zum Krieg (1914–1918), in: *August 1914: Ein Volk zieht in den Krieg*, hrsg. von der Berliner Geschichtswerkstatt, Berlin 1989, S. 242-251, hier S. 242.

51 Heitefuss, *Lebendige Opfer* (wie Anm. 49), S. 103 f.; Helene Christaller: *Die unsere Hoffnung sind. Ein Buch von jungen Menschen, die den Krieg erlebten*, Stuttgart 1916, S. 50; Leontine von Winterfeld-Platen: *Eisenmutter's Nestlinge. Erzählung aus der Gegenwart*, Schwerin 1916, S. 45; Margarete Böhme: *Kriegsbriefe der Familie Wimmel*, Dresden 1915, S. 12. Vgl. auch H. Leschke: *Wir Frauen und der Krieg*, Vortrag vom 19.11.1914, Hamburg 1914, S. 6.

52 „Keine Begeisterung, kein Opfermut, die einfache, selbstverständliche Notwendigkeit, der freiwillig gehorcht werden muss.“ Helene Voigt-Diederichs: *Krieg*, in: Dies., *Wir in der Heimat* (wie Anm. 20), S. 5-14, hier S. 9.

53 Helene von Mühlau: *Der Kriegsfreiwillige*, Berlin 1915, S. 50. Der Roman erschien 1915 auch als Fortsetzungsroman in der Zeitschrift „Dies Blatt gehört der Hausfrau“ aus dem Ullstein-Verlag und fand so eine erhebliche Verbreitung.

54 Typische Beispiele: Agnes Sapper: *Die Heimreise aus Österreich*, in: Dies.: *Kriegsbüchlein (Kriegsgeschichten I)*, Stuttgart 1915, S. 7-25, hier S. 25; Heitefuss, *Lebendige Opfer* (wie Anm. 49), S. 132-133.

55 Christaller, *Die unsere Hoffnung sind* (wie Anm. 51), S. 61; vgl. dazu allgemein Steffen Bruendel: *Volks-gemeinschaft oder Volksstaat. Die „Ideen von 1914“ und die Neuordnung Deutschlands im Ersten Weltkrieg*, Berlin 2003; Müller, *Die Nation* (wie Anm. 26).

Praktische Fragen der Zugehörigkeit wurden intensiv behandelt. Da viele der Autorinnen aus der Ober- oder aus der oberen Mittelschicht stammten, waren für sie und ihre Familienmitglieder internationale, zumeist aber europäische Verwandtschaftsbeziehungen selbstverständlich. Auch durch das Pensionatsjahr der Töchter, die Ausbildung der Söhne und durch geschäftliche Handelsbeziehungen bestanden zahlreiche europäische Bezüge.⁵⁶ Die Pflege dieser persönlichen Verbindungen fiel vor allem den Frauen zu und erforderte im Kontext eines europäischen Krieges erhebliche Anstrengungen.⁵⁷ So beschäftigen sich auffallend viele Texte mit der Konstruktion eines spezifisch deutschen Charakters innerhalb europäisch vernetzter Familien.⁵⁸

In den Romanen und Novellen wurden nationale Zuschreibungen unterschiedlich gehandhabt, so wurde mehrheitlich ein positives Bild der französischen Zivilbevölkerung gezeichnet.⁵⁹ Die Engländer hingegen zeigten häufig „gemeine, verlogene Krämerseelen“, und die Russen wurden nicht selten als „brutal“, „verlaust“ und „unzivilisiert“ bezeichnet.⁶⁰ Sowohl die Gerüchte über die belgischen *Franc-tireurs* als auch das Vorgehen der russischen Armee in Ostpreußen wurden von den Autorinnen als Themen behandelt. Galten die russischen Gewalttaten in Ostpreußen lange Zeit als Übertreibungen der deutschen Propaganda,⁶¹ so konnte die historische Forschung jüngst aufzeigen, dass die Zivilbevölkerung unter Plünderungen, Erschießungen, Vergewaltigungen und Verschleppungen in nicht unerheblichem Maße zu leiden hatte.⁶² Da die deutschen Autorinnen vor allem die Kriegserfahrungen der Zivilbevölkerung behandelten, waren die Erzählungen von Flüchtlingsfamilien besonders dazu geeignet, ihnen als literarischer Stoff zu dienen. Auf welchen Wegen Gerüchte und Schilderungen über das Vorgehen der russischen Truppen in die Metropolen und zu den bürgerlichen Frauen gelangten, wird deutlich, sobald die Tätigkeitsberichte der Wohltätigkeitsvereine in Augenschein genommen werden. Die Versorgung der Flüchtlingsfamilien aus den Grenzgebieten fiel in erster Linie diesen Frauenvereinen zu. Der Jahresbericht der

56 Das Phänomen so genannter transnationaler Familien hat in den letzten Jahren vermehrt Aufmerksamkeit gefunden. Vgl. weiterführend Simone Derix: *Familiale Distanzen. Räumliche Entfernung, ethnische und nationale Zugehörigkeit und Verwandtschaft*, in: *Historische Anthropologie* 22 (2014), S. 45-66 und Christopher H. Johnson, David Warren Sabean u.a. (Hrsg.): *Transregional und Transnational Families in Europe and Beyond*, New York u.a. 2011.

57 Vgl. dazu auch Christa Hämmerle, Edith Saurer (Hrsg.): *Briefkulturen und ihr Geschlecht. Zur Geschichte der privaten Korrespondenz vom 16. Jahrhundert bis heute*, Wien u.a. 2003.

58 Ida Boy-Ed: *Die Opferschale*, Berlin 1916, S. 20-180; Böhme, *Kriegsbriefe* (wie Anm. 51), S. 65-67; Nanny Lambrecht: *Die Eiserne Freude*, Berlin 1915, S. 175 f.; Winterfeld-Platen, *Eisenmutter's Nestlinge* (wie Anm. 51); Clara Viebig: *Töchter der Hekuba*, Berlin 1917, S. 35-43.

59 Winterfeld-Platen, *Eisenmutter's Nestlinge* (wie Anm. 51), S. 52 f.

60 Zu den Engländern: Heitefuss, *Lebendige Opfer* (wie Anm. 49), S. 6-21; Boy-Ed, *Die Opferschale* (wie Anm. 58), S. 20, 43 und 134. Zu den Russen: Winterfeld-Platen, *Eisenmutter's Nestlinge* (wie Anm. 51), S. 80 f.

61 Vejas Gabriel Liulevicius: *Ostpreußen*, in: Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich u.a. (Hrsg.): *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, Paderborn u.a. 2004, S. 764-766. Vgl. zur Wahrnehmung der russischen Truppen auch Peter Hoeres: *Die Slawen. Perzeptionen des Kriegsgegners bei den Mittelmächten. Selbst- und Feindbild*, in: Gerhard P. Groß (Hrsg.): *Die vergessene Front – der Osten 1914/15. Ereignis, Wirkung, Nachwirkung*, Paderborn u.a. 2006, S. 179-200.

62 Alexander Watson: „Unheard-of Brutality“: Russian Atrocities against Civilians in East Prussia, 1914–1915, in: *The Journal of Modern History* 86 (2014), H. 4, S. 780-825, hier vor allem S. 781 u. 795-804.

Zentralstelle für Vaterländische Hilfe in Berlin-Friedenau⁶³ zählte allein für diesen Bezirk 136 Personen, „meist Frauen und Witwen mit Kindern“ und vor allem aus Ostpreußen, die von den Frauen aufgenommen und mit Essen versorgt wurden. Die Berichte dieser Familien fanden über die wohlthätigen, bürgerlichen Frauen schnell Verbreitung⁶⁴ und spielten dann in den Novellen und Kriegsromanen der Schriftstellerinnen eine wichtige Rolle.⁶⁵ Agnes Harder etwa verglich die Flucht aus Ostpreußen mit dem Auszug aus dem gelobten Land.⁶⁶ Elisabeth von Oertzen beschrieb am Beispiel der hinterpommerschen Landbevölkerung, wie sehr die Kunde von den Russen in Ostpreußen die Haltung zum Krieg bei den skeptischen Landfrauen veränderte:

„Krieg und Kriegsursache – das blieb den Frauen im Grunde alles unbegreiflich, in der Theorie gemißbilligt, in der Praxis unverständlich – bis die ersten Nachrichten aus Ostpreußen kamen, Nachrichten, die einem das Blut in den Adern erstarren und das Herz stillstehen machten! [...] Das waren ja Menschen wie wir, friedliche Dorfbewohner wie wir, die überfallen worden waren, totgeschlagen, weggeschleppt von den rauchenden Trümmern ihrer Habe, vom Vieh, das hungerbrüllend umherlief. Der Feind gewann Gestalt, eine teuflische, und dieser Feind drang weiter vor ins deutsche Land [...] Von nun an kam keine Klage über die Lippen der Frauen: sie hatten die eiserne Zeit verstanden.“⁶⁷

Agnes Sapper, eine sehr beliebte Familienautorin des Kaiserreiches, die auch aktuell noch verlegt wird,⁶⁸ ging gleich in zwei Geschichten auf die Ereignisse in Ostpreußen ein und war damit erfolgreich. In „Ohne den Vater“, einem der meistverkauften Kriegsbücher einer Frau, entwirft sie alle Charakterstereotypen der Kriegsgesellschaft.⁶⁹ Die Geschichte ist schnell erzählt: Russische Soldaten bedrohen die Familie eines Försters in Ostpreußen, er soll ihnen verraten, wohin er als Ortskundiger eine deutsche Patrouille geführt hat. Als er aus Angst um das Leben seiner Familie einwilligt, die eigenen Landsleute zu „verraten“ und dem Feind den Weg zu zeigen, ist der zehnjährige Sohn entsetzt. Um die Frage, ob der Vater tatsächlich ein Verräter war, wird der Spannungsbogen der Geschichte entwickelt. Nachdem der Vater mit den russischen Soldaten weggegangen ist, flieht die Mutter mit den beiden Kindern zu ihrem Bruder nach Westdeutschland. Dieser profitiert mit seinen Geschäften vom Krieg und lässt sich in seiner Lebensführung nicht einschränken. Schließlich landen Mutter und

63 Bericht über die Tätigkeit der Zentralstelle für Vaterländische Hilfe zu Berlin-Friedenau, Berlin 1914, hier S. 12 f.

64 Vgl. etwa den Bericht über die Flüchtlingsfamilien bei Böhme, Kriegsbriefe (wie Anm. 51), S. 73-76.

65 Z.B. Agnes Sapper: Ohne den Vater (Kriegsgeschichten II), Stuttgart 1915; Agnes Harder: Die Nacht vor der Flucht, in: Christaller u.a. (Hrsg.), Stille Opfer (wie Anm. 46), S. 92-96; Winterfeld-Platen, Eisenmutter's Nestlinge (wie Anm. 51), S. 85-89; Elisabeth von Oertzen: Wir auf dem Lande. Hinterpommersche Skizzen aus der Kriegszeit, Berlin 1916, S. 8 f; Gabriele Reuter: Was Helmut in Deutschland erlebte. Eine Jugendgeschichte, Gotha 1917, S. 50-56; Böhme, Kriegsbriefe (wie Anm. 51), S. 73-76.

66 Harder, Die Nacht (wie Anm. 65), S. 93 f.

67 Von Oertzen, Wir auf dem Lande (wie Anm. 65), S. 8 f.

68 Z.B. Agnes Sapper: Das erste Schuljahr, Hamburg 2006.

69 Auflage 55 000, vgl. Binder, Zum Opfern bereit (wie Anm. 14), S. 109.

Sohn bei der Mutter des Försters, die wiederum die moralisch einwandfreie Soldatenmutter verkörpert und sich ganz sicher ist, dass ihr Sohn die deutschen Soldaten nicht verraten hat. Sie lebt der Schwiegertochter eine „ideale deutsche Weiblichkeit“ im Krieg beispielhaft vor. Am Ende kehrt der Vater bzw. Sohn heim: Nachdem er seine Familie in Sicherheit wusste, hat er sich geweigert, sein Geheimnis zu verraten. Zwar haben ihm die Russen die Augen ausgestochen, an seiner Seele ist er aber – so die Botschaft der Novelle – unversehrt geblieben. Am Ende der Geschichte bekommt er das Eisener Kreuz verliehen.⁷⁰

Das Verhalten der Zivilisten beim Einfall der russischen Armee konnte in solchen Geschichten didaktisch eingesetzt werden. Während den Männern in diesen Darstellungen Angst nicht verziehen werden konnte, sollten die Frauen angesichts vergewaltigender und mordender Soldaten Tapferkeit erst noch lernen.⁷¹

V. Der Kriegsbeginn in weiblichen Selbstzeugnissen

Inwieweit entsprachen diese literarischen Entwürfe der selbst ernannten „Kulturträgerinnen“ den Gefühlsäußerungen und Deutungen in den Selbstzeugnissen?⁷² Wie artikulierten die familiär gebundenen Frauen selbst ihre nationalen Zugehörigkeitsgefühle, wie berichteten sie über die ersten Wochen des Krieges? Manche beschrieben ganz deutlich eine nationale „Erweckung“. Frau von W. etwa hatte während des Krieges ein Brieftagebuch für ihre Kinder verfasst und präsentierte darin zunächst ihr „Augusterlebnis“: „Ich habe immer geglaubt, ich wäre nicht sehr patriotisch, ich wäre auch nicht weiter stolz, deutsch zu sein und der Kaiser wäre mir gleichgültig. Meine Kinderchen, Eure Mutter ist auf einmal glühend patriotisch geworden.“⁷³ Eine andere, nationalkonservativ gesinnte Soldatenmutter wunderte sich am 1. August 1914: „Und wer mir früher gesagt hätte, bei einer Kriegserklärung stehst du zwischen deinen Söhnen u. singst begeistert die Vaterlandslieder mit, kein Murren, kein Klagen ist in dir, dass deine Kinder zum Kampf hinausziehen [...] dem hätte ich nicht geglaubt.“⁷⁴ Häufiger finden sich jedoch gegenteilige Beschreibungen wie etwa das folgende Zitat aus dem Tagebuch: „Alles wurde einberufen, es ist herzerreißend, [...] es herrscht ein furchtbarer Jammer u. wie wird das werden! Welches Elend u. Unglück im ganzen Land.“⁷⁵ Johanna Schweikert, Pfarrersgattin aus Graben-Neudorf, berichtete vor allem vom Widerspruch zwi-

70 Sapper, *Ohne den Vater* (wie Anm. 65), S. 95 f.

71 Winterfeld-Platen, *Eisenmutter's Nestlinge* (wie Anm. 51), S. 81; Agnes Sapper: *Das Pfarrhaus in Ostpreußen*, in: Dies., *Kriegsbüchlein* (wie Anm. 54), S. 33-47.

72 Ulrich Engelhardt: „... geistig in Fesseln“? Zur normativen Platzierung der Frau als „Kulturträgerin“ in der bürgerlichen Gesellschaft während der Frühzeit der deutschen Frauenbewegung, in: Rainer Lepsius (Hrsg.): *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert*, Teil III: Lebensführung und ständische Vergesellschaftung, Stuttgart 1992, S. 113-175; Siebrecht, *Martial Spirit* (wie Anm. 34), S. 43.

73 Deutsches Tagebucharchiv Emmendingen: Freifrau von W. *Tagebuchaufzeichnungen 1914–1916* (1906, 1-2).

74 Deutsches Tagebucharchiv Emmendingen: Anna W. *Familiengeschichte 1871–1921*, Transskript, S. 136.

75 Deutsches Tagebucharchiv: Ottilie K. *Tagebuch 1914–1942*, Eintrag vom 2.8.1914; Tagebuch Helene Kleveman: „O Gott wie schrecklich ist der Krieg. Und er ist kaum begonnen!“ Eintrag vom 5.8.1914; vgl. auch: Heilwig Gudehus-Schomerus, Marie-Luise Recker u.a. (Hrsg.): „Einmal muss doch das wirkliche Leben wieder kommen!“. *Die Kriegsbriefe von Anna und Lorenz Treplin*,

schen ihrer äußeren Haltung und ihren persönlichen Gefühlen: „Ich überwinde mich u. halte kurze Sonntagschule, lasse die Kinder Hoch rufen auf Kaiser u. Vaterland u. es will mir das Herz fast verzweifeln beim Gedanken an Fritz [ihren Sohn; S. F.]“⁷⁶ Da aber auch bei den Angehörigen eine Einschätzung des Kampfes als Verteidigungskrieg unhinterfragt vorherrschte, hatten diese Ängste und Sorgen zunächst kein pazifistisches oder regierungskritisches Potenzial. Der Eindruck, überfallen worden zu sein, war vorherrschend.⁷⁷ Die Angehörigen thematisierten ihre Gefühlslage, ohne die politischen Verhältnisse in Zweifel zu ziehen, wie etwa die norddeutsche Gutsherrin und Pensionsleiterin Kleveman, die, wie bereits erwähnt, drei Söhne in den Krieg schicken musste: „Wir vertrauen den Führern und unserem tapferen Heere. Aber wenn nur die bange Sorge zu bannen wäre. Oft überkommt mich solch Angstgefühl und solch grenzenloser Jammer. Meine gesunden prachtvollen Söhne – o, könnte ich es ertragen, wenn ich einen nicht wiedersähe?“⁷⁸ Freudiger Stolz wurde in den meisten Selbstzeugnissen zurückgewiesen. Frau von W. konstatierte: „Freudig opfern kann ich nicht, das können meiner Ansicht nach nur kalte oder überspannte Menschen.“⁷⁹

Ebenso wie in den Novellen spielten Verwandtschaftsbeziehungen oder Freundschaften im europäischen Ausland auch in den Selbstzeugnissen eine wichtige Rolle, weswegen praktische Fragen der Kontaktaufnahme ausführlich erörtert wurden.⁸⁰ Die innere Mobilisierung durch die Gerüchte über *Franc-tireurs* und russische Gräueltaten gegen Deutsche verdeutlichen die Worte der Pfarrersgattin Elisabeth Kreiter aus Germersheim: „Im Ausland hört man allenthalben von wüsten Ausschreitungen gegen Deutsche. Wo herrscht noch solche Manneszucht und solch edle Begeisterung wie bei uns? Wir müssen ja siegen, mag es auch ungeheure Opfer kosten, darauf sind wir gefaßt.“⁸¹ In ihren Augen rechtfertigte das vermeintlich grausame Vorgehen der Feinde nun jedes eigene Opfer. So begründete sie schließlich auch das Vorgehen der deutschen Truppen:

„Schmählich ist's, daß sowohl in Frankreich, wie in Rußland und Belgien die Bevölkerung in bestialischer Weise am Kampf teilnimmt und schon mancher deutsche

- 1914–1918, Paderborn 2010, S. 46 f. (Brief von Anna Treplin an ihren Ehemann Lorenz vom 5.8.1914).
- 76 Tagebuch Johanna Schweikert, Eintrag vom 2.8.1914: <http://www.hcnapp.de/kriegstagebuch-einer-mutter/> [letzter Zugriff: 12.3.2015]. Ähnlich ambivalente Gefühle äußert auch Antonia Helming in: *Mutters Kriegstagebuch. Die Aufzeichnungen der Antonia Helming 1914–1922*, bearb. v. Stephanie Freweß-Wenstrup, Münster 2005, S. 28–31 (Einträge vom 5.–15.8.1914).
- 77 Helene Kleveman etwa beschrieb den Auszug der Soldaten so: „... ihre Wuth auf die Russen und Franzosen, die uns überfallen haben, war groß“. Eintrag vom 4.8.1914. Vgl. auch David A. Jackson: *Zwischen Kriegern, Küche, Kirche und Kraut. Die Manöver einer südhessischen Mutter im Ersten Weltkrieg*, Essen 2014, S. 85.
- 78 Tagebuch Helene Kleveman, Eintrag vom 10.8.1914. Wie eingangs erwähnt, überlebten nur zwei Söhne.
- 79 Deutsches Tagebucharchiv: Freifrau von W. Tagebuchaufzeichnungen 1914–16 (1906, 1–2), Eintrag Nummer 62.
- 80 Z.B. Anni Hinsch an ihren Sohn vom 17.8. und 23.9.1914, in: Thorsten Pietsch (Hrsg.): „Mein lieber Hans...“ *Feldbriefe einer Mutter 1914–1917*, Münster 2006, S. 2 u. 8, vgl. auch Heinrich Dreidoppel, Max Herresthal u.a. (Hrsg.): *Mars. Kriegsnachrichten aus der Familie. Rundbrief der rheinischen Großfamilie Trimborn*, Essen 2013, S. 30 f.
- 81 Tagebuch Elisabeth Kreiter, Eintrag vom 12.8.1914, in: <http://www.europeana1914-1918.eu/de/contributions/4213> [letzter Zugriff: 12.3.2015].

Soldat hinterrücks ermordet wurde. Die Uebeltäter werden standrechtlich erschossen, die betreffenden Dörfer in Brand gesteckt. Hoffentlich wird durch solch energisches Vorgehen diese schmachvolle Art der Kriegsführung im Keim erstickt.“⁸²

Aus dem „brutalen“ Vorgehen der russischen Soldaten und der vermeintlichen „Heimtücke“ der belgischen *Franc-tireurs* zog sie die Bestätigung für die deutsche moralische Überlegenheit: „Was macht dieser Krieg aus den Menschen, die sich bisher so viel zu gut taten auf ihre Gesittung und Kultur. [sic] Auf der einen Seite tierische Grausamkeit, Hinterlist, Lug und Trug, während er bei uns in so hohem Grade das edelste und uneigennützigste Empfinden auslöst, dessen der Mensch fähig ist.“⁸³ Kleveman zeigte sich deutlich zurückhaltender, aber auch sie schimpfte auf den „Russenkaiser“ und wünschte ihm seinen gerechten Lohn.⁸⁴

Die „Heimtücke im Feindesland“ war der Gegenstand zahlreicher mütterlicher Warnungen an ihre Soldatensöhne.⁸⁵ Die Sorge um die Angehörigen, aber auch um das eigene Leben vervielfachte sich vor dem Hintergrund „grausamer Kosaken“ oder „meuchelnder belgischer *Franc-tireurs*“. Die Berichte und Gerüchte über „hinterlistige“ Zivilisten im feindlichen Ausland, die Soldatensöhne heimtückisch ermordeten, und das daraus resultierende Gefühl der Bedrohung konnten die Kriegsbereitschaft und die Durchhaltekraft der Familienangehörigen erheblich mobilisieren. Für eine Dynamisierung und Radikalisierung der Familienangehörigen spielten diese Erfahrungen der ersten Kriegswochen eine wichtige Rolle.

VI. Schluss

Zu Beginn des Krieges wurde von öffentlich tätigen Frauen und bekannten Autorinnen eine publizistische Offensive eingeläutet. Doch die von ihnen verbreiteten Kriegsdeutungen und Gefühlsregime erwiesen sich als durchaus differenziert und keineswegs eindimensional. Große Aktivitäten entwickelten viele der in Verbänden organisierten Frauen, die nun die Möglichkeit sahen, sich politisch einzubringen. Sie übernahmen in politischen Traktaten, Flugschriften und Vorträgen zunächst die Aufgabe, die weibliche Bevölkerung auf den Krieg einzustimmen. Das Thema „Frauen und Krieg“ behandelten auch zahlreiche Schriftstellerinnen in Novellen und Romanen. Sie vermittelten in der Mehrzahl zwar eine kritische Sicht auf den Krieg an sich, er wurde in den meisten Fällen als „schrecklich“ und „furchtbar“ bewertet. Seine Notwendigkeit wurde aber nicht in Frage gestellt, häufig wurde ihm sogar eine potentiell läuternde, eschatologische Funktion zugesprochen. Gemeinschaftsgefühle während des Kriegsbeginns wurden literarisch überhöht und damit sinnstiftende Deutungen ermöglicht. Sowohl in den politischen Texten als auch in den literarischen Darstellungen wurden vor allem die älteren Soldatenmütter als Gegenbild zu den jungen

82 Tagebuch Elisabeth Kreiter, Eintrag vom 19.8.1914. Vgl. auch: Jackson, *Zwischen Krieger* (wie Anm. 77), S. 101.

83 Tagebuch Elisabeth Kreiter, Eintrag vom 9.9.1914.

84 Z.B. Tagebuch Helene Kleveman, Eintrag vom 17.8.1914.

85 Z.B. Friederike Ludwig an ihren Sohn Paul am 28.8.1914, in: Walther Ludwig (Hrsg.): *Der Erste Weltkrieg in Briefen, Leinfelden-Echterdingen 2002*, S. 17 f.; vgl. auch: Jackson, *Zwischen Krieger* (wie Anm. 77), S. 101.

begeisterten Kriegsfreiwilligen gezeichnet. Ihnen wurde in den Texten Sorge und Furcht zugeschrieben, die Begeisterung der jungen Männer wurde in wohlwollender Art und Weise als naiv geschildert.

Mit Hilfe solcher Deutungen konnten die Autorinnen effektiv zwischen öffentlichen Leitbildern und individuellen Haltungen vermitteln, wie die Aussagen in den Selbstzeugnissen belegen. Die ambivalenten Gefühle vieler Familienangehöriger fanden sich in den literarischen Schilderungen durchaus wieder. Indem den Frauen Gefühlsäußerungen von Furcht und Sorge zugeschrieben wurden, konnten auch skeptische und ängstliche Angehörige in diesen Erzählungen Identifikationsmöglichkeiten finden.

Dabei nahmen die vielfältigen Berichte und Gerüchte über Ausschreitungen und Gräueltaten in den ersten Wochen des Krieges nicht nur in den literarischen Beschreibungen, sondern auch in den Selbstzeugnissen eine wichtige dynamisierende Funktion ein. Durch die Umformung eines abstrakten Verteidigungsbegriffs in eine konkrete Abwehr konnte das Opfern der Ehemänner und Söhne noch einmal ausdrücklich gerechtfertigt, die Interpretation als Verteidigungskrieg bestätigt und die Kriegsbereitschaft bekräftigt werden.

Summary

Female members of soldiers' families, often described by contemporaries as „the ones left behind“, were doubly affected by war: They had to let their husbands and sons go off to war but at the same time were faced with all the difficulties of everyday life at home. In the early days of the war, their situation was discussed not only in the daily media but also by writers and others in the publishing world, as well as by family members who described their emotions and experiences in war diaries and personal testimonials. By pooling these various sources it is possible to paint a detailed picture of the motivations and reactions of family members at the beginning of the war. The diverse reports and rumours of the violent excesses of the Russian armies in East Prussia played a particularly important and dynamic role in both the literary works and the personal testimonials. By recasting an abstract concept of defence into a concrete notion of resistance it was possible to explicitly justify sacrificing husbands and sons, confirm the interpretation of the war as a war of defence and reinforce the willingness to fight it. Furthermore, these texts depict very different emotional regimes for men and women. The older mothers of soldiers, for example, were portrayed as the antithesis of the young enthusiastic war volunteers. Worry and fear were attributed to these women in the texts, whereas the enthusiasm of the young men was sympathetically depicted as naive.

With the aid of such interpretations it was possible to distinguish between the public role-model image and the individual positions as evidenced by the accounts in personal testimonials.

Der Beginn des Großen Krieges in der Bildpresse

von Ulrich Keller

In der öffentlichen Diskussion um den Ersten Weltkrieg hat seit Ende des 20. Jahrhunderts ein Gedächtnis- und Trauerdiskurs die Oberhand gewonnen. An die Stelle von Schuldzuweisungen an die einstigen Gegner ist die Frage getreten: Wie war es möglich, dass sich vor 100 Jahren die reichsten und mächtigsten Nationen der Welt über Nacht in einen barbarischen Krieg stürzten, der eine ganze Generation junger Männer im Granatenhagel verbluten ließ und unsägliches Leiden über die darbenenden Zivilbevölkerungen brachte?

Zu den Erklärungsmustern gehört neuerdings die etwas oberflächliche, aber nicht ganz falsche Behauptung, dass es sich um den ersten „Medienkrieg“ der Geschichte gehandelt habe.¹ In der Tat wird niemand bezweifeln, dass der Zeitungspresse im zunehmend „totalen“, alle gesellschaftlichen Reserven ausschöpfenden Kriegsgeschehen eine entscheidende Rolle bei der Mobilisierung der Kräfte und Mentalitäten zufiel, ohne welche der europäische Suizid schnell ein Ende gefunden hätte. Entsprechend sind „Zensur“ und „Propaganda“ zu viel diskutierten Forschungsthemen geworden – doch merkwürdigerweise hat man sich kaum für die Bildpresse interessiert, obwohl sie alle sozialen Schichten erreichte, gerade auch diejenigen, die mit schriftlichen Mitteln nicht anzusprechen waren. Für das heute kaum noch begreifliche „Durchhalten“ trotz der unerbittlich steigenden Opferzahlen waren die Bildmedien mit ihrer stärker emotional denn rational wirksamen Rhetorik vielleicht bereits wichtiger als das, was der Buchstabendruck lieferte. Doch nur der Film ist Gegenstand eingehender Forschungen geworden, wogegen die Pressefotografie nur marginale Beachtung fand. Bildzeitungen wurden so gut wie gänzlich ignoriert, obwohl sie angesichts der Kurzatmigkeit und narrativen Unbehilflichkeit der frühen Wochenschauen sicher das Bildmedium mit der nachhaltigsten Massenwirkung waren, bis epische Filmerzählung im Stil des britischen Somme-Films in Mode kam.² Die Widerwilligkeit gegen ernstliche Beschäftigung mit den Kriegssillustrierten hat wohl mit der bis heute nachwirkenden Desillusionierung der europäischen Gesellschaften zu tun, die in den 1920er Jahren allmählich erfuhren, wie schrecklich der Krieg tatsächlich und wie viel Horror aus der Presse wegzensiert worden war.³ Kaum davon zu trennen ist aber auch der Faktor des enttäuschten Voyeurismus: Men-

- 1 So etwa Gerhard Paul: *Bilder des Krieges, Krieg der Bilder. Die Visualisierung des modernen Krieges*, München 2004, S. 105.
- 2 Unter den ganz wenigen ernsthaften Forschungsbeiträgen zum Phänomen Bildberichterstattung im Ersten Weltkrieg sind vor allem zu nennen: Gerd Krumeich: *Kriegsfotografie zwischen Erleben und Propaganda. Verdun und die Somme in deutschen und französischen Fotografien des Ersten Weltkriegs*, in: Ute Daniel, Wolfram Siemann (Hrsg.): *Propaganda. Meinungskampf, Verführung und politische Sinnstiftung (1789–1989)*, Frankfurt a.M. 1994, S. 117-132 (kursorische Diskussion von Weltkriegsfotos in Illustrierten und Büchern); sowie: Thilo Eisermann: *Pressephotographie und Informationskontrolle im Ersten Weltkrieg. Deutschland und Frankreich im Vergleich*, Hamburg 2000 (statistische Auszählung von Bildmotiven nach thematischen Kategorien).
- 3 Um einige Titel dieses decouvrierenden Buchgenres der Nachkriegszeit zu nennen: Ernst Friedrich: *Krieg dem Kriege*, Berlin 1914; Ernst Jünger: *Das Antlitz des Weltkrieges. Fronterlebnis-*

schen, die an die spannende mediale Vermarktung von Krieg in epischen Bildreportagen und Hollywood-Filmen gewöhnt sind, würden sich für die Illustrierten des Ersten Weltkriegs wohl auch dann kaum stärker interessieren, wenn sie weniger rigoros zensiert worden wären, denn es fehlte ihnen noch die ästhetische Frisierung, die später zur Norm der Bildreportage werden sollte.⁴

Zugegeben, es gibt eine ganze Reihe populärer Bilderbücher zum Verlauf des Ersten Weltkriegs, doch kein einziges stützt sich zu mehr als 10% auf das Bildreportage-Material, das in den Kriegsjahren publiziert wurde und die nationalen Mentalitäten prägte. Derartige Bildbände basieren auf privaten Sammlungen, staatlichen Archiven, kommerziellen Bildagenturen und anderen Quellen, die in der Kriegszeit meist gar nicht öffentlich verfügbar waren, wie z.B. auch militärische Aufklärungsfotos und Amateur-Schnappschüsse. Selbst vom Angebot zeitgenössischer Bildagenturen ist während des Kriegs nur wenig im Druck erschienen und öffentlich relevant geworden. So kommt es, dass der Weltkrieg heute nicht nur in populären Bildbänden, sondern auch in der Forschungsliteratur anhand von sozusagen posthumen Bildquellen abgehandelt wird, die zwar wichtige Einsichten vermitteln können, aber seinerzeit nicht bekannt waren und daher keine Geschichte machen konnten.⁵

Wer sich heute mit historischem Bildmaterial befasst, geht meist noch immer von der zwar berechtigten und ergiebigen, aber doch sehr schmalspurigen Frage aus, welche historischen Tatsachen, welche einstige Wirklichkeit ein gegebenes Bild „spiegelt“. Aber Bildreportagen, die im Kriegsverlauf publiziert wurden und diesen gezielt zu beeinflussen versuchten, sind keine Spiegelungen „von“, sondern Eingriffe „in“ die Geschichte. Parallel zum Grabenkrieg lief ein Medienkrieg, der Kriegsausgang und Friedensregelung wesentlich mitbestimmte, aber in seiner bildjournalistischen Dimension bislang höchstens fragmentarisch wahrgenommen worden ist.

Tendenziell funktioniert Wissen durch Bilder anders als Wissen durch Texte. Wer in historischen Bildern nach neuen Daten und Fakten fahndet, findet sich oft enttäuscht – denn was man da sieht, scheint zumindest auf den ersten Blick immer schon aus der Geschichtsschreibung bekannt zu sein. Aber indem Bilder vergangene historische Situationen schnell erfassbar zurückrufen, regen sie zu starken imaginativen Reaktionen und Identifikationen an, produzieren ein bewegendes, emotionales Wissen und führen zu einer neuen Gewichtung der

se deutscher Soldaten, Berlin o.J.; Hermann Rex: Der Weltkrieg in seiner rauen Wirklichkeit, Oberammergau 1926; Kamerad im Westen. Ein Bericht in 221 Bildern, Frankfurt a.M. 1930. Vgl. dazu Dora Apel: Cultural Battlegrounds. Weimar Photographic Narratives of War, in: *New German Critique* 76 (1999), S. 49-84; sowie Sandra Oster: Das Gesicht des Krieges. Der Erste Weltkrieg im Foto-Text-Buch der Weimarer Republik, in: *Fotogeschichte* 30 (2010), H. 116, S. 23-42.

4 Zu der stilistischen Weiterentwicklung der Fotoreportage zwischen dem Ersten und Zweiten Weltkrieg vgl. Ulrich Keller: Fotografie und Begehren. Der Triumph der Bildreportage im Medienwettbewerb der Zwischenkriegszeit, in: Annelie Ramsbrock, Annette Vowinckel u.a. (Hrsg.): *Fotografien im 20. Jahrhundert. Verbreitung und Vermittlung*, Göttingen 2013, S. 129-174.

5 Vgl. z.B.: Christian Zentner: *Illustrierte Geschichte des Ersten Weltkriegs*, München 1980; John Keegan: *The First World War. An Illustrated History*, London 2002; Hedley Paul Willmott: *World War I*, London 2003; Bruno Cabanes, Anne Duménil (Hrsg.): *Larousse de la Grande Guerre*, Paris 2007; Ian Westwell: *The Ultimate Illustrated History of World War I*, London 2009; Markus Pöhlmann, Harald Protempa u.a. (Hrsg.): *Der Erste Weltkrieg 1914–1918. Der deutsche Aufmarsch in ein kriegerisches Jahrhundert*, München 2014.

Ereignisse. Ein Beispiel unter vielen ist die englische Blockade aller Lebensmittelimporte nach Deutschland: Dass diese völkerrechtswidrige Terrormaßnahme Opfer in der Größenordnung von mehreren hunderttausend Menschenleben in den deutschsprachigen Ländern forderte, wird zwar fußnotenartig in vielen Kriegsgeschichten angemerkt, ist aber gebildeten Mitteleuropäern heute nicht geläufig – besser als Texte können die Bildexzerpte aus den zeitgenössischen Illustrierten daraus ein aktives, weil emotional virulentes Wissen und Gedenken machen (vgl. Abb. 1).⁶ Ein anderer Krieg, ein anderes Wissen: Das hat die Lektüre der Bildreportagen des Weltkriegs zu bieten, wenn man beginnt, sie als historisches Quellenmaterial ernst zu nehmen.

Ehe konkrete Bildbeispiele aus den ersten Kriegsmonaten in den Blick genommen werden, empfiehlt es sich, eine heute nicht mehr verstandene Eigenart der bildlichen Kriegsberichterstattung von 1914–1918 zu thematisieren, nämlich das, was man ihre mediale Zweigleisigkeit nennen könnte. In vielen Kriegstillustrierten war die Fotografie keineswegs schon zum einzigen und ausschließlichen Bildmedium aufgestiegen; vielmehr spielte die künstlerische Illustrationsgrafik noch eine große Rolle, und gerade die Formulierung der wichtigsten Bildbotschaften blieb meist der Grafik überlassen. Aus heutiger Perspektive ist das befremdlich, denn damit ein Pressebild für uns glaubhaft ist, muss es fotografische Authentizität und Genauigkeit aufweisen. Dabei übersieht man meist, dass Fix- und Filmkameras die historischen Abläufe kaum weniger fiktionalisieren und ideologisieren als der Stift und der Pinsel der Illustratoren: Die angebliche Authentizität der Kamera ist nur eine Illusion. Niemand wird z.B. behaupten wollen, dass – um ein modernes Beispiel zu nennen – die Reportage zum Koreakrieg, die „Life“ am 25. Dezember 1950 publizierte (Abb. 2), etwas anderes ist als die romanhafte Aufbereitung von Kriegsereignissen, deren tatsächliche Umstände völlig im Dunkeln bleiben.

Unter Kriegsbedingungen und den entsprechenden Zensur- und Propagandazwängen war eine solche Aufladung für die Bildpresse immer eine nationale Pflicht; das Kriegsgeschehen musste nicht sachlich genau aufgezeichnet, sondern emotional wirksam erklärt und glorifiziert werden. Dass die Pressefotografie im Ersten Weltkrieg noch nicht zum allein herrschenden Bildmedium aufstieg, hat damit zu tun, dass sie noch nicht mit der später von „Life“ bewiesenen Virtuosität an die Fiktionalisierung und Narrativierung des historischen Geschehens herantrat. 1914–1918 fehlte dazu noch das bahnbrechende Vorbild des Spielfilms; Pressefotos hatten vorwiegend trocken-aufzeichnenden Charakter und konnten die geforderte propagandistische Aufladung nur selten leisten. Wo es um die Legitimierung des Kriegs ging, mithin nationale Ideologien und Symbole zu artikulieren waren, hat die Bildpresse daher fast immer gemalte, statt fotografische Illustrationen ins Feld geführt.⁷

Wie später im Koreakrieg gab es auch im Ersten Weltkrieg schon eine bildliche Stahlhelm-Mystik. Das Motiv von Soldaten, die emotional intensiv aus dem Schatten ihrer Stahlhelme hervorblicken, kommt z.B. schon Mitte 1918 in der „Leipziger Illustrierten Zeitung

6 Zur „Hungerblockade“ vgl. u.a. C. Paul Vincent: *The Politics of Hunger. The Allied Blockade of Germany, 1915–1919*, Athens, OH 1985; Anne Roerkohl: *Hungerblockade und Heimatfront. Die kommunale Lebensmittelversorgung in Westfalen während des Ersten Weltkrieges*, Stuttgart 1991; Robert K. Massie: *Castles of Steel. Britain, Germany, and the Winning of the Great War at Sea*, New York, NY 2003, S. 503-527.

7 Vgl. hierzu ausführlicher: Ulrich Keller: *Der Weltkrieg der Bilder. Organisation, Zensur und Ästhetik der Bildreportage 1914–1918*, in: *Fotogeschichte* 33 (2013), H. 130, S. 5 ff., hier S. 15 ff.

(LIZ)“ vor (Abb. 3). Das deutsche Heer befand sich damals in einer Abwehrschlacht gegen numerisch und materiell enorm überlegene Feinde. Der deutsche Stahlhelm wurde dabei zum visuellen Kernsymbol der Durchhalteideologie, spielte auf Kriegsleihe-Plakaten eine große Rolle und wurde auch auf dem hier gezeigten Titelbild effektiv eingesetzt: Mit fanatisch-gläubigem Blick trägt der vorderste Soldat seinen Helm wie eine Monstranz in den Kampf. Wie wenig konkurrenzfähig die Kamera mit ikonisch derart aufgeladenen künstlerischen Kompositionen war, geht aus einem etwa gleichzeitigen fotografischen Coverbild der „Wochenschau“ hervor (Abb. 4): Auch hier helmbewehrte Kämpfer, aber in steif gestellten Posen. Brav der Kamera-Regie folgende Landser führen vor, welchen Stahlschutz sie in den Gräben anlegen – von einer eigentlichen Handlung, geschweige denn einem Ethos fehlt dagegen jede Spur: Das überstieg weniger die Technik als das Technikverständnis der Fotografen, die ihr Medium noch als prinzipiell aufzeichnendes statt interpretierendes handhabten.

Diese mediale Zweigleisigkeit wird heute selten bemerkt und nie verstanden. Mit unserer Fixierung auf die angebliche Authentizität der Fotografie ist uns die Illustrationsgrafik völlig aus dem Blick geschwunden – bedauerlicherweise. Die mentalitätsformende, geschichtsprägende Rolle der Weltkriegsillustrierten bleibt unverstanden, wenn man einen hohen Prozentsatz des Abbildungsmaterials, und zwar gerade das ideologisch eloquenteste Material, von vornherein von der Betrachtung ausschließt.

Noch eine zweite Vorbemerkung ist unerlässlich. Wo Pressebilder des Weltkriegs in den Blick genommen werden, wird fast durchgehend der journalistische Kontext ignoriert. Pressebilder traten aber dem zeitgenössischen Leser nie als isolierte Einzelbilder entgegen, sondern immer mit Schlagzeilen und Legenden versehen, oft mit weiteren Bildern konfiguriert und in ein komplexes Layout integriert. Löst man einzelne Bilder aus dem Originalkontext heraus, geht ein Großteil ihrer semantischen Bandbreite verloren. Um ein Beispiel aus vielen herauszugreifen: Im Mai 1915 versenkte ein deutsches U-Boot die „Lusitania“ mit 2 000 Zivilpersonen an Bord, von denen 1 200 ertranken. Wahrscheinlich ahnte der U-Bootkommandant nicht, was er anrichtete, aber indem er Torpedos abfeuerte, ohne aufzutauchen und zu überprüfen, ob es sich bei dem riesigen Linienschiff um ein legitimes militärisches Ziel handelte, beging er ein Kriegsverbrechen, das beinahe die damalige amerikanische Neutralität beendet hätte.⁸ „War Illustrated“, eine populäre britische Illustrierte, brachte ein Foto von der Bestattung einiger Opfer (Abb. 5), und dieser Schnappschuss erfuhr im Kontext des Propagandakriegs gegen Deutschland eine scharfe emotionale Zuspitzung mit hetzerischen Bild- und Textbeifügungen, welche die „Lusitania“-Katastrophe nicht als den fatalen Missgriff eines U-Bootkapitäns, sondern als den bewusst grausamen Mordanschlag des Kaisers und des ganzen deutschen Volkes anprangerten, der in Berlin angeblich mit freudigem Glockengeläut gefeiert wurde. Dass der Kaiser ein Gegner des rücksichtslosen U-Bootkrieges war, zählte dabei nicht; gebraucht und typografisch effektiv inszeniert wurde eine Propagandabotschaft, die zur Konsolidierung der Kriegsbereitschaft in der englischen Öffentlichkeit beitrug und damit den Krieg nicht spiegelte, sondern vorantrieb und

8 Zur „Lusitania“-Katastrophe vgl. u.a.: Patrick Beesly: Room 40. British Naval Intelligence 1914–1918, Oxford 1984, S. 84–122; Joachim Schröder: Die U-Boote des Kaisers. Die Geschichte des deutschen U-Bootkrieges gegen Großbritannien im Ersten Weltkrieg, Lauf a.d. Pregnitz 2000, S. 126–145; Massie, Castles (wie Anm. 6), S. 528–552.

mitgestaltete. Man begegnet demselben Bestattungsfoto nun in rezenten Bildpublikationen (Abb. 6), aber aus dem ursprünglichen Layout herausgelöst hat es hier seine propagandistische Dimension eingebüßt – es ist nicht mehr erkennbar, welche aktive Rolle es einst in der Produktion der zeitgenössischen Kriegswirklichkeit gespielt hat.

Es ließe sich hinzusetzen, dass die uns zur Gewohnheit gewordene Amputation des Layouts, in das die Pressebilder ursprünglich eingebettet waren, auch den Blick auf die Ästhetik der zeitgenössischen Bildbotschaften verstellt. Das ist besonders schade in den nicht ganz seltenen Fällen, in denen einfallreiche Redaktionsteams mit Bildmontagen und Layouts von großer Kreativität und Modernität zu experimentieren begannen; ein beliebig aus der Pariser Wochenillustrierten „J'ai vu ...“ ausgewähltes Bildbeispiel (Abb. 7) kann die gelegentlich sehr hohe visuelle Qualität des Bildjournalismus im Weltkrieg belegen.⁹ In anderen Zeitungen wäre der Bildbeitrag zur Armee-Autofahrschule zu einer tödlich langweiligen Pflichtübung geworden – hier dagegen hat man eine amüsante Montage vor sich, die Anforderungen an das Auge und den Witz des Lesers stellt.

Nach diesen prinzipiellen Bemerkungen kommen wir zum eigentlichen Thema des vorliegenden Beitrags, also zur Frage, wie sich die ersten Kriegsmonate in der Bildpresse niederschlugen. Dass es sich um einen modernen, u.a. auch bildmedial geführten Krieg handelte, wurde gleich am 1. August 1914, dem Tag der deutschen Mobilmachung offensichtlich. „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche“: Diese Parole, mit der Kaiser Wilhelm II. zum Kriegsauftritt den politischen „Burgfrieden“ zwischen den Reichstagsfraktionen einläutete, ist berühmt geworden – da er in öffentlichen Reden zu haarsträubenden Schnitzern neigte, war sie ihm von Otto Hammann, dem Pressechef des Außenamtes, souffliert worden.¹⁰ Vergessen ist dagegen, dass der kaiserliche Kernsatz in ein symbolkräftiges, an die Bildpresse adressiertes Zeremoniell eingebettet war: Im Schloss wurde eine außerordentliche Reichstagsitzung angesetzt, um dem Kaiser Gelegenheit zu einer nicht nur verbal, sondern auch visuell effektiven Thronrede zu geben. Darin zeigte sich, dass die Bildpresse bereits eine öffentliche Macht darstellte und zur Herstellung der nationalen Kriegsbereitschaft gezielt eingesetzt wurde. Kernpunkt der Zeremonie war Wilhelms Aufforderung an die Parteivorsitzenden, im Beisein von Kanzler und Ministern einzeln vorzutreten und ihm per Handschlag die Einstellung aller Parteienstreitigkeiten zu geloben.

August Scherls „Woche“ widmete dem Ritual auf den Thronstufen des Stadtschlusses eine volle Seite (Abb. 8), auf der die einzelnen Parteienvertreter erkennbar porträtiert sind. Ein SPD-Repräsentant ist allerdings nicht dabei, denn die Sozialdemokraten waren der Thronrede demonstrativ fern geblieben. Trotzdem war zum Kriegsauftritt der Schulterschluss der Volksvertreter politisch gesichert und publikumswirksam inszeniert – inklusive der Sozialdemokraten, die zwei Stunden nach der Thronrede die Kriegskredite absegneten.¹¹ Dass das

9 Zum Phänomen „J'ai vu...“ vgl. Ulrich Hägele: Montage, Grotteske, Propaganda. Die Vorgeschichte der Avantgarde: Medieninnovation in der französischen Illustrierten „J'ai vu...“ 1914 bis 1920, in: Fotogeschichte 32 (2012), H. 123, S. 5-19.

10 In etwas anderer Wortwahl kommt die berühmte Formel schon am 1. August in einer kurzen Ansprache Wilhelms II. vom Balkon des Berliner Schlosses vor, vgl. Kriegs-Kalender und Kriegs-Depeschen nach dem amtlichen Berichten, Bd. 1, Berlin o.J., S. 11. Eine weitere, leicht variierte Version benutzte er am 31. Juli, vgl. Ernst Johann (Hrsg.): Innenansicht eines Krieges. Deutsche Dokumente 1914–1918, Freiburg 1968, S. 14.

11 Der Wortlaut der größtenteils von dem Theologen Adolf von Harnack verfassten kaiserlichen

Pressebild heute vergessen ist, besagt keineswegs, dass es sich um eine seinerzeit unwirksame Inszenierung handelte, sondern belegt nur die obige Feststellung, dass Pressebilder in malerischer, statt fotografischer Form heute nicht mehr verstanden und ernst genommen werden.

Ganz Deutschland begrüßte den „europäischen Bürgerkrieg“ angeblich mit patriotischer Begeisterung, die sich bald zum Mythos des klassenverbindenden „Augusterlebnisses“ verklärte. In seriösen historischen Studien ebenso wie in populären Fotobänden wird dieser Kriegsauftritt durchweg mit Bildern illustriert (vgl. etwa das Beispiel in Abb. 9), die den allgemeinen Kriegsenthusiasmus nur widerspiegeln und bestätigen sollen – und zwar stets so, dass die Bilder aus dem ursprünglichen Zeitungskontext herausgelöst sind und nichts mehr von den jeweils ganz unterschiedlichen Redaktionsstandpunkten und Bildargumentationen ahnen lassen, deren Artikulation die Bilder dienten, als sie einst an einem bestimmten Tag im Dienst ganz bestimmter politischer Absichten im Druck erschienen.

Ein solcher Umgang mit Weltkriegsbildern beruht jedoch auf einem großen Missverständnis – denn Pressebilder erschöpften sich keineswegs darin, das abzubilden und zu bestätigen, was man ohnehin schon wusste. Vielmehr waren sie Instrumente der Meinungsbildung, Mentalitätsmodellierung und Propagandaverbreitung; von den Zeitungen der verschiedenen Couleurs wurden sie zu ganz unterschiedlichen Zwecken eingesetzt. Ginge es im Journalismus nicht um die Vertretung verschiedener Positionen, würde ja eine Zeitung pro Land genügen. Diese Binsenweisheit gilt auch für die Bildpresse. In Deutschland wurden während des Ersten Weltkriegs über 20 Wochenillustrierte verschiedenster politischer Orientierung publiziert, die das Zeitgeschehen auf ganz unterschiedliche Weise zu beeinflussen versuchten – mit bloßer Spiegelung und Bestätigung war keine Redaktion zufrieden.

Am Beispiel der deutschen Mobilmachung lässt sich das klar nachweisen. Nach neueren Erkenntnissen antwortete die Bevölkerung darauf keineswegs mit einhelliger Begeisterung; vielerorts wogen Ernst und Besorgnis vor.¹² Ein Blick auf die Bildpresse bestätigt die Bandbreite der Redaktionen. Die „LIZ“ z.B. setzte einen Kaiser auf ihr Titelblatt, der sich in schlichter Uniform besonnen und vertrauenswürdig gab (Abb. 10); im Inneren des Heftes folgten Motive wie singend durch die Straßen ziehende Rekruten und jubelnde Menschen vor dem Kronprinzenpalais (Abb. 11). Dass diese zustimmende, positive Darstellung von Kaiser und Mobilmachung nicht als neutrale Aufzeichnung, sondern gezielte Mythologisierung der Berliner Vorgänge zu lesen ist, zeigt der vergleichende Blick auf den „Weltspiegel“ (die halbwochentliche Bildbeilage des im jüdischen Mosse-Verlag herausgegebenen „Berliner Tageblattes“), der die Sache am selben Tag ganz anders darstellte. Auch hier wurde Wilhelm II. die Titelseite eingeräumt (Abb. 12), doch arrogant-theatralisch in üppigem Ordensschmuck posierend, erschien er hier als eine eher provokative und besorgniserregende denn maßvolle Figur. Die anschließende Fotoreportage beginnt mit zwei österreichisch-ungarischen Bahnhofsszenen – ein Soldat kritzelt einen Abschiedsbrief, meh-

Thronrede ist nachzulesen in: Kriegs-Kalender (wie Anm. 10), S. 16-18. (die Aufforderung zum Handschlag: S. 18). Über den genauen Tagesablauf informieren Tageszeitungen wie „Vossische Zeitung“ oder „Frankfurter Zeitung“.

12 Vgl. u.a. Christian Geinitz: Kriegsfurcht und Kampfbereitschaft. Das Augusterlebnis in Freiburg. Eine Studie zum Kriegsbeginn 1914, Essen 1998; Jeffrey Verhey: Der „Geist von 1914“ und die Erfindung der Volksgemeinschaft, Hamburg 2000; Tillmann Bendikowski: Sommer 1914. Zwischen Begeisterung und Angst – wie Deutsche den Kriegsbeginn erlebten, Gütersloh 2014.

rere Frauen sehen weinend einem Zug nach – und endet mit Berliner Mobilmachungsbildern, die von Abschied, Kriegstraum und besorgt wartenden Menschen erzählen (Abb. 13). Von Überschwang ist hier keine Spur, was jedoch nicht in den Mythos einging. Die Legende vom patriotischen, klassenverbindenden „Augusterlebnis“ ist historisch siegreich geblieben, Mosses kritische Gegenmythologie hat sich nicht durchgesetzt. Festzuhalten ist aber, dass keine der beiden Versionen eine bloße Bestätigung des schon Bekannten war; auch Bildjournalismus war und ist Meinungskampf.

Im Kontext der journalistischen Kommentierung der ersten Kriegswochen liegt im Übrigen die Frage nahe, welches Echo der sensationelle deutsche Sieg über die zahlenmäßig weit überlegenen russischen Armeen bei Tannenberg/Grunwald in den letzten Augusttagen 1914 in der deutschen Bildpresse hervorrief. Nach der Einnahme von Lüttich/Liège, einer bildlich schwer zu vermittelnden Belagerungsepisode, war es der erste große Kriegserfolg. Er war visuell gut zu vermitteln, da er in einer klassischen Feldschlacht errungen worden war.¹³ Als sich 1912/13 die Balkanstaaten monatelang bekriegten, ohne dass deutsche Truppen beteiligt waren oder auch nur größere deutsche Interessen auf dem Spiel standen, hatte die „Berliner Illustrierte Zeitung (BIZ)“ dazu Dutzende von Bildreportagen gebracht, knapp 30 Cover-Illustrationen eingeschlossen. Zeitgenössische Abonnenten, die 1914 eine Beibehaltung oder Steigerung des reichlichen kriegerischen Bilderflusses erwarteten, sollten sich aber enttäuscht finden. Zum Schlachtgeschehen bei Tannenberg bot die „BIZ“ – von einem rasch hingeworfenen, von der traditionellen Reiterschlacht-Ikonografie geprägten Aquarell abgesehen – nur ein Foto einiger Landsturmeute beim Sortieren erbeuteter russischer Uniformen auf, und zwar mit reichlicher Verspätung in der Nummer vom 20. September. Dazu kamen – ohne erkennbaren Bezug auf Tannenberg – am 4. Oktober die Aufnahmen eines Zuges russischer Gefangener auf dem Tilsiter Bahnhof und des Allensteiner Landrats bei der Ausschreibung von Unterstützungsgeldern für die entwurzelte Landbevölkerung (Abb. 14). Mit zwei weiteren kleinformatigen Fotos abgebrannter ostpreußischer Dorfstraßen waren dann die Themen glorioser Schlachtensieg und empörende Russengräuel für die „Berliner Illustrierte Zeitung“ *ad acta* gelegt.

Einige kleinere Bildzeitungen („Illustrierte Wochenschau“ oder „Leben im Bild“) boten etwas umfänglichere und lebendigere Bildkonfigurationen zu denselben Themen an, ohne dass sich neue Aspekte ergaben; vor allem vom Kampfschauplatz und Kampfgeschehen von Tannenberg sind keine fotografischen Spuren nachweisbar. Dabei ist natürlich in Rechnung zu stellen, dass die Fotoreportage in den ersten Kriegswochen noch nicht besonders effektiv organisiert sein konnte – nur fiel Jahre später die Kameraausbeute vor Verdun und an der Somme keineswegs üppiger aus; es handelte sich um eine amtlich gewollte Bildknappheit.¹⁴

13 Zu Schlacht und Hintergründen vgl. Markus Pöhlmann: Tod in Masuren. Tannenberg, 23. bis 31. August 1914, in: Stig Förster, Markus Pöhlmann u.a. (Hrsg.): Schlachten der Weltgeschichte. Von Salamis bis Sinai, München 2002, S. 279-294. In deutschsprachigen Bildgeschichten des Ersten Weltkriegs wird Tannenberg entweder gar nicht illustriert oder nur missverständlich mit einem Foto russischer Gefangener vom zweiten ostpreußischen Russeneinfall im Winter 1915, vgl. Zentner, Illustrierte Geschichte (wie Anm. 5); sowie Pöhlmann, Potempa u.a. (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg (wie Anm. 5).

14 Vgl. dazu Ulrich Keller: Verdun, 1916. Die Schlacht der Bildreportagen, in: Fotogeschichte 33 (2013), H. 130, S. 51-84, insbesondere S. 53-68.

Die alternative Möglichkeit, der deutschen Öffentlichkeit die Kriegereignisse hauptsächlich nicht durch fotografische Aufnahmen, sondern künstlerische und trotzdem authentische, d.h. auf Augenzeugenschaft beruhende Darstellungen zu vermitteln, wurde von der „LIZ“ trotz des größeren Aufwands systematisch verfolgt. Nach eigener Aussage machte es sich nämlich die Redaktion zum Ziel, „die zeichnerische Berichterstattung mit besonderem Nachdruck zu pflegen“, da sich gerade während des Krieges zeige, „dass der Künstler *mehr* sieht als der Photograph auf die Platte bannen kann, und daher hat die Leipziger ‚Illustrierte Zeitung‘ den größten Wert darauf gelegt, auf allen Kriegsschauplätzen durch Sonderzeichner vertreten zu sein.“¹⁵ Bei Verdun und an anderen Brennpunkten des Kriegsgeschehens konnte die „LIZ“ später auch auf die Dienste hervorragender, den Kameraleuten tatsächlich in vieler Hinsicht überlegenen Künstlern zählen. Zum Zeitpunkt der Schlacht von Tannenberg bahnten sich die nötigen Beziehungen aber erst allmählich an, und so konnte die Redaktion am 10. September vorerst nur eine völlig fiktive, von keiner Ortsangabe begleitete Adaption des bis auf Rubens zurückgehenden „Brückenkampf“-Schemas auf die Titelseite setzen, bestellt bei Willy Brandes, der sich in Berlin als Landschafts- und Tiermaler einen Namen gemacht hatte. Eine Woche später folgte dann eine weniger kunstvoll und allgemein gehaltene, etwas spontaner und lokal konkreter wirkende Skizze, die möglicherweise auf zumindest nachträglicher Ortsbesichtigung und Zeugenbefragung beruhte und von Martin Frost, dem neben Felix Schwormstädt wohl fähigsten und produktivsten „LIZ“-Mitarbeiter geliefert wurde (Abb. 15).¹⁶ Gezeigt ist die Vertreibung russischer Truppen aus einer Ortschaft nahe Hohenstein. Statt der eigentlichen Schlacht ist hier ein unerhebliches Randereignis thematisiert, und es braucht nicht betont zu werden: Zum Tannenberg- und Hindenburg-Mythos haben diese bescheidenen Presseillustrationen nichts Nennenswertes beigetragen – dies blieb auf der Bildebene dem von Hindenburg gezielt zur Selbstglorifikation eingesetzten Akademieprofessor Hugo Vogel vorbehalten, man denke etwa an die große Leinwand „Hindenburg und sein engerer Stab in der Schlacht bei Tannenberg“.¹⁷

Zusammenfassend ist noch einmal zu betonen, dass die verschiedenen deutschen Bildzeitungen keineswegs gleichgeschaltet waren, sondern jeweils eigene Wege bei der Verarbeitung und Präsentation der Kriegereignisse gingen. Viel tiefer greifende Gegensätze gab es natürlich auf der internationalen Ebene, im Kreuzfeuer der Bildreportagen, mit denen die Bildzeitungen der Mittelmächte und der Entente um die Beeinflussung der öffentlichen Meinung in den neutralen Ländern rangen. Kriegentscheidend – und entsprechend hart umworben – war letztlich die Haltung der Vereinigten Staaten. Es lohnt sich, den internationalen

15 Aus: Unsere Künstler im Feld V, in: Leipziger Illustrierte Zeitung, 5. April 1917, S. 456.

16 Zur bemerkenswerten Rolle Frosts als künstlerisch statt fotografisch arbeitendem Bildberichterstatte vgl. Keller, Verdun (wie Anm. 14), S. 63-68.

17 Zum Tannenberg- und Hindenburg-Mythos vgl. Jesko von Hoegen: Der Held von Tannenberg. Genese und Funktion des Hindenburg-Mythos (1914–1934), Köln 2007; sowie Wolfram Pyta: Hindenburg. Herrschaft zwischen Hohenzollern und Hitler, München 2007, besonders das Kapitel „Die mediale Selbstinszenierung Hindenburgs“, S. 115-153, mit Ausführungen zur Rolle Vogels bei dieser Aufgabe. Für dessen eigenen Bericht über seine politische Bildwerbung und deren auf Tannenberg bezügliche Hauptresultate vgl. Hugo Vogel: Als ich Hindenburg malte, Berlin 1927 (mit Abbildung der Gemälde „Hindenburg und sein eigener Stab in der Schlacht bei Tannenberg am 29. August 1914“, nach S. 72, und „Hindenburg am Abend seines Eintreffens in Marienburg am 23. August 1914“ vor dem Hintergrund von Flüchtlingsströmen, nach S. 80).

Meinungskampf der Bildpresse am Beispiel zweier symmetrischer, interessante Vergleichsperspektiven eröffnender Geschehnisse aus den ersten Kriegswochen zu verfolgen, nämlich der schon besprochenen russischen Ostpreußen-Besetzung und der deutschen Belgien-Invasion. Hier wie dort wurden ganze Ortschaften niedergebrannt und Tausende von Einwohnern terrorisiert. Wie bekannt, erfolgte der deutsche Einfall in Belgien unter dem Zwang des (wie auch immer modifizierten) Schlieffen-Plans ohne Rücksicht auf die internationale Reaktion, die vernichtend ausfiel – schließlich war Belgien neutral, und Deutschland hatte sich vertraglich zur Wahrung seiner Neutralität verpflichtet. Das deutsche Ansehen wurde zusätzlich noch dadurch untergraben, dass deutsche Truppen massive Kriegsverbrechen an der Zivilbevölkerung begingen, wobei umstritten war, ob sie vom bewaffneten Widerstand so genannter Franktireurs dazu provoziert wurden. Jedenfalls sahen sich viele deutsche Offiziere zu „Strafgerichten“ berechtigt, die über jedes Maß hinausgingen. Symptomatisch ist Löwen, wo die ganze Innenstadt samt der Universitätsbibliothek mit ihren unschätzbaren historischen Beständen niedergebrannt wurde. Ähnliche Exempel wurden in Andenne, Dinant und andernorts statuiert, was die deutschen Illustrierten mit allerlei fantasievollen Gemälden von völkerrechtswidrigen Franktireur-Umtrieben zu legitimieren suchten.¹⁸

Die alliierte Bildpresse nutzte die deutschen Blutbäder propagandistisch nur sparsam aus – teils glaubte man sie nicht, teils fehlten brauchbare Bildbeweise. Was dagegen die Schädigung des architektonischen Erbes betraf, gab es unanfechtbare Kameradokumente, die in der alliierten und neutralen Presse zu Dutzenden zirkulierten. Bei weitem am meisten publizistisches Kapital wurde aber aus dem belgischen Flüchtlingselend gewonnen. Statt rauchender Trümmer und brutaler Massaker kreiste die alliierte Bildberichterstattung also um das weniger schreckenerregende, aber emotional bewegende Schicksal von Frauen, Kindern und Alten, die heimatlos auf den belgischen Landstraßen herumirrten. In episch erzählender Bildinszenierung eignete sich dieses Thema besonders gut, um die internationalen Sympathien für das von den deutschen Armeen vergewaltigte, schnell sprichwörtlich gewordene „poor little Belgium“ anzufachen. Abb. 16 zeigt eine große, doppelseitige Komposition dieser Art, entworfen von einem Londoner Illustrator, der den belgischen Kriegsschauplatz gar nicht betreten hatte. Das war in diesem Abbildungsgenre auch unnötig, denn angestrebt war nicht nachrichtliche Authentizität, sondern rührender Effekt. Die Anlehnung an die Erzählstruktur der akademischen Geschichtsmalerei ist dabei unübersehbar. Allerdings ist ebenfalls deutlich, dass wir es mit einer schlagkräftig-journalistischen Simplifizierung und Popularisierung der Hochkunsttradition zu tun haben.

18 Zur deutschen Belgien-Invasion und dem bewaffneten Widerstand der Zivilbevölkerung vgl. die generell akzeptierten Studien: John Horne, Alan Kramer: *German Atrocities 1914. A History of Denial*, New Haven, CT 2001 sowie Jeff Lipkes: *Rehearsals. The German Army in Belgium, August 1914*, Leuven 2007, die mehr als höchstens marginale Franktireurtätigkeit für ein Hirngespinnst deutscher Soldaten halten und sich dabei hauptsächlich auf eine Kritik von Peter Schöller am Löwen-Kapitel des deutschen „Weißbuch“ von 1915 stützen. Vgl. Peter Schöller: *Der Fall Löwen und das Weißbuch. Eine kritische Untersuchung der deutschen Dokumentation über die Vorgänge in Löwen vom 25. bis 28. August 1914*, Köln 1958. Damit ist angeblich die ganze, weit über Löwen hinausgehende Sammlung beeideter Soldatenaussagen diskreditiert, obwohl diese Kritik die Löwener Aussagen selbst in keinem wichtigen Punkt entkräften konnte und nur zu kleineren Korrekturen an der vorangestellten Geschehensdarstellung zwingt. Dies wies schon 1963 eine heute nie erwähnte Studie nach, vgl. Wilhelm Hahn, Johann Köhl: *Der Fall Löwen 1914 und was dort wirklich geschah*, Plön a.S. 1963.

Die alliierte Bildpresse legt hier eine Affinität zur allmählich entstehenden Public-Relations-Industrie an den Tag, die in Amerika und England Techniken entwickelte, um Regierungen und Konzerne bei der Bevölkerung durch die Verbreitung narrativer Szenarien beliebt zu machen, welche gewünschte öffentliche Reaktionen durch Personalisierung abstrakter Fragen und narrative Ausschlichtung menschlich ansprechender Umstände hervorriefen. Charles Masterman z.B. wurde Chef der britischen Weltkriegspropaganda, nachdem er schon vor dem Krieg ein epochemachendes Sozialgesetzbündel der britischen Bevölkerung begreiflich und akzeptabel gemacht hatte. Bei Kriegsende war es so weit, dass kleinere Länder wie Rumänien und Lettland Public-Relations-Firmen anheuerteten, um über die Verbreitung von „Human-interest“-Geschichten internationale Unterstützung für die Aushandlung günstiger Friedensbedingungen zu erhalten.¹⁹ Fraglich ist dabei nur, ob es die PR-Spezialisten waren, die allmählich Einfluss auf die Bildberichterstattung in den Zeitungen gewannen, oder ob es sich umgekehrt verhielt, wie wohl eher anzunehmen ist. Unter dem Druck, ständige Auflagensteigerungen zu erzielen, hatte nämlich die illustrierte Presse in England und Amerika schon Ende des 19. Jahrhunderts begonnen, die „Human-interest“-Karte auszuspielen, wie sich z.B. im Spanisch-Amerikanischen Krieg von 1898, vor allem aber in den regelmäßigen amerikanischen Wahlkampagnen zeigte, einer Arena also, wo programmatische politische Erklärungen zunehmend durch fotogene Exerzitien wie Babyküssen und Heuernten ersetzt wurden.²⁰

Wenn man den Blick von hier in die entgegengesetzte geografische Richtung, auf die russische Invasion Ostpreußens und ihr Bildecho in der deutschen Presse lenkt, stößt man auf eine völlig andere Situation. Wie schon dargelegt, erschienen damals keine memorablen Bildkompositionen in der deutschen Bildpresse. Die inländische Zeitungslandschaft reflektierte die behäbigen Interessen des Bildungsbürgertums und den autoritären Charakter des politischen Systems. In den angelsächsischen Demokratien konnte Politik nur mit, nicht gegen die von den Zeitungen geprägte öffentliche Meinung gemacht werden, und das erklärt die wachsende Bedeutung von Public-Relations-Methoden in diesen Ländern. In Deutschland fehlte dazu im Vorfeld des Krieges noch jeder Ansatz, wie eine Verlautbarung des Außenministers Alfred von Kiderlen-Waechter belegt, nach welcher die große Politik in einem autoritär verfassten Land die Volksmeinung getrost ignorieren dürfe, und selbst als im Februar 1916 um Verdun die bis dato größte Schlacht der Weltgeschichte entbrann-

- 19 Zur Verbreitung von Public-Relations-Methoden und besonders der narrativen „Human-Interest“-Technik in der amerikanischen Industrie ab etwa 1915 vgl. Ray E. Hiebert: *Courtier to the Crowd. The Story of Ivy Lee and the Development of Public Relations*, Ames, IA 1966. In Großbritannien etablierten sich privatwirtschaftliche Public Relations erst Jahrzehnte später, während sie dort im öffentlichen Sektor schon vor 1914 üblich waren und z.B. 1911 für die Vermittlung von Lloyd Georges „National Insurance Act“ eingesetzt wurden, vgl. Scott Anthony: *Public Relations and the Making of Modern Britain*, Manchester 2012, S. 4-8. Zu Masterman: Michael Sanders, Philip Taylor: *British Propaganda during the First World War*, London 1982, S. 38. Zu Rumäniens Public-Relations-Kampagne: Edward Bernays: *Crystallizing Public Opinion*, New York, NY 1923, S. 27 f.
- 20 Zur Verdrängung programmatischer Inhalte durch Human-Interest-Stories in der amerikanischen Politik vgl. Ulrich Keller: *The Iconic Turn in American Political Culture. Speech Performance for the Gilded-age Picture Press*, in: *Word & Image* 29 (2013), H. 1, S. 1-39, insbes. S. 17-28. Zur Bildpresse im Spanisch-Amerikanischen Krieg vgl. ders.: *Blut und Silber. Die Inszenierung der Kuba-Invasion von 1898 in der amerikanischen Bildpresse*, in: *Fotogeschichte* 25 (2005), H. 97, S. 25 ff.

te, hatten die deutschen Illustrierten dazu wenig mehr als Bildreportagen zu den dortigen Eichenwäldern oder das unvermeidliche Thema „Goethe vor und in Verdun“ zu bieten.²¹

Mit moderner grafischer bis fotografischer Reportagearbeit zu Thema der ostpreußischen „Russengräuel“ hätte die deutsche Bildpresse im Meinungsforum der neutralen Länder nun einiges ausrichten können. Die Chance zu einem emotional bewegenden Propagandafeldzug gegen die Entente wurde aber nicht erkannt, wie bereits aus dem trockenen Bildbeitrag der „Berliner Illustrierten“ in Abb. 14 hervorgeht. Die „Leipziger Illustrierte Zeitung“, die male- rische Ereignisdarstellungen favorisierte, rückte dagegen das Gemälde eines angesehenen, mit Professorentitel ausgestatteten Künstlers ein (Abb. 17), das zwar unterhaltsamer wirkt als das magere Fotoangebot der Illustrierten und in einer Kunstaussstellung auch sicher guten Eindruck gemacht hätte, als Nachrichtenbild in einer Wochenzeitung aber ineffektiv war. Im Vergleich zur dramatischen Inszenierung der belgischen Flüchtlingsmisere in der „Illustrated London News“ mutet das mit idyllischen Details überladene Gemälde jedenfalls recht altmodisch an, damit war international kein Unrecht anzuprangern und keine Sympathie zu erwerben.

Gleich zu Anfang des Ersten Weltkrieges zeigte sich hier die Rückständigkeit der deut- schen Reportagepraxis, die durch die Einführung überaus restriktiver Zensurbestimmungen noch hinter den bescheidenen Vorkriegsstand zurückfiel.²² Trotzdem lässt sich abschließend sagen, dass die Bildpresse im August 1914 auch in Deutschland bereits eine beträchtliche Rolle spielte – und angesichts der Herausforderung durch die weiter entwickelten franzö- sischen und angelsächsischen Bildzeitungen spielen musste. Dass sie im internationalen Wettbewerb schlecht abschnitt und damit einen nicht ganz unwesentlichen Beitrag zur deut- schen Niederlage leistete, darf aber nicht davon ablenken, dass sie im historischen Rückblick als eine der modernsten Instanzen zu gelten hat, die das Kriegsgeschehen mitgestaltet haben.

Summary

There has been surprisingly little historical research into the role of illustrated reports in the media arena of the First World War, despite the fact that illustrated weekly magazines already played a key role in the shaping of public opinion (and thus of war developments generally). Illustrated reports should not, however, be equated with photo reports; the il- lustrations were ideologically charged messages formulated by the illustrators, not by the photographers. But one should also be wary of using simple undifferentiated „propaganda“ terms to analyse the photo reports. The various illustrated magazines fought fierce battles on both a national (within Germany) and international level, each competing with their own

21 Artikel zu diesen Themen etwa in der (Leipziger) Illustrierten Zeitung am 30.3. und 6.4.1914. Kiderlen-Waechters Äußerung findet sich bei: Ludolf Gottschalk von dem Knesebeck: Die Wahr- heit über den Propagandafeldzug und Deutschlands Zusammenbruch. Der Kampf der Publizistik im Weltkrieg, München 1927, S. 110.

22 Vgl. Knesebeck, Wahrheit (wie Anm. 21), passim; Kurt Koszyk: Deutsche Pressepolitik im Ersten Weltkrieg, Düsseldorf 1968; Martin Creutz: Die Pressepolitik der kaiserlichen Regierung während des Ersten Weltkriegs. Die Exekutive, die Journalisten und der Teufelskreis der Berichterstattung, Frankfurt a.M. 1996; Keller, Weltkrieg (wie Anm. 7), S. 34-46 mit weiteren Literaturverweisen, auch zur französischen und britischen Bildpropaganda.

layouts and messages. These, occasionally very creative contributions, should be viewed in terms of their dialogue- and duel-like nature, an effect which cannot be achieved by the usual fixation on selected individual images. In this respect, Germany was a provincial backwater. It is true that at the beginning of the First World War interesting commentaries on mobilisation and the Russian invasion of East Prussia were produced and that these had a mass impact; however, in terms of pointed propagandistic formulations, at times already guided by the concepts of public relations, the German picture press had little to counter Anglo-Saxon competition, with the result that, with the invasion of Belgium, Germany had already lost the media war.



Abb. 1: „Typische Wirkungen der Hungerblockade in Berlin“, Fotoserie von R. Sennecke, in: Weltspiegel, 1. Juni 1919.

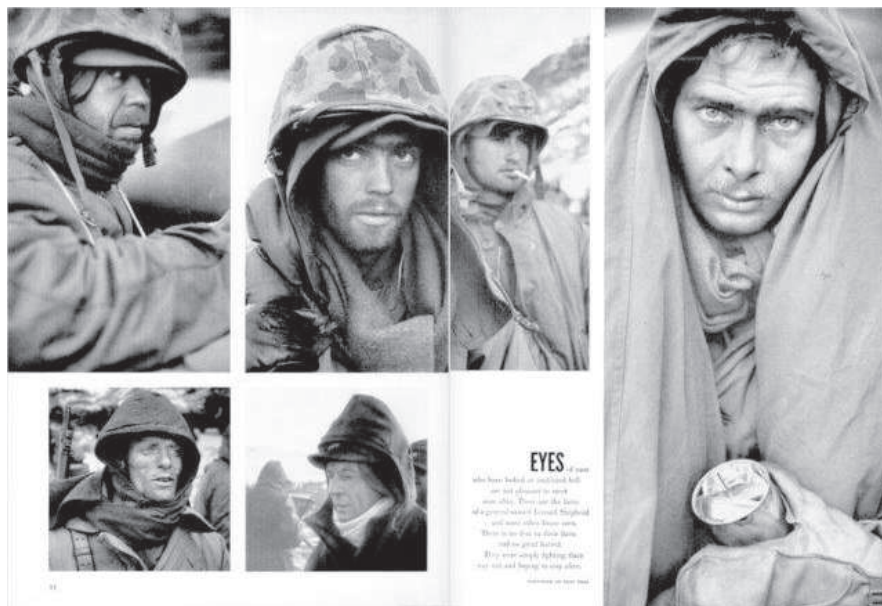


Abb. 2: Doppelseite aus der Fotoreportage „There was a Christmas...“ von David D. Duncan, in: Life, 25. Dezember 1950.



Abb. 3: „Die Sieger“, nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers Willy Müller-Gera, in: (Leipziger) Illustrierte Zeitung, 6. Juni 1918.



Abb. 4: „Unsere Feldgrauen im Stahlpanzer“, in: Die Wochenschau, 4. Juli 1918.



Abb. 5: „My Handiwork! By the Pirate Emperor“, Bildreportage, in: War Illustrated, 22. Mai 1915.



Abb. 6: „Le torpillage du Lusitania“, in: Bruno Cabanes, Anne Duménil (Hrsg.): Larousse de la Grande Guerre, Paris 2007, S. 116.



Abb. 7: „A l'école des conducteurs d'automobiles militaires“, in: J'ai vu..., 23. September 1916.

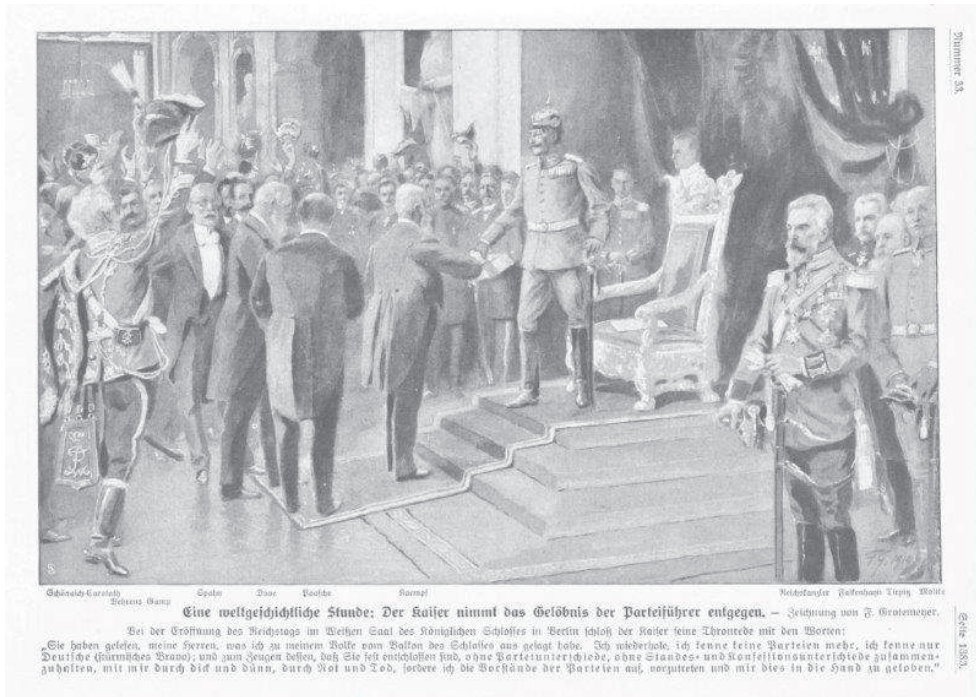


Abb. 8: „Eine weltgeschichtliche Stunde: Der Kaiser nimmt das Gelöbnis der Parteiführer entgegen“, nach einer Zeichnung von F. Grottemeyer, in: Die Woche, 15. August 1914.



Abb. 9: Der Erste Weltkrieg. Das Buch zur ARD Fernsehserie, Berlin 2004, S. 22.



Abb. 10: „Unser Oberster Kriegsherr“, nach einer Fotografie von T.H. Voigt, in: (Leipziger) Illustrierte Zeitung, 6. August 1914.

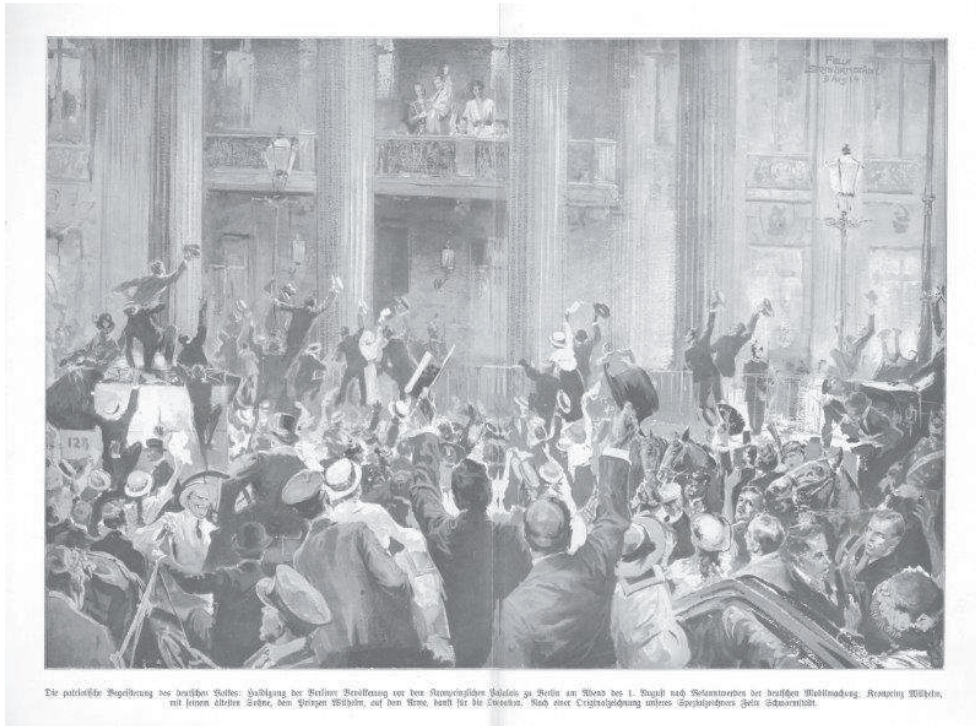


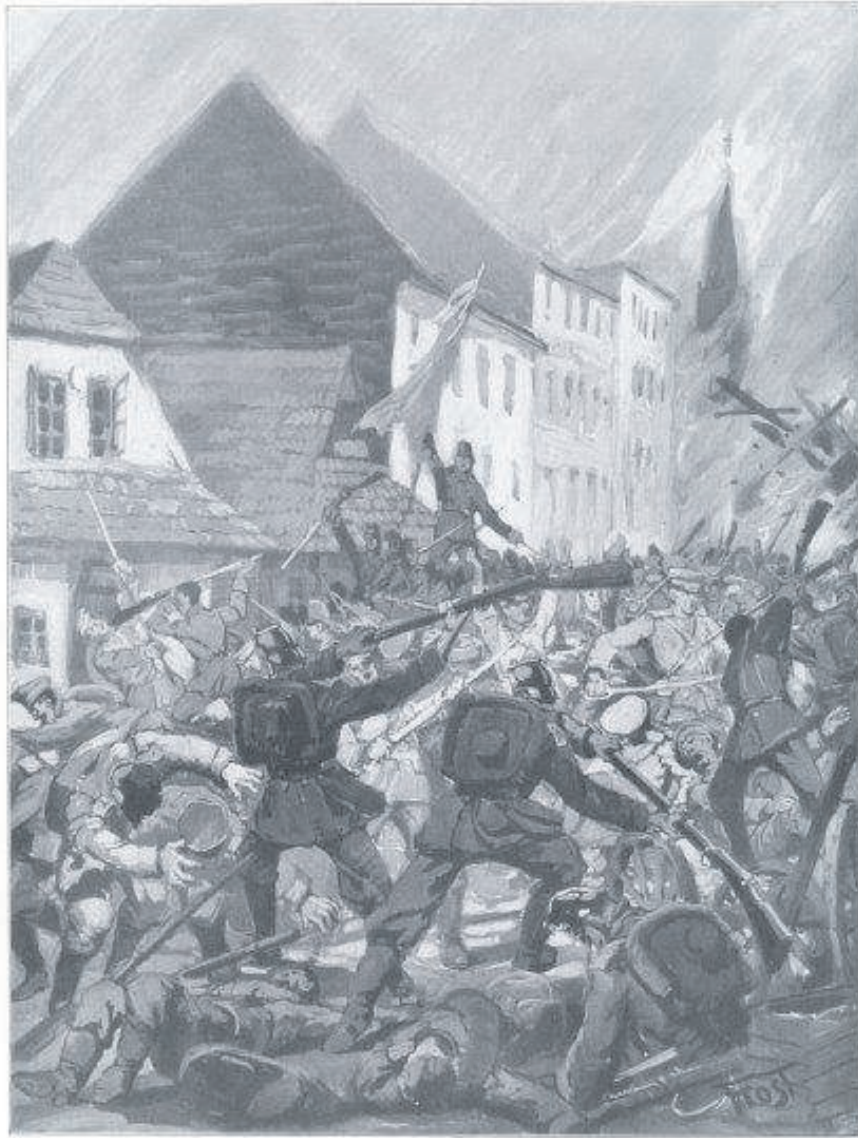
Abb. 11: „Die patriotische Begeisterung des deutschen Volkes: Huldigung der Berliner Bevölkerung vor dem Kronprinzenpalais zu Berlin...“, nach einer Zeichnung von Felix Schwormstädt, in: (Leipziger) Illustrierte Zeitung, 6. August 1914.



Abb. 12: „Kaiser Wilhelm II.“, nach einer Fotografie von E. Bieber, in: Der Weltspiegel, 6. August 1914.



Abb. 13: Fotoreportage zur deutschen und österreichisch-ungarischen Mobilmachung, in: Weltspiegel, 6. August 1914.



Der Sieg der deutschen Ostarmee unter Generaloberst v. Hindenburg über die russische Narew-Armee in der Schlacht bei Tannenberg am 26. August 1914. Ostpreussischer Landsturm vertreibt die Russen aus einer Ortschaft bei Hohenstein. Nach einer Zeichnung von Martin Frost.

Abb. 15: „Zum Sieg der deutschen Ostarmee unter Generaloberst v. Hindenburg über die russische Narew-Armee in der Schlacht von Tannenberg [...]: Ostpreussischer Landsturm vertreibt die Russen aus einer Ortschaft bei Hohenstein“, nach einer Zeichnung von Martin Frost, in: (Leipziger) Illustrierte Zeitung, 10. September 1914.

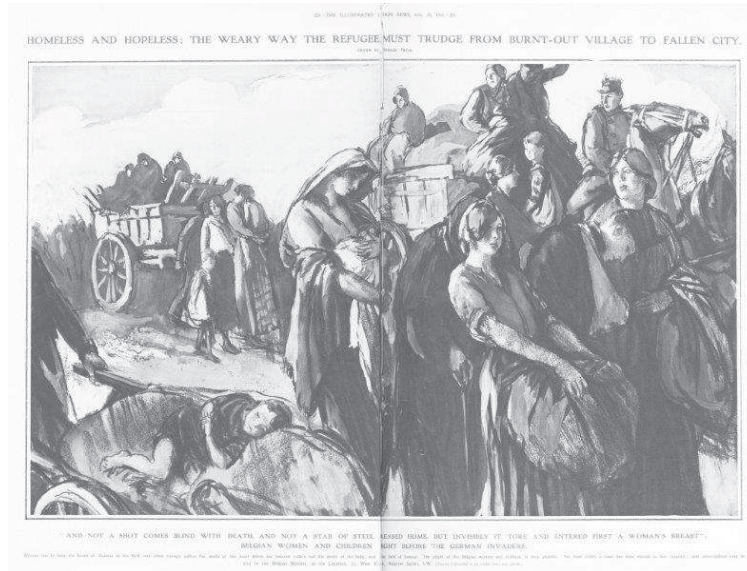


Abb. 16: „Homeless and hopeless: The Weary Way the Refugee must Trudge from Burnt-out Village to Fallen City“, nach einer Zeichnung von G. Spencer Pryse, in: Illustrated London News, 29. August 1914.



Abb. 17: „Heimkehrende ostpreussische Flüchtlinge ruhen auf dem Marktplatz in Tapiaw“, nach einer Zeichnung von Prof. Karl Storch, in: (Leipziger) Illustrierte Zeitung, 5. November 1914.

„Günstige Lage unserer Truppen in der Entscheidungsschlacht“ – österreichische und russische Berichte zur Ostfront in den ersten Monaten des Großen Krieges

von Elisabeth Haid

Die Ostfront des Ersten Weltkriegs wurde in der Erinnerungspolitik wie in der Historiografie häufig als ein Randthema behandelt. In den ersten Monaten des Krieges stellte sie jedoch nicht nur für Russland, sondern auch für Österreich-Ungarn die wichtigste Front dar und stand in beiden Staaten im Mittelpunkt der Kriegsberichterstattung. Aus österreichischer Perspektive wurde mit dem Kriegseintritt Russlands das Zarenreich zum bedeutendsten Kriegsgegner, während die Balkanfront gegen das ursprüngliche Kriegsziel Serbien bald zu einem Nebenschauplatz herabsank.¹ Für Russland dagegen war die Ostfront bis zum Kriegseintritt des Osmanischen Reichs Ende Oktober der einzige Kriegsschauplatz, wenngleich St. Petersburg hier mit dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn gleich zwei feindliche Mächte gegenüberstanden.

Anhand der Presseberichterstattung zu den Kämpfen an der Ostfront im August und September 1914 wird im Folgenden nachvollzogen, welche Hoffnungen, Ziele und Erwartungen für den Verlauf des Krieges österreichische und russische Medien in dieser frühen Phase der Auseinandersetzung vermittelten. Von einem diskursanalytischen Ansatz ausgehend wird aufgezeigt, welche manipulativen Strategien die Presseberichterstattung anwandte,² um die Leistungen des eigenen Staates in möglichst positivem Licht aufzuzeigen. Der Schwerpunkt wird dabei auf den Berichten zur gemeinsamen, der österreichisch-russischen Front liegen, durch deren Analyse die unterschiedlichen Darstellungen der Kriegereignisse in den Blick genommen werden.

Die Kämpfe an der Ostfront in den ersten beiden Kriegsmonaten

An der Ostfront³ trafen – nach ersten Grenzkämpfen, um den strategischen Aufmarsch der Truppen zu decken – ab Mitte August die Armeen Russlands auf der einen und Deutschlands

1 Erst mit dem Kriegseintritt Italiens 1915 verlagerte sich die Aufmerksamkeit in Österreich-Ungarn zusehends auf die Südfront, welche bis heute die Wahrnehmung des Ersten Weltkriegs in Österreich dominiert.

2 Zum Begriff der Manipulation und seiner Bedeutung in der kritischen Diskursanalyse vgl. Teun A. van Dijk: Discourse and manipulation, in: Discourse & Society 17 (2006), H. 3, S. 359-383.

3 Zu den Kämpfen an der Ostfront im Detail vgl. Norman Stone: The Eastern Front 1914–1917, London u.a. 1975; im Überblick vgl. zu den russischen Operationen auch Boris Khavkin: Russland gegen Deutschland. Die Ostfront des Ersten Weltkrieges in den Jahren 1914 bis 1915, in: Gerhard P. Groß (Hrsg.): Die vergessene Front – Der Osten 1914/15. Ereignis, Wirkung, Nachwirkung, Paderborn u.a. 2006, S. 65-85; zum Deutschen Reich vgl. Gerhard P. Groß: Im Schatten des Westens. Die deutsche Kriegführung an der Ostfront bis Ende 1915, in: Ders. (Hrsg.), Front, S. 49-64; zur österreichisch-ungarischen Kriegführung vgl. Richard Lein: A Train Ride to Disaster: The Austro-Hungarian Eastern Front in 1914, in: Günter Bischof, Ferdinand Karhofer (Hrsg.): 1914: Austria-Hungary, the Origins, and the First Year of World War I, New Orleans,

sowie Österreich-Ungarns auf der anderen Seite aufeinander. Jedoch nahmen diese Kämpfe in den ersten Kriegsmonaten für die beteiligten Staaten einen recht unterschiedlichen Stellenwert ein. Das Deutsche Reich legte seinen Schwerpunkt zu Kriegsbeginn klar auf die Westfront. Im August 1914 marschierte somit nur ein Achtel der deutschen Landstreitkräfte an der Front zu Russland auf. Während man im Westen auf rasche, entscheidende Siege hoffte, dienten die Truppen im Osten zunächst zur Verteidigung der deutschen Ostgrenze.⁴ Dagegen legten sowohl Russland als auch Österreich-Ungarn ihren Schwerpunkt auf die Ostfront. Da Deutschland den Hauptschlag gegen Frankreich führte, konzentrierten sich die russischen Truppen südlich von Polesje zu einer Offensive gegen Österreich-Ungarn mit dem Endziel der Einnahme von Wien und Budapest. Zeitgleich mit dieser Operation an der russischen Südwestfront plante der russische Generalstab jedoch an der Nordwestfront eine Offensive gegen Berlin. Aufgrund des natürlichen Hindernisses der Masurischen Seen wurden die gegen Deutschland gerichteten russischen Kräfte getrennt und entfaltet sich nördlich am Neman (Memel) und südlich am Narev.⁵ Demgegenüber gestaltete sich der österreichisch-ungarische Aufmarsch an der Ostfront chaotisch. Denn nach der Entscheidung der Habsburgermonarchie für einen Schlag gegen Serbien war auch die für den Fall eines Zweifrontenkriegs für Russland vorgesehene „B-Staffel“ für den Balkan mobilisiert und der sich abzeichnende Kriegseintritt Russlands zunächst nicht berücksichtigt worden. Daher erreichte ein nicht unbedeutender Teil der österreichisch-ungarischen Truppen den russischen Kriegsschauplatz erst mit einiger Verspätung. Ungeachtet dessen begann die k.u.k.-Armee auch hier unversehens mit einer Offensive.⁶

Die russische Armee ging – nicht zuletzt auf französischen Druck – noch vor Beendigung des Aufmarsches mit einer Offensive gegen Ostpreußen vor. Mitte August drangen Truppen der russischen Nordwestfront in Ostpreußen ein. Anfänglich gingen die russischen Operationen gegen Deutschland erfolgreich voran: Nicht zuletzt die Gefahr, von Süden her durch die russische Narev-Armee eingekesselt zu werden, veranlasste die deutschen Truppen in Ostpreußen zu einem Rückzug hinter die Weichsellinie. Bereits Ende August zeichnete sich jedoch eine Wende ab. Durch eine Konzentration aller Reserven gelang es der deutschen Armee, die russische Narev-Armee einzukesseln und in der legendären „Schlacht bei Tannenberg“ (25. bis 30. August) vernichtend zu schlagen. Im Norden konnte wenig später die russische Armee aus Ostpreußen zurückgedrängt werden. Mitte September erreichten die deutschen Truppen die russische Grenze.⁷

LA 2014, S. 95-125; Lothar Höbelt: „So wie wir haben nicht einmal die Japaner angegriffen“. Österreich-Ungarns Nordfront 1914/15, in: Groß (Hrsg.), *Front*, S. 87-119; Manfred Rauchensteiner: Österreich-Ungarn, in: Gerhard Hirschfeld (Hrsg.): *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, Paderborn u.a. 2009, S. 64-86.

4 Vgl. Groß, *Schatten* (wie Anm. 3), S. 50-53.

5 Vgl. Khavkin, *Russland* (wie Anm. 3), S. 67 f.

6 Zum österreichisch-ungarischen Aufmarsch vgl. auch Richard Lein: *Strategische und taktische Vorbedingungen der Kriegführung an der österreichisch-ungarischen Nordostfront im Ersten Weltkrieg*, in: Heeresgeschichtliches Museum (Hrsg.): *Österreichisch-polnische militärische Beziehungen im 20. Jahrhundert. Symposium 6. November 2009*, Wien 2010, S. 25-49, hier S. 45-48; sowie im Detail Manfred Rauchensteiner: *Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie 1914-1918*, Wien u.a. 2013, S. 163-179.

7 Vgl. Groß, *Schatten* (wie Anm. 3), S. 53-55; Khavkin, *Russland* (wie Anm. 3), S. 71; Stone, *Eastern Front* (wie Anm. 3), S. 44-69.

Erfolgreicher verliefen für Russland die Kämpfe an der österreichischen Front. Auch hier kam es in der zweiten Augushälfte zu ersten großen Zusammenstößen zwischen den österreichisch-ungarischen und den russischen Hauptkräften. Die österreichisch-ungarische Offensive in Galizien erfolgte – mit zwei Dritteln der an der Nordfront verfügbaren Truppen – durch einen Stoß Richtung Norden nach Russisch-Polen. Die ersten Schlachten in diesem Raum, bei Kraśnik (23. bis 25. August) und bei Komarów (26. August bis 2. September), verliefen für die österreichisch-ungarischen Truppen erfolgreich. Die Kämpfe, die auf russischem Gebiet – wenngleich nahe der Grenze – stattfanden, lösten zunächst große Siegeszuversicht in Österreich-Ungarn aus. Allerdings stellte sich bald heraus, dass ihre Bedeutung überschätzt worden war. So musste schon wenige Tage später die Offensive im Norden angesichts der Lage im Osten Galiziens abgebrochen werden. Denn während Österreich-Ungarn seine Truppen im Norden konzentrierte, bildete die russische Armee ihren Schwerpunkt an der östlichen Grenze Galiziens und überschritt am 20./21. August, kurz nach dem Eindringen in Ostpreußen, mit ihrer Hauptmasse die österreichische Grenze. Trotz ungünstiger Voraussetzungen und unzureichender Kräfte im Osten Galiziens setzte die österreichisch-ungarische Armeeführung auf Frontalangriffe gegen einen überlegenen Gegner, anstatt bis zum Eintreffen der Verstärkung vom Balkan eine hinhaltende Taktik zu üben. Der Zusammenstoß zwischen österreichisch-ungarischen und russischen Truppen entwickelte sich zu einer auf etwa 40 Kilometer Front ausgetragenen Schlacht. Die zeitgenössisch oft als „Schlacht um Lemberg“ bezeichneten Kämpfe östlich der galizischen Hauptstadt hielten vom 26. bis 30. August 1914 an und wurden für die österreichisch-ungarischen Truppen zu einer Katastrophe. Am 2. September musste die k.u.k.-Armee die galizische Hauptstadt Lemberg (Lwiw) aufgeben. Nach dem Fall Lembergs konnte das Tempo der heranrückenden Russen nur noch verzögert werden. Weder die aus Russisch-Polen herangezogenen Kräfte noch die vom Balkan ankommenden Verstärkungen konnten eine Wende herbeiführen. Am 11. September sah sich das österreichisch-ungarische Armeekommando gezwungen, den Befehl zum Rückzug über den San zu geben. Infolgedessen wurden große Teile der österreichischen Provinzen Galizien und Bukowina verlassen und fielen für mehrere Monate in russische Hände. Die im Russischen als „Galizische Schlacht“ bezeichneten Kämpfe stellten einen der größten Siege der russischen Armee im Ersten Weltkrieg dar. Allerdings hatte Russland, um diese Offensive abzusichern, Truppen aus dem Raum Warschau an die Südwestfront verlegt und damit einen deutlichen Schwerpunkt auf die Kampfhandlungen gegen Österreich-Ungarn gesetzt.⁸

Das Debakel der österreichisch-ungarischen Armee in Galizien sowie die vorläufige Konzentration der deutschen Truppen auf Ostpreußen sorgten für einige Verstimmungen zwischen den Verbündeten. Eine schließlich Ende September beginnende deutsch-österreichische Offensive gegen Warschau bewirkte zwar eine gewisse Stabilisierung der k.u.k.-Armee in Galizien, brachte jedoch keinen entscheidenden Umschwung. Erst im Frühling 1915 sollte mit der Durchbruchschlacht von Tarnów-Gorlice wieder größere Bewegung in die österreichisch-russische Front kommen, diesmal mit einem entscheidenden Erfolg der gemeinsamen Offensive der Mittelmächte.⁹

8 Vgl. Lein, *Train Ride* (wie Anm. 3), S. 110-116; Höbelt, „So wie wir“ (wie Anm. 3), S. 90 f.; Rauchensteiner, *Österreich-Ungarn* (wie Anm. 3), S. 66 f.; Khavkin, *Russland* (wie Anm. 3), S. 73 f.; Stone, *Eastern Front* (wie Anm. 3), S. 70-91.

9 Vgl. Groß, *Schatten* (wie Anm. 3), S. 55-62; Khavkin, *Russland* (wie Anm. 3), S. 72-74; zu den

Nachrichten von der Front

Die Presseberichterstattung war gerade in den ersten Kriegsmonaten insgesamt stark auf die Kriegslage konzentriert. Gespannt erwartete das Publikum Neuigkeiten von der Front. Entsprechend erregten die ersten militärischen Ereignisse große öffentliche Aufmerksamkeit. Während die Presse den Kriegsgeschehnissen besonders breiten Raum zugestand, war gerade im militärischen Bereich die Berichterstattung in besonderem Maße von der offiziellen Nachrichtenpolitik abhängig.¹⁰ So unterlagen in beiden Staaten Nachrichten von der Front strikter staatlicher bzw. militärischer Kontrolle. Insofern konnte sich insbesondere in den ersten Kriegswochen die Presseberichterstattung hauptsächlich auf die knappen amtlichen Meldungen stützen, welche sie in ausführlicheren Artikeln ausschmückte, kommentierte und, meist in günstiger Weise, interpretierte. Hier war die Wortgewalt der Journalisten gefragt, welche sich zumeist in einem pathetischen Ton und einer Neigung zu Superlativen äußerte. Diesen Ausführungen wiederum wurden jedoch in beiden Staaten enge Grenzen durch die Pressezensur gesteckt. Inhaltliche Abweichungen blieben somit im militärischen Bereich zwischen den unterschiedlichen Zeitungen relativ gering. Insofern kann gerade hinsichtlich der Frontberichterstattung die Presse in hohem Maße als ein vom Staat bzw. von den Generalstäben gelenktes Propagandainstrument betrachtet werden: Sie sollte die Bevölkerung für den Krieg motivieren, den Glauben an die Überlegenheit des eigenen Staates stärken und das Vertrauen auf einen erfolgreichen Verlauf des Krieges aufrechterhalten.¹¹ Dennoch blieb ein gewisser Spielraum für Interpretationen der amtlichen Nachrichten, und unterschiedliche Blätter setzten mitunter unterschiedliche Schwerpunkte. Politische Einstellungen hatten einen gewissen Einfluss darauf, welche Bedeutung den verschiedenen Fronten und Kriegszielen beigemessen wurde. Daher wurden für die Untersuchung einige bedeutende Wiener und Petersburger Zeitungen unterschiedlicher politischer Orientierung berücksichtigt. Als Vertreter der österreichischen Presselandschaft wurden folgende Zeitungen ausgewählt: die liberale „Neue Freie Presse“ als das bekannteste und bedeutendste Blatt Österreich-Ungarns, die konservative „Reichspost“, welche bereits während der Julikrise zu den führenden Kriegsbefürwortern zählte, die sozialdemokratische „Arbeiter-Zeitung“, welche dem Krieg zurückhaltender gegenüberstand als andere Zeitungen, jedoch den Kampf gegen den Zarismus unterstützte, und die deutschnationale „Ostdeutsche Rundschau“, welche oft antislawische Tendenzen zeigte und sich vom Krieg vor allem eine engere Verbindung zwischen der Habsburgermonarchie und dem Deutschen

Verstimmungen zwischen den Verbündeten vgl. Rauchensteiner, Erste Weltkrieg (wie Anm. 6), S. 250-261.

- 10 Zu Zensur und Propagandamaschinerie in Österreich vgl. Tamara Scheer: Die Ringstraßenfront. Österreich-Ungarn, das Kriegsüberwachungsamt und der Ausnahmezustand während des Ersten Weltkrieges, Wien 2010; Gustav Spann: Zensur in Österreich während des I. Weltkrieges 1914–1918, ungedr. Diss., Wien 1972; Hildegund Schmölzer: Die Propaganda des Kriegspressequartiers im ersten Weltkrieg 1914–1918, ungedr. Diss., Wien 1965; Zu Russland vgl. A.F. Berežnoj: Russkaja legal'naja pečat' v gody pervoj mirovoj vojny [Die russische legale Presse in den Jahren des Ersten Weltkriegs], Leningrad 1975; John T. Smith: Russian Military Censorship during the First World War, in: *Revolutionary Russia* 14 (2001), H. 1, S. 71-95.
- 11 Zu den Zielen der Kriegspropaganda vgl. auch Eberhard Demm: Ostpolitik und Propaganda im Ersten Weltkrieg, Frankfurt a.M. 2002, S. 7.

Reich erhoffte. An russischen Zeitungen wurden folgende herangezogen: das einflussreiche konservativ-nationalistische „Novoe Vremja [Neue Zeit]“, welches „slawischen Angelegenheiten“ große Aufmerksamkeit schenkte, das ultranationalistische „Russkoe Znamja [Russisches Banner]“, welches im Krieg seine traditionelle deutschlandfreundliche Haltung revidierte, allerdings dem österreichisch-ungarischen Vielvölkerstaat eine mindestens ebenso große Ablehnung entgegenbrachte, und die liberale „Reč' [Rede]“, welche vor Kriegsbeginn einem bewaffneten Konflikt noch skeptisch gegenübergestanden hatte und anders als die russisch-nationalistischen Zeitungen die Frage der Meerengen als das wesentlichste außenpolitische Ziel Russlands betrachtete. Da in Russland zu Beginn des Krieges die sozialistischen Zeitungen verboten wurden, wurden deren Standpunkte hier nicht berücksichtigt.

Die „günstige Lage unserer Truppen“ – Fokussierung unterschiedlicher Frontabschnitte

Grundsätzlich legten sowohl die österreichische als auch die russische Presseberichterstattung ihren Schwerpunkt zumeist auf die Ereignisse an den eigenen Fronten, auf die Kämpfe – oder genauer gesagt die Erfolge – der eigenen Truppen. In diesem Sinne wurden oft kleinere Erfolge herausgehoben, um Misserfolge an anderen Frontabschnitten zu relativieren. Mitunter wurde das Ausbleiben von Erfolgsmeldungen auch durch detaillierte Beschreibungen vergangener Erfolge überbrückt.¹² Neben derartigen Bestrebungen, die eigene Armee in möglichst gutem Licht zu zeigen, hing die Aufmerksamkeit für die unterschiedlichen Kriegsschauplätze jedoch auch von der ihnen zugeschriebenen strategischen und politischen Bedeutung ab.

Aus österreichischer Perspektive stellte in den ersten Kriegsmonaten die Front zu Russland, also die österreichische Nordostfront,¹³ den wichtigsten Kriegsschauplatz dar und nahm damit auch den größten Raum in der Berichterstattung ein. Das Zarenreich war zum einen militärisch, nicht zuletzt aufgrund der zahlenmäßigen Übermacht seiner Armee der weit gewichtigere Gegner als das kleine Serbien. Zum anderen erschien die Großmacht – als Beschützer oder Initiator eines slawischen Irredentismus – auch politisch als wesentlicher Antagonist.¹⁴ Zwar ließ der Grundsatz, eigene Erfolge herauszustreichen, auch nach dem Kriegseintritt Russlands gelegentlich den Balkan ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken,¹⁵ allerdings gelang die Berichterstattung über Erfolge an der serbischen Front relativ selten, die Geschehnisse an der Front zu Russland zu überdecken. Daher wick die österreichische

12 Zu derartigen Strategien in der österreichischen Berichterstattung siehe auch Manfred Rauchensteiner: *Zeitungskrieg und Kriegszeitung. Die „Neue Freie Presse“ im Ersten Weltkrieg*, in: Julius Kainz, Andreas Unterberger (Hrsg.): *Ein Stück Österreich. 150 Jahre „Die Presse“*, Wien 1998, S. 92-107, hier S. 94 f.

13 In Österreich-Ungarn wurde die Front zu Russland zur Unterscheidung von der Balkanfront („Südostfront“) zumeist als „Nordostfront“, seltener als „Ostfront“ bezeichnet.

14 Zum Gefühl der Bedrohung durch den russischen Panславismus vgl. Maria Lammich: *Vom „Barenland“ zum „Weltstaat“. Rußland im Spiegel liberaler und konservativer Zeitschriften*, in: Mechthild Keller (Hrsg.): *Russen und Rußland aus deutscher Sicht. 19./20. Jahrhundert: von der Bismarckzeit bis zum Ersten Weltkrieg*, München 2000, S. 146-198, hier S. 155-164.

15 Vgl. etwa N.N.: *Der Einmarsch in Serbien*, in: *Reichspost*, 15. August 1914, *Morgenblatt*, S. 1.

Presse mitunter auch auf Siege des verbündeten Deutschen Reiches aus, um den Kriegsverlauf möglichst positiv zu zeigen. Dazu wurden etwa siegreiche Kämpfe in Ostpreußen herangezogen, häufiger jedoch deutsche Erfolge an der Westfront. Wenngleich Siege gegenüber dem gemeinsamen Gegner Russland für die k.u.k.-Armee viel unmittelbarer spürbar werden mussten, nahmen die Kriegshandlungen in Ostpreußen in der österreichischen Presse keine herausragende Rolle ein. Vielmehr schien die österreichische Berichterstattung häufig darauf bedacht, eine entscheidende Rolle der österreichisch-ungarischen Truppen an der Ostfront herauszustellen.¹⁶ Wie viel Aufmerksamkeit einem deutschen Erfolg gewidmet wurde, hing in hohem Maße von den gleichzeitigen Ereignissen an der österreichisch-ungarischen Front ab: Erfolge der k.u.k.-Armee – mochten sie auch unbedeutend sein – hatten in vielen österreichischen Zeitungen klar Priorität. Nur einige Blätter, wie die deutsch-nationale „Ostdeutsche Rundschau“, widmeten den Kämpfen des verbündeten Deutschen Reiches grundsätzlich einigen Raum.

Auch die russische Presse räumte den Kämpfen der Verbündeten gegenüber denen der eigenen Armee häufig einen geringeren Stellenwert ein. Insofern fokussierte die russische Berichterstattung in den ersten Kriegsmonaten zumeist die Ostfront – bzw. russische Westfront¹⁷, welche bis zum Kriegseintritt des Osmanischen Reichs für Russland die einzige Front bildete. Unter den feindlichen Mächten auf diesem Kriegsschauplatz erschien das Deutsche Reich als der gefährlichere Gegner. Handelte es sich hier um einen in militärischer, wirtschaftlicher sowie politischer Hinsicht aufstrebenden Staat,¹⁸ wurde dagegen Österreich-Ungarn und seiner Armee häufig ein bevorstehender Zerfall vorhergesagt. Andererseits erhofften sich russische Nationalisten bedeutende Zugewinne an slawischem Territorium auf Kosten des habsburgischen Vielvölkerstaates und verbanden somit wichtige Kriegsziele mit der österreichisch-russischen Front.¹⁹ Zudem lag der Schwerpunkt der russischen Truppen, aufgrund der Konzentration der deutschen Armee auf Frankreich, an der Südwestfront gegen Österreich-Ungarn. Die deutsch-russische und die österreichisch-russische Front wurden in der russischen Berichterstattung annähernd gleichwertig behandelt. Nicht zuletzt der Grundsatz, militärische Erfolge in den Mittelpunkt zu rücken, führte jedoch dazu, dass auch in der russischen Presse die Kämpfe gegen die Habsburgermonarchie zunehmend eine herausragende Rolle einnahmen. Kam zunächst dem Vorrücken in Ostpreußen ein hoher Stellenwert zu, rückte im September – sowohl in Anbetracht der voranschreitenden Offen-

16 Zu den Bestrebungen des österreichisch-ungarischen Armeekommandos nach Selbstbehauptung gegenüber dem Deutschen Reich vgl. Rauchensteiner, *Erste Weltkrieg* (wie Anm. 6), S. 253.

17 Entgegen der offiziellen Bezeichnung „Westfront“, die in die gegen Deutschland gerichtete „Nordwestfront“ und die gegen Österreich-Ungarn gerichtete „Südwestfront“ unterteilt wurde, entwickelte die russische Presseberichterstattung – wohl zur besseren Abgrenzung von der deutsch-französischen Front – davon abweichende Begriffe. Das „*Novoe Vremja*“ brachte im Allgemeinen Berichte von der russischen Westfront unter der Überschrift „Ostfront“. Geläufig war auch der Ausdruck „Russische Front“, oft unterteilt in „deutsch-russische“ und „österreichisch-russische Front“ – so etwa die Überschriften im „*Russkoe Znamja*“.

18 Zur deutsch-russischen Konkurrenz am Vorabend des Ersten Weltkriegs vgl. Sean McMeekin: *Russlands Weg in den Krieg. Der Erste Weltkrieg – Ursprung der Jahrhundertkatastrophe*, Berlin u.a. 2014, S. 23-37.

19 Vgl. ebenda, S. 45 f.; Aleksandra Ju. Bachturina: *Politika Rossijskoj Imperii v Vostočnoj Galicii v gody Pervoj mirovoj vojny* [Die Politik des Russländischen Imperiums in Ostgalizien in den Jahren des Ersten Weltkriegs], Moskva 2000, S. 57 f.

sive in Galizien als auch der militärischen Rückschläge gegen das Deutsche Reich – die österreichisch-russische Front ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Die russische Berichterstattung gestand zwar nach der so genannten Schlacht bei Tannenberg große Verluste der russischen Armee ein,²⁰ zudem wurde im weiteren Verlauf auf eine deutsche Offensive unter Heranziehung neuer Kräfte von der Westfront sowie auf den Rückzug der russischen Armee in Ostpreußen verwiesen.²¹ Neben der ausführlichen Berichterstattung zu den anhaltenden Erfolgen in Galizien kam diesen Nachrichten jedoch nur eine untergeordnete Bedeutung zu. Häufig wurden die Informationen zur Lage in Ostpreußen auf Meldungen wie „An der deutschen Front nur unbedeutende Zusammenstöße“ beschränkt.²² Berichte über das Vorrücken der russischen Armee in Ostgalizien überdeckten also in der russischen Presse nicht nur die bescheidenen Anfangserfolge der österreichisch-ungarischen Armee in Russisch-Polen, sondern vor allem die deutschen Erfolge in Ostpreußen. Der Begriff „Galizien“ wurde somit im Herbst 1914 für die russische Presse zu einem Synonym für den militärischen Erfolg Russlands, die „Galizische Schlacht“ zum Symbol für die Stärke der russischen Armee.

Die selektive Auswahl der Frontabschnitte als eine entscheidende Strategie der Presseberichterstattung, die Leistungen des eigenen Staates in möglichst positivem Licht darzustellen, wird aber gerade auch an der österreichischen Berichterstattung zur galizischen Front deutlich. So konzentrierte sich die österreichische Presse zunächst auf Westgalizien bzw. Russisch-Polen, da die k.u.k.-Armee dort Erfolge verzeichnen konnte. „Die erste gewaltige Schlacht im Osten ist von unseren Truppen zu einem großen Erfolge unserer Waffen entschieden worden“, jubelte die Wiener „Reichspost“ über den „Sieg bei Krasnik“. „Unsere Heere werden siegreich vollenden, was sie so bewunderungswert und heldenhaft begannen.“²³ Die tagelange Berichterstattung zum „Sieg bei Krasnik“ als erste große Schlacht des Krieges²⁴ überschattete nicht nur den wenig erfolgreichen Verlauf der Offensive am Balkan, sondern für einige Zeit auch die Schwierigkeiten in Ostgalizien.

Die „Entscheidungsschlacht“ – Hoffnungen auf eine rasche Kriegsentscheidung

Die Bedeutung der beschriebenen Erfolge wurde oft durch Verweise auf die Ausmaße der beschriebenen Kämpfe erhöht. Aufgrund der Ausdehnung der Front und der Zahl der beteiligten Truppen wurden insbesondere die Kämpfe an der österreichisch-russischen Front

20 Vgl. N.N.: Ot štaba Verchovnago Glavnokomandujuščago [Vom Stab des Obersten Befehlshabers], in: Novoe Vremja, 1. September 1914, S. 1.

21 Vgl. N.N.: Ot štaba Verchovnago Glavnokomandujuščago, in: Novoe Vremja, 11. September 1914, S. 2.

22 Vgl. etwa N.N.: Ot štaba Verchovnago Glavnokomandujuščago, in: Novoe Vremja, 9. September 1914, S. 2.

23 N.N.: Sieg, in: Reichspost, 27. August 1914, Morgenblatt, S. 1.

24 Vgl. etwa: N.N.: Der Sieg der österreichisch-ungarischen Armee in der großen Schlacht bei Krasnik, in: Neue Freie Presse, 26. August 1914, Abendblatt, S. 1; N.N.: Der große Sieg unserer Armee. Die dreitägige Schlacht bei Krasnik, in: Neue Freie Presse, 27. August 1914, Morgenblatt, S. 1; N.N.: Würdigung des Sieges von Krasnik in Deutschland, in: Neue Freie Presse, 28. August 1914, Morgenblatt, S. 5; N.N.: Aus der Schlacht von Krasnik. Erzählungen verwundeter Husaren, in: Neue Freie Presse, 29. August 1914, Abendblatt, S. 2; N.N.: Die Schlacht von Krasnik, in: Neue Freie Presse, 31. August 1914, Nachmittagblatt, S. 2.

bald zu einem Symbol für eine neue, nie da gewesene Dimension des Krieges: „Gigantische Geschicke entscheiden sich in diesen Tagen, Heere, so groß und gewaltig, wie sie die Welt noch nicht sah, stoßen auf einander.“ So beschrieb etwa die Wiener „Reichspost“ im August 1914 das Aufeinandertreffen der österreichisch-ungarischen und der russischen Armee bei Kraśnik.²⁵ Als eine „in der Kriegsgeschichte beispiellose“ Schlacht,²⁶ welche bei Militärhistorikern wohl noch nach Jahrhunderten Beachtung finden werde,²⁷ resümierte das St. Petersburger „Novoe Vremja“ die „Galizische Schlacht“ im September 1914. Insofern wurden die beschriebenen Kämpfe in beiden Staaten als Bewährungsprobe für die Armeen gedeutet, welche die militärische Stärke des eigenen Staates und die Fähigkeit der eigenen Armee, sich in solch „gigantischen“ Kämpfen zu bewähren, unter Beweis stellen sollte. Häufig wurden daran auch Hoffnungen auf eine baldige siegreiche Beendigung des Krieges geknüpft und die laufenden Kämpfe als Entscheidungsschlachten gezeigt.

Gerade die russische Presse konnte aus dem Verlauf der Offensive in Galizien im Herbst 1914 Zuversicht schöpfen. Sie betonte insbesondere die ungeheure Geschwindigkeit des russischen Vorrückens in Galizien, welches selbst durch enorme Anstrengungen der österreichisch-ungarischen Armee nicht aufgehalten werden konnte. Einen ersten Höhepunkt erreichte der Triumph mit der Einnahme Lembergs: „Von niemandem und niemals wurde, bei dem modernen mörderischen Feuer, eine Festung so schnell genommen, wie die ruhmreichen russischen Truppen sie nahmen“, hob etwa das „Russkoe Znamja“ die militärische Leistung des russischen Sieges hervor.²⁸ Trotz des augenscheinlichen Erfolgs der russischen Armee werden hierbei allerdings auch Manipulationen zugunsten der Verdienste der russischen Truppen deutlich. Zum einen stellte die Bezeichnung „Festung“ für die befestigte Stadt Lemberg eine Übertreibung dar,²⁹ zum anderen wurde ausgeblendet, dass die österreichisch-ungarischen Truppen die Stellungen bereits am Tag zuvor geräumt hatten. Aber nicht nur die Geschwindigkeit des Sieges bei Lemberg erfüllte die russische Berichterstattung mit Stolz. Die Presse zeigte zudem die große operative Bedeutung dieses wichtigen Verkehrsknotenpunkts auf: „Mit der Einnahme Lembergs eroberten wir den Schlüssel zu ganz Galizien“,³⁰ hob etwa die „Reč“ die Tragweite dieses Ereignisses hervor.³¹ „In unsere Herrschaft ging ein recht bedeutendes Territorium über und ein äußerst wichtiger Landstrich, welcher als Versorgungsquelle der Armee dient“³² – „in unsere Hände ging ein ganzer Teil des galizischen Aufmarschgebiets über“,³³ betonte das „Novoe Vremja“ die große strategische Bedeutung des gewonnenen Gebiets. Damit stand nicht nur eine Eroberung ganz Galiziens im Raum. Die Einnahme Lembergs und die darauf folgende

25 N.N., Sieg (wie Anm. 23).

26 N.N.: Vostočnyj front [Die Ostfront], in: Novoe Vremja, 16. September 1914, S. 3.

27 N.N.: Vostočnyj front, in: Novoe Vremja, 20. September 1914, S. 3.

28 N.N.: Isključitel'nyj podvig [Eine außerordentliche Großtat], in: Russkoe Znamja, 6. September 1914, S. 2.

29 Vgl. auch N.N.: Obzor voennyh dejstvija [Überblick über die Kampfhandlungen], in: Novoe Vremja, 3. September 1914, S. 2.

30 N.N.: Voennyja zametki [Militärische Notizen], in: Reč', 4. September 1914, S. 2.

31 Vgl. auch: N.N.: Ot štaba Verhovnago Glavnokomandujuščago [Vom Stab des Obersten Befehlshabers], in: Reč', 4. September 1914, ekstr. vyp., S. 1; N.N.: Russkij teatr [Der russische Kriegsschauplatz], in: Reč', 5. September 1914, S. 3.

32 N.N.: Vostočnyj front [Die Ostfront], in: Novoe Vremja, 13. September 1914, S. 2.

33 N.N.: Voennyja zametki [Militärische Notizen], in: Novoe Vremja, 17. September 1914, S. 4.

„Zerschlagung dreier österreichischer Armeen am Fluss San“³⁴ weckten zugleich Hoffnungen auf ein weiteres Vorrücken ins Innere Österreichs³⁵ sowie auf einen baldigen völligen Zusammenbruch Österreich-Ungarns.³⁶ Die „Galizische Schlacht“ bestimmte den Ausgang des gesamten Krieges gegen Österreich zugunsten Russlands.³⁷ Berichte über verzweifelte Versuche der Österreicher, Lemberg zurückzugewinnen, unterstützten die Einschätzung, dass „davon die Existenz Österreichs abhängt“.³⁸

Allerdings gaben die über mehrere Tage anhaltenden Schlachten oft beiden Kriegsgegnern Gelegenheit, diese Zeit des Harrens mit Erwartungen und Hoffnungen zu füllen, die Kämpfe der eigenen Armee als heldenhaft zu preisen und Optimismus bezüglich der Kriegslage zu verbreiten. Obwohl die Lage der österreichisch-ungarischen Armee – wie sich herausstellen sollte – eine deutlich ungünstigere war, weckte die österreichische Presse in den ersten Kriegswochen nicht weniger als die russische Presse Hoffnungen auf einen entscheidenden Sieg, welcher die endgültige Niederlage des Kriegsgegners einleiten sollte. „Fortdauer der Entscheidungsschlacht im Osten. Günstige Lage unserer Truppen“, paraphrasierte etwa die „Reichspost“ Ende August die amtlichen Meldungen zu den Kämpfen in Galizien.³⁹ Während die Mitteilungen des Kriegspressequartiers angesichts der Schwierigkeiten in Ostgalizien immer knapper wurden,⁴⁰ gaben die Wiener Zeitungen noch Anfang September wortreich ihrer Zuversicht Ausdruck. Obwohl die Presse insgesamt von einer günstigen Entwicklung ausging, finden sich dabei allerdings graduelle Unterschiede zwischen den Zeitungen. Brachte die „Neue Freie Presse“ angesichts der anhaltenden Kämpfe bei Lemberg eindrücklich ein banges, wenngleich hoffnungsvolles Warten auf den Ausgang der Schlacht zum Ausdruck,⁴¹ exponierte sich insbesondere die „Reichspost“ mit ihrer Siegesgewissheit: „Die gewaltige Entscheidungsschlacht in Ostgalizien ist an ihrem Höhepunkt angelangt. [...] Die Riesenschlacht ist in ihr entscheidendes Stadium getreten, nichts kann mehr den Ausgang ändern, und – mit Zuversicht kann man es aussprechen – nichts mehr die vollständige Niederlage der russischen Hauptarmee verhindern.“⁴²

Durch eine vergleichsweise zurückhaltende Betrachtung der Kriegslage in Galizien zeichnete sich dagegen die „Arbeiter-Zeitung“ aus. Während in vielen österreichischen Zeitungen angesichts der Erwartung der „großen Entscheidung“ für die k.u.k.-Armee in Ga-

34 N.N.: Petrograd, 31 avgusta. Finis Austriae [Petrograd, 31. August. Das Ende Österreichs], in: *Novoe Vremja*, 14. September 1914, S. 3.

35 Vgl. N.N.: Na russko-avstrijskom fronte [An der russisch-österreichischen Front], in: *Russkoe Znamja*, 4. September 1914, S. 1.

36 N.N., Petrograd (wie Anm. 34).

37 N.N.: Na russko-avstrijskom fronte, in: *Russkoe Znamja*, 15. September 1914, S. 1 f.

38 N.N.: Popytka otbit' L'vov [Der Versuch, Lemberg zurückzuerobern], in: *Reč'*, 20. September 1914, S. 3.

39 N.N.: Fortdauer der Entscheidungsschlacht im Osten. Günstige Lage unserer Truppen, in: *Reichspost*, 29. August 1914, Nachmittagsausgabe, S. 1.

40 Zu der sehr zurückhaltenden Informationspolitik des österreichisch-ungarischen Armeeeoberkommandos vgl. Rauchensteiner, *Erste Weltkrieg* (wie Anm. 6), S. 230, 247 f.

41 Vgl. N.N.: Die große Entscheidungsschlacht. Der Feind von unserem Zentrum zurückgedrängt und der rechte Flügel des russischen Zentrums erschüttert, in: *Neue Freie Presse*, 29. August 1914, *Morgenblatt*, S. 1; N.N.: Begründete Hoffnung auf den Sieg unserer Armee, in: *Neue Freie Presse*, 1. September 1914, *Morgenblatt*, S. 2.

42 N.N.: Der Höhepunkt der Entscheidungsschlacht, in: *Reichspost*, 1. September 1914, *Morgenblatt*, S. 1 f.

lizien die gleichzeitigen deutschen Erfolge in Ostpreußen nahezu untergingen,⁴³ widmeten die in ihrer Kriegsberichterstattung relativ nüchterne „Arbeiter-Zeitung“⁴⁴ sowie die deutschlandfreundliche „Ostdeutsche Rundschau“ der später zur „Schlacht bei Tannenberg“ stilisierten „Schlacht bei Ortelsburg“ größere Aufmerksamkeit.⁴⁵ Die verbreitete Vernachlässigung der Ereignisse in Ostpreußen ist insbesondere auch in Zusammenhang mit der österreichischen Einschätzung zu sehen, dass im Krieg gegen Russland die k.u.k.-Armee die Hauptlast zu tragen habe: „Sie ist unser Schild und der Schild Deutschlands, das mit seinen Hauptkräften im Westen gebunden, dem Verbündeten die Abwehr der russischen Streiche überlassen muß.“⁴⁶ Dementsprechend stellte die „Reichspost“ dem „Höhepunkt der Entscheidungsschlacht“ in Galizien keineswegs die Ereignisse in Ostpreußen, sondern den „Beginn der Einschließung von Paris“ gegenüber und weckte damit Hoffnungen auf einen baldigen Sieg der Mittelmächte im Osten wie im Westen.⁴⁷ Trotz des Bewusstseins für die neue Dimension des Krieges hinsichtlich der Zahl der involvierten Truppen, der räumlichen Ausdehnung der Front und der Erfahrung von über Tage hinweg anhaltenden Schlachten schien zu dieser Zeit kaum jemand die Dauer des Krieges vorherzusehen. Das Ende der Auseinandersetzungen erschien in diesen ersten Kriegsmonaten oft in greifbarer Nähe. Erst mit den immer deutlicher werdenden Niederlagen in Galizien trat in der österreichischen Berichterstattung eine gewisse Ernüchterung ein. Aus russischer Perspektive mussten zwar die Misserfolge in Ostpreußen einen Rückschlag darstellen, jedoch schienen die Erfolge in Galizien die russischen Hoffnungen zu bestätigen – zumindest was den Krieg gegen die Habsburgermonarchie betrifft.

Die „Neugruppierung unserer Armeen“ – Erklärungen für den Rückzug

Die russische Presse konnte „einzelne Misserfolge“ in Ostpreußen⁴⁸ durch die neu herangezogenen deutschen Kräfte sowie durch die Konzentration der russischen Armee auf die Kampagne an der österreichischen Front rechtfertigen.⁴⁹ Während Russland mit dem Ausgang der „Galizischen Schlacht“ bedeutende militärische Erfolge vorweisen konnte, hatten die österreichischen Zeitungen angesichts des österreichisch-ungarischen Rückzugs im September 1914 mehr Erklärungsbedarf. Die von österreichischer Seite in die Kämpfe ge-

43 Vgl. etwa Reichspost, 31. August 1914, Morgenblatt, S. 1 f.; Neue Freie Presse, 31. August 1914, Nachmittagblatt, S. 1 f.

44 Bezüglich des fundierten militärischen Wissens des Kriegskorrespondenten der „Arbeiter-Zeitung“ siehe Richard A. Bermann: Die Fahrt auf dem Katarakt. Eine Autobiographie ohne einen Helden, Wien 1998, S. 186 f.

45 Vgl. Arbeiter-Zeitung, 31. August 1914, Mittagsblatt, S. 1; 1. September 1914, Morgenblatt, S. 2; 2. September 1914, Morgenblatt, S. 1; vgl. Ostdeutsche Rundschau, 1. September 1914, S. 1; 2. September 1914, S. 1.

46 N.N., Sieg (wie Anm. 23).

47 N.N.: Beginn der Einschließung von Paris, in: Reichspost, 1. September 1914, Morgenblatt, S. 1.

48 Vgl. N.N.: Vostočnyj teatr [Der östliche Kriegsschauplatz], in: Novoe Vremja, 1. September 1914, S. 1.

49 Vgl. N.N.: Ot štaba Verchovnago Glavnokomandujuščago [Vom Stab des Obersten Befehlshabers], in: Novoe Vremja, 11. September 1914, S. 2; N.N.: Ot štaba Verchovnago Glavnokomandujuščago, in: Novoe Vremja, 14. September 1914, S. 2.

setzten Hoffnungen erfüllten sich keineswegs. Allerdings konnte nach einer solch ausführlichen Berichterstattung der Ausgang der Schlacht nicht mehr übergangen, sondern nur noch hinausgezögert und relativiert werden. Das österreichische Kriegspressequartier versuchte in dieser Situation also Zeit zu gewinnen. So wurde etwa die Räumung Lembergs von österreichischer Seite erst drei Tage später bekanntgegeben als in der russischen Presse. Noch am 6. September war in den Wiener Zeitungen von einer Kampfpause die Rede. Erst am 7. September erschien auch hier die Nachricht von einer „vorläufigen Räumung“ Lembergs. Diese zeitliche Verzögerung gab Gelegenheit, den unglücklichen Ausgang der Schlacht medial vorzubereiten: Ab dem 3. September gelangten allmählich Hinweise auf die „schwierige Lage“ bei Lemberg sowie auf die geringe militärische Bedeutung der galizischen Hauptstadt in die österreichische Presse.⁵⁰ War, solange die Kämpfe tobten, von einer Entscheidungsschlacht die Rede, wurde nun deren Bedeutung relativiert. Den Rückzug der k.u.k.-Armee begründete die österreichische Berichterstattung schließlich mit taktischen Überlegungen, um den Kriegsgegner im Folgenden umso entscheidender zu vernichten. So berief sich etwa die „Reichspost“ auf den Erfolg der deutschen Truppen durch eine ähnliche Strategie: „Auch die ostpreußischen Grenzlande mußten aus strategischen Gründen auf kurze Zeit den Russen preisgegeben werden; wie ihnen nun die Befreiung geworden ist, so werden auch die österreichischen Grenzen vom Feinde gesäubert sein, sobald auch hiefür [sic] die strategische Lage ausgereift sein wird.“⁵¹

In diesem Sinne wurde der Rückzug als „Neugruppierung unserer Armeen“ beschönigt.⁵² Nicht um die Behauptung eines gewissen Territoriums – hieß es nun von österreichischer Seite – gehe es im modernen Krieg, sondern nur um die Schwächung des Gegners. Die unverhältnismäßig großen Opfer, welche Russland zur Besetzung Galiziens aufgebracht habe, gäben Anlass zu berechtigten Hoffnungen auf einen gänzlichen Zusammenbruch der russischen Armee. In dem Bestreben, die Kämpfe in Galizien trotz allem als Erfolg zu zeigen, verwiesen österreichische Zeitungen auch auf die große Rolle, welche die Kämpfe bei Lemberg zum Binden russischer Truppen gespielt hätten, und stellten diesbezüglich den Anteil der k.u.k.-Armee an den deutschen Erfolgen in Ostpreußen heraus: „Es kam ihm [Hindenburg; E. H.] hiebei [sic] zweifellos sehr zu statten, daß die Russen die Hauptmacht ihrer Reserven nach Galizien gesandt hatten, um die Kämpfe bei Lemberg zu entscheiden, ohne daß ihnen dies gelungen wäre.“⁵³ Dennoch rückte damit das erwartete Ende des Kriegs in die Ferne. Einige Artikel versuchten auch die militärischen Rückschläge der k.u.k.-Armee durch Spionage- bzw. Sabotagevorwürfe gegen die örtliche Bevölkerung zu erklären.⁵⁴ Derartige Bezichtigungen richteten sich insbesondere gegen die kollektiv der Russophilie verdächtigten galizischen Ruthenen.⁵⁵ Im Allgemeinen bevorzugte es die öster-

50 Vgl. etwa N.N.: Die Schlacht im Osten. Große Siege der Armeen Auffenberg und Dankl. Die Lage vor Lemberg, in: Reichspost, 3. September 1914, Morgenblatt, S. 1.

51 N.N.: Die Vernichtung der Russen in Ostpreußen. Die Wechselbeziehung zwischen Insterburg und Lemberg, in: Reichspost, 15. September 1914, Morgenblatt, S. 2.

52 N.N.: Neugruppierung unserer Armeen, in: Reichspost, 15. September 1914, Morgenblatt, S. 1.

53 N.N., Vernichtung (wie Anm. 51).

54 Vgl. N.N.: Die Kämpfe in unserem Osten, in: Reichspost, 6. September 1914, Morgenblatt, S. 4; Roda Roda: Die Spionage von galizischen Russophilen für die russischen Truppen, in: Neue Freie Presse, 3. September 1914, Abendblatt, S. 2.

55 Zu den österreichisch-ungarischen Verdächtigungen gegenüber den galizischen Ruthenen vgl. Anna

reichische Berichterstattung allerdings, Niederlagen zu leugnen. So karikierte das russische „Novoe Vremja“ die österreichische Presseberichterstattung: „Unsere Truppen traten nach hartnäckigen Kämpfen siegreich den Rückzug an“.⁵⁶

Die „moralische Bedeutung“ – politisch-ideologische Kriegsziele

Galizien und seine Hauptstadt Lemberg wurden jedoch nicht nur aus rein militärischer Perspektive betrachtet. Von russischer Seite konnte die Eroberung Ostgaliziens auch als ein großer „moralischer“ Sieg gefeiert werden. Denn neben militärischen Zielen propagierten sowohl russische als auch österreichische Zeitungen politische und ideologische Kriegsziele, welche die Öffentlichkeit für den Krieg motivieren sollten. War die multikulturelle Grenzregion schon in den Vorkriegsjahren ein bedeutender Konfliktherd in den Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Russland gewesen,⁵⁷ strebten nun beide Staaten Gebietserweiterungen in dieser Region an: Richteten sich die russischen Bestrebungen v.a. auf Galizien, zielten österreichische Pläne auf Russisch-Polen.⁵⁸ Dabei rechtfertigte die österreichische sowie die russische Propaganda die Kriegsziele im Sinne eines Befreiungskriegs und verlieh damit realpolitischen Erwägungen eine ideologisch-moralische Sinnggebung. Seitens der Habsburgermonarchie wurde der Krieg gegen Russland zumeist als Kampf zwischen Zivilisation und Barbarei dargestellt. So riefen österreichische Zeitungen zur Befreiung der „europäischen Völker“ – insbesondere der Polen – aus „russisch-asiatischer Barbarei“ auf.⁵⁹ Russische Medien propagierten dagegen einen Kampf zwischen Slawentum und Germanentum⁶⁰ und eine Befreiung der Slawen vom „deutsch-österreichischen Joch“. In russisch-nationalen Kreisen standen dabei die galizischen Ruthenen im Zentrum der Aufmerksam-

Veronika Wendland: Die Russophilen in Galizien. Ukrainische Konservative zwischen Österreich und Rußland, 1848–1915, Wien 2001, S. 514–547; Elisabeth Haid: Nationalitätenpolitik und Kriegspropaganda. Die galizischen Ruthenen aus der Perspektive Österreich-Ungarns und Russlands, in: Wolfram Dornik, Julia Walleczek-Fritz u.a. (Hrsg.): Frontwechsel. Österreich-Ungarns „Großer Krieg“ im Vergleich, Wien u.a. 2014, S. 259–282.

56 N.N.: Nemeckie korrespondenty o russkich pobedach [Deutsche Korrespondenten über die russischen Siege], in: Novoe Vremja, 6. Oktober 1914, S. 5.

57 Vgl. dazu Klaus Bachmann: „Ein Herd der Feindschaft gegen Rußland“. Galizien als Krisenherd in den Beziehungen der Donaumonarchie mit Rußland (1907–1914), Wien 2001.

58 Zu Galizien als russischem Kriegsziel vgl. Bachturina, Politika (wie Anm. 19), S. 57–60; zur Polenpolitik der Mittelmächte vgl. Heinz Lemke: Allianz und Rivalität. Die Mittelmächte und Polen im Ersten Weltkrieg (bis zur Februarrevolution), Wien u.a. 1977; Martin Hekele: Die Kriegszielpolitik der Österreichisch-Ungarischen Monarchie im Ersten Weltkrieg. Mit einer Gegenüberstellung der Kriegsziele der wichtigsten kriegsführenden Staaten, ungedr. Diss., Wien 1996, S. 160–181.

59 Vgl. N.N., Entscheidungsschlacht (wie Anm. 41); N.N.: Die reifende Entscheidung, in: Arbeiter-Zeitung, 30. August 1914, Morgenblatt, S. 1 f.; N.N.: Die Ehre der Polen. Die Völkerfreiheit in Oesterreich, in: Reichspost, 30. September 1914, Nachmittagsausgabe, S. 2; zu Vorstellungen von russisch-asiatischer Barbarei vgl. auch Lammich, „Barbarenland“ (wie Anm. 14), S. 164–177.

60 Vgl. etwa N.N.: Petrograd, 30 avgusta 1914 g. [Petrograd, 30. August 1914], in: Russkoe Znamja, 12. September 1914, S. 1 f.; vgl. auch Hubertus F. Jahn: Die Germanen. Perzeptionen des Kriegsgegners in Russland zwischen Selbst- und Feindbild, in: Groß (Hrsg.), Front (wie Anm. 3), S. 165–177. Auch von deutscher Seite wurde häufig ein Gegensatz zwischen Germanentum und Slawentum angeführt. Aus der Perspektive Wiens, der Hauptstadt eines Reiches mit 45% slawischer Bevölkerung, konnte dieses Konzept jedoch kaum für die gewünschte Abgrenzung geeignet erschei-

keit, welche als ein Teil des „russischen Volkes“ vereinnahmt wurden.⁶¹ Ganz in diesem Sinne feierte Russland die Besetzung Ostgaliziens als Rückgewinnung eines „urrussischen“ Landes.⁶² Es handelte sich in diesem Sinne nicht nur um einen militärischen Fortschritt oder Sieg über die österreichisch-ungarische Armee, sondern auch um das Erreichen eines wichtigen Kriegszieles.

Solche Kampagnen für eine „Befreiungsmision“ gingen zumeist mit militärischen Offensiven einher. In Zeiten militärischer Rückschläge rückten dagegen defensive Kriegsziele stärker in den Blick. So mobilisierte die in die Defensive gedrängte Habsburgermonarchie verstärkt für eine Verteidigung österreichischen Staatsgebietes vor der „Gefahr aus dem Osten“ und versuchte durch dieses hehre Ziel den Kampfgeist zu stärken. Diesbezüglich rief die Presse auch zu einer Verteidigung Galiziens – als Teil der Habsburgermonarchie sowie auch als Teil Europas – gegen das „asiatische“ Russland auf.⁶³ Diese Appelle standen in einem gewissen Spannungsverhältnis zu den militärischen Berichten: Während die Kriegsberichterstattung nun versuchte, die militärische Bedeutung Galiziens und damit zugleich die Bedeutung des österreichisch-ungarischen Rückzugs zu relativieren, wurden die politische Bedeutung des Kronlands und die Verteidigung des Territoriums der Habsburgermonarchie außer Frage gestellt. Trotz der ungünstigen Kriegslage bestärkte die österreichische Berichterstattung Hoffnungen auf eine günstige Kriegsentwicklung, auf eine „Befreiung“ des von den Russen besetzten Kronlandes, ja sogar darüber hinaus auf eine „Befreiung“ Russisch-Polens.

Schlussbemerkung

Hauptziel der Presseberichterstattung war es, die Bevölkerung für den Krieg zu motivieren und die Hoffnung auf einen endgültigen Sieg aufrechtzuerhalten. In diesem Sinne verbanden sich häufig politische Sinngebungen der militärischen Auseinandersetzungen mit günstigen Nachrichten von der Front, wie hier anhand der österreichisch-russischen Kämpfe in Galizien verdeutlicht wurde: Einerseits propagierten sowohl österreichische als auch russi-

nen. Man war daher von offizieller Seite bemüht, deutschnationale Vorstellungen eines Kampfes zwischen Germanentum und Slawentum zu unterdrücken; vgl. Eberhard Sauer mann: Literarische Kriegsfürsorge. Österreichische Dichter und Publizisten im Ersten Weltkrieg, Wien u.a. 2000, S. 21.

61 Vgl. etwa M. Men'sikov: Dolžny pobedit' [Wir müssen siegen], in: Novoe Vremja, 13. August 1914, S. 3.

62 Vgl. ders.: Dolžny pobedit', in: Novoe Vremja, 5. September 1914, S. 3 f.; N.N.: Galicija [Galizien], in: Russkoe Znamja, 30. September 1914, S. 2. Zur Vereinnahmung der galizischen Ruthenen seitens russischer Nationalisten sowie zur Bedeutung Ostgaliziens in Vorstellungen von einem russischen nationalen Territorium vgl. auch Alexei Miller: The Romanov Empire and Nationalism. Essays in the Methodology of Historical Research, Budapest u.a. 2008, S. 168-173; Wendland, Russophilen (wie Anm. 55), S. 467-484.

63 Vgl. etwa N.N.: Die Räumung Lembergs durch unsere Truppen. Ein Wort der Sympathie für diese Stadt, in: Neue Freie Presse, 8. September 1914, Morgenblatt, S. 3; vgl. auch Elisabeth Haid: ‚Östliche Peripherie‘ oder ‚Bollwerk des Westens‘? Mediale Darstellungen von ‚Rückständigkeit‘ und ‚Modernität‘ im Ersten Weltkrieg, in: Elisabeth Haid, Stephanie Weismann u.a. (Hrsg.): Galizien. Peripherie der Moderne – Moderne der Peripherie?, Marburg 2013, S. 61-75.

sche Zeitungen ideologische Kriegsziele wie die Idee eines Kulturkampfes und einer damit einhergehenden Befreiungsmision. Andererseits zeigten beide Seiten die ersten größeren Kämpfe in Galizien als Bewährungsprobe für die russische und die österreichisch-ungarische Armee angesichts einer völlig neuen Dimension von Krieg. Durch die Konzentration auf unterschiedliche Frontabschnitte konnten dabei beide Seiten die Kriegslage in einem günstigen Licht zeigen. Zunächst weckten sowohl russische als auch österreichische Zeitungen Hoffnungen, dass diese gigantischen Schlachten mit einem entscheidenden Sieg enden und ein rasches Kriegsende herbeiführen würden. Erst nach dem Rückzug der österreichisch-ungarischen Armee, durch den große Teile Galiziens in russische Hände fielen, begannen die österreichischen Zeitungen diese Erwartungen zurückzuschrauben. Die russische Presse hielt dagegen an der Hoffnung, zumindest die Habsburgermonarchie in Kürze niederzurufen, noch für einige Monate fest. Diese Erwartungen eines raschen Kriegsendes können sicherlich als kennzeichnend für die ersten Kriegsmonate angesehen werden. Mit zunehmender Dauer des Krieges und nach mehrmals enttäuschten Hoffnungen begannen die Zeitungen größere Zurückhaltung zu üben. Der Krieg wurde von einem Ereignis allmählich zu einem Zustand. Dennoch erweckten gerade die Kämpfe an der Ostfront, welche über einen längeren Zeitraum hinweg vom Bewegungskrieg gekennzeichnet war, immer wieder Hoffnungen auf einen entscheidenden Durchbruch. So ließen sich etwa während der erfolgreichen Offensive der Mittelmächte im Frühjahr/Sommer 1915, durch die ein Großteil Galiziens zurückerobert wurde, ganz ähnliche Muster in der Berichterstattung aufzeigen – wobei nun die österreichische Presse durch das rasche Fortschreiten der Offensive von einer neuen Euphorie erfasst wurde, während in der russischen Presse eine zunehmende Ernüchterung eintrat. Wenngleich die anfängliche Begeisterung über militärische Erfolge sowie die Aufmerksamkeit für das Frontgeschehen insgesamt mit der Zeit etwas zurückgingen, hielten sich die meisten der genannten Propagandastrategien über den gesamten Kriegsverlauf hinweg. Dazu zählen die Konzentration auf erfolgreiche Kämpfe und die Ausblendung von Misserfolgen sowie die Erklärung von Rückzügen als strategische Neugruppierung der Armee. Die hier von der österreichischen Presse ins Spiel gebrachte Rechtfertigung, die Hauptlast der Kämpfe zu tragen und damit Opfer zugunsten der Verbündeten zu bringen, wurde gerade in der russischen Berichterstattung im Verlauf des Krieges zunehmend maßgeblich.

Summary

This article describes the significance of front line reporting as a propaganda instrument in the Austrian and Russian press at the beginning of the First World War. The focus is on the Eastern Front, initially the most important theatre of war for both states. The manipulative function of the various reports is analysed in the light of war events. Despite the restrictions imposed by censorship and state news policy, journalists still had some scope for interpretation. Nevertheless, the press coverage of both states was very similar in terms of the propagandistic strategies employed. The primary aim was to motivate the population for war and to boost their confidence in victory. The reports in the first months of the war characteristically conveyed the hope that the war would be short. Newspaper reports thus presented the larger battles as decisive conflicts, highlighted the achievements of their own troops and, by concentrating on the successful areas of the front, gave the

impression that the war was progressing favourably. Defeats were frequently passed over or presented as strategic withdrawals. The military-strategic appraisals were often accompanied by ideological-moral interpretations, portraying the war as one of liberation or defence. Despite all the attempts to gloss over military setbacks, developments on the war front led to a certain disillusionment, and people gradually began to realise that the war was not going to be as short as hoped. This resulted in a more cautious press coverage of the war fronts; nevertheless, there are numerous examples which show continuity in the propaganda strategies followed in the further course of the war.

Der Große Krieg als News. Informationspolitik, Gerüchte und Propaganda entlang der Ostfront

von Włodzimierz Borodziej und Maciej Górny

Der deutsche Pazifist Hellmuth von Gerlach führte während des Krieges ein Tagebuch, in dem er besonders interessante Ereignisse festhielt, aber auch die absurdesten Propagandalösungen und Gerüchte notierte. Eines dieser Gerüchte betraf geheimnisvolle Automobile, die angeblich im August 1914 in Europa unterwegs waren, angefüllt bis unters Dach mit französischem Gold, das nach Russland geschickt werden sollte. Das Gerücht verbreitete sich geradezu explosionsartig und wurde in der Lokalpresse ganz Deutschlands kolportiert, wobei auch die Ausmaße des geheimnisvollen Transportes wuchsen. Anfangs war von zwölf Fahrzeugen die Rede, später von 24, schließlich von 36. Auf den Straßen kam es zu verstärkten Polizeikontrollen, bei denen die Behörden von zivilen Helfern unterstützt wurden. Als Urheber des Gerüdes über die französischen Autos machte Gerlach den Regierungspräsidenten von Düsseldorf Francis Kruse aus. Aber selbst wenn in diesen Gerüchten ein Körnchen Wahrheit enthalten gewesen sein sollte, so gerieten sie doch sehr schnell außer Kontrolle. Es kam zu ungerechtfertigten Festnahmen, ja sogar zur Beschießung von Kraftwagen, deren Fahrer der Forderung zum Anhalten nicht nachkamen. Laut Gerlach dementierte die Regierung dieses Gerücht erst, als sich unter den Opfern des staatsbürgerlichen Übereifers durchs Land reisende Offiziere und Aristokraten befanden.¹

Ein Gerücht lässt sich einfacher in Umlauf setzen als aufhalten. Die Geschichte von den französischen Automobilen war schon über die Reichsgrenzen gedrunen. Der österreichische Offizier August Krasicki, der zu seiner Einheit in Przemyśl eilte, notierte in seinem Tagebuch folgende Beobachtung:

„Auf dem Weg nach Jarosław bemerkte ich eine von Soldaten umstellte Brücke samt Chaussee. Man sagte mir, dass der Grund dafür eine abgefangene vertrauliche Nachricht sei, wonach die Franzosen große Geldmengen in Gold, etliche Millionen, nach Russland schaffen wollten. Die Autos mit diesen Millionen sollen in ganz Europa unterwegs sein, also kam der Befehl, an allen Gasthäusern die nach Osten Reisenden zu kontrollieren, um die Millionen zu sichern. Das sieht nach einem Aprilscherz aus, aber Befehl ist Befehl, also wachen sie mit aufgepflanztem Bajonett.“²

Dass es sich dabei wahrlich nicht um einen Scherz handelte, erfuhr die galizische Hausbesitzerin Helena Jabłońska, geb. Seifert am eigenen Leibe. Am 4. August fuhr sie zusammen mit ihrer Mutter nach Przemyśl. Zum ersten Mal wurde sie in Olszanica angehalten:

- 1 Dieter und Ruth Glatzer (Hrsg.): Berliner Leben 1914–1918. Eine historische Reportage aus Erinnerungen und Berichten, Berlin 1983, S. 54.
- 2 August Krasicki: Dziennik z kampanii rosyjskiej 1914–1916 [Tagebuch aus dem russischen Feldzug 1914–1916], Warszawa 1988, S. 38.

„Sie schreien den Chauffeur an, weil er angeblich über Zäune und Felder geflohen ist. Er will sich erklären, aber ihm wird das Reden untersagt und er wird mit dem Gewehr bedroht. Ich versuche es selbst. ‚Schweig, oder ich stoße zu‘ – schreit ein Soldat und hält das Bajonett zwei Zoll von meinen Rippen entfernt. Mutter weint erschreckt. [...] So stehen wir eine Stunde und zehn Minuten. [...] Es zeigt sich, dass unsere Geleitbriefe nichts wert sind angesichts des telegraphischen Befehls, alle Autos anzuhalten, denn angeblich sollen zwei Frauen viele Millionen in Gold von Frankreich nach Russland transportieren.“³

Bei einem weiteren Zwangshalt in Krościenko standen schon andere Autos, die ebenfalls verdächtigt wurden, Gold und Silber zu transportieren. Unter den Festgehaltenen waren auch Offiziere, die jedoch milder behandelt wurden als die Frauen:

„Schließlich ließen sie die Militärs gehen, uns hielten sie fest, sogar einige Bonbons wurden als Träger von Cholerabazillen [sic] verdächtigt. Schweres Silber? – fragt einer auf Französisch. Ich antworte. Sie sind fast sicher, dass ich Millionen schmuggle. Mutter hält sich kaum auf den Beinen, weint wie ein Kind, will unbedingt umkehren. Umkehren ist verboten. Es beginnt die Befragung über Bekanntschaften und die Verhältnisse in Sanok. [...] Ich berufe mich auf Dr. Jaremkiewicz. Sie lassen uns in der Nacht auf göttliche Vorsehung gehen.“⁴

Auf der anderen Seite der Karpaten wurde die ungarische Gendarmerie in Bereitschaft versetzt. In Trencsén geriet sogar ein Automobil in ihre Fänge, das den Aufruf von Kaiser Franz Joseph an die Polen transportierte. Nach der Kontrolle wurde der Fahrer weiter geschickt, aber er kam nicht weit. Nach einigen Kilometern hielt ihn eine Gendarmeriepatrouille an. Die Gendarmen ließen sich nicht überzeugen, dass der verdächtige Mann tatsächlich im Auftrag seiner Majestät unterwegs sei. Der freiwillige Autofahrer saß schon unter strenger Bewachung auf dem Zugbahnhof, von wo aus er zum nächstliegenden Gericht gebracht werden sollte, als – zum Glück – ein Militärtransport eintraf. Darunter waren einige Offiziere, die in dem angeblichen Spion und Goldschmuggler ihren Kameraden aus der Reserve erkannten.⁵

In der Steiermark wurde versehentlich eine Rotkreuzschwester erschossen, deren Auto etwas zu langsam gebremst hatte. „Dem Knecht ist Gewalt gegeben. Das wird seine Natur nicht vertragen“, kommentierte angstvoll Karl Kraus.⁶ Schließlich dementierten auch die österreichisch-ungarischen Behörden die Gerüchte über den geheimnisvollen Transport. Kurz darauf interessierte sich niemand mehr für das französische Gold. Im Zuge des Beginns der eigentlichen Kampfhandlungen verlagerten sich auch die Brennpunkte der Spionage- und Massenhysterie.

3 Helena z Seifertów Jabłońska: *Dziennik z oblężonego Przemyśla 1914–1915* [Tagebuch aus dem belagerten Przemyśl 1914–1915], hrsg. von Hanna Imbs, Przemyśl 1994, S. 36.

4 Ebenda.

5 Max Ronge: *Kriegs- und Industrie-Spionage. Zwölf Jahre Kundschaftsdienst*, Zürich 1930, S. 70.

6 Karl Kraus: *Die letzten Tage der Menschheit. Tragödie in fünf Akten mit Vorspiel und Epilog*, Berlin 1978, S. 64.

Die Karriere des Gerüchts um die französischen Goldautos illustriert hervorragend die ungewöhnliche Ansteckungskraft und Verbreitungsgeschwindigkeit von Gerüchten. Die aus den Fingern gesogene Meldung brauchte nicht Tage, sondern nur einige Stunden, um von der französisch-deutschen Grenze nach Ostgalizien und Oberungarn zu gelangen und überall Verwirrung und Angst zu verbreiten. Nicht zum ersten und nicht zum letzten Mal in diesem Krieg überstiegen Tempo und Reichweite des Informationsflusses die Vorstellungskraft der Machthaber. Aufmerksamkeit verdient jedoch vor allem der Nachrichtenhunger, der – wie die Geschichte mit den Automobilen zeigt – nicht nur einmal mit Gerüchten befriedigt wurde. Die Vorstellungskraft spielte in diesem Prozess eine Schlüsselrolle.

Das Verhältnis der Medien zum Krieg stützt sich bekanntermaßen auf einfache Prinzipien. Erstes Opfer ist die Wahrheit, erster Gewinner ist die Auflage. So war es auch im genannten Fall. Die Metamorphose der europäischen Presse im Sommer 1914 war umso deutlicher sichtbar, als sie fast von einem Tag auf den anderen erfolgte. Der Krieg, den schließlich viele erwartet hatten, überraschte die Redaktionen, die sich auf andere Probleme als die diplomatische Krise konzentriert hatten. So zeigten etwa die Nachrichten über das Attentat von Sarajevo keine größere Wirkung in Russland. Die Presse interessierte sich im Sommer 1914 eher für die Streikwelle im Zarenreich. Umso gewaltiger erwies sich dann der Umschlag im August. Mit Beginn der Kriegshandlungen veränderten sich die Zeitungen so, dass sie kaum wiederzuerkennen waren. Vor allem nahm die Zahl der Titel zu. In sehr kurzer Zeit wurden die Ausgaben erweitert, spezielle Beilagen gedruckt, Abend- und sogar Nachmittagsausgaben erschienen. Trotz der Zensureingriffe, der Streichung von Artikeln, manchmal sogar ganzer Nummern von Zeitschriften, war dies ein goldenes Zeitalter für die Presse.⁷ So wurde gerade während des Krieges der Verkauf von Büchern und Broschüren durch die Pressekonzerne und nicht durch die traditionellen Verlage in großem Stil entwickelt. Der Bedarf an Informationen war so groß, dass sich eine völlig neue Art des Betrugs entwickelte – findige Zeitungsjungen verkauften ihren Kunden alte Zeitungen als neue.

Zieht man diese ungewöhnliche Dynamik der Medien in Betracht, stellt die Lektüre der Presse in den ersten Kriegswochen eine gewisse Enttäuschung dar. Die ins Auge fallenden Ähnlichkeiten sind so groß, dass man vermuten könnte, die Redaktionen der verfeindeten Staaten hätten dasselbe Schema benutzt. Die Durchtrennung des Ozeankabels schnitt die Presse der Mittelmächte von den internationalen Telegraphenagenturen ab. Die Neuigkeiten aus der Welt musste man daher unter Berufung auf die Presse der neutralen Staaten verbreiten. Zum Glück waren die Leser ohnehin vor allem an den Ereignissen an der Front und im eigenen Land interessiert. Die Tageszeitungen wurden zunächst mit Darstellungen von patriotischen Manifestationen gefüllt, der Verabschiedung von an die Front aufbrechenden Einheiten und Meldungen über Kämpfe und Truppenbewegungen. Später kamen Listen internierter Landsleute hinzu sowie Informationen für Familien, die durch die Frontlinie getrennt worden waren. Für die im Hinterland Verbliebenen hatten die Verlustlisten besondere Bedeutung, die von der Lokalpresse verbreitet wurden. Der kaschubische Arzt

7 Vgl. Mary Hammond, Shafquat Towheed: Introduction, in: Dies. (Hrsg.): *Publishing in the First World War. Essays in Book History*, London 2007, S. 2; Jane Potter: *For Country, Conscience and Commerce. Publishers and Publishing 1914–1918*, in: Hammond, Towheed (Hrsg.), *Publishing*, S. 12.

und Literat Aleksander Majkowski erinnert sich an die täglich vor dem Redaktionsbüro der „Culmer Zeitung“ versammelten Reservisten, denn hier konnte man diese Listen schon vor der Veröffentlichung lesen.⁸ Ähnliche Szenen dürften sich in Hunderten anderen Städten und Städtchen abgespielt haben.

Den Bedürfnissen des Augenblicks passten sich auch die Anzeigen- und Werbeabteilungen an. Die Leser wurden zum Kauf von Dingen animiert, die den Verwandten an der Front nützlich sein konnten: Zigaretten, Zeitungsabonnements, Bücher im „Schützengrabenformat“, Medikamente. Einige österreichisch-ungarische Firmen boten Lebensversicherungen an, die auch den Tod an der Front einschlossen.

Die Mischung aus trockenen und sachlichen Verlautbarungen mit hurrapatriotischen Deklarationen stillte jedoch nicht den Appetit des lesenden Publikums. Die Menschen wollten wissen, was sich tatsächlich ereignete. Nachrichten wurden enigmatisch formuliert, damit keinerlei Militärgeheimnisse verraten wurden. Der Zugang zur westeuropäischen Presse war im Prinzip ausgeschlossen. Für die Bewohner Russlands war dieser Zugang zwar möglich, aber die durch Vermittlung russischer Zeitungen dorthin gelangenden Informationen waren eklektisch, zensiert und vor allem verspätet. Einige verlegten sich also auf die Kunst des Lesens zwischen den Zeilen. Der Pfarrer Józef Rokoszny aus Sandomierz notierte am Vorabend der Einnahme Warschaws durch die Deutschen: „In Warschau muss Panik herrschen, denn alle Zeitungen rufen zur Ruhe auf.“⁹ Kein schlechter Experte war auf diesem Gebiet auch Aleksander Majkowski. In den Tagen des Zusammenbruchs der ersten österreichisch-ungarischen Offensive in Serbien kommentierte er: „Vom serbisch-österreichischen Kriegstheater gibt es nicht die kleinste Nachricht. Ich schließe daraus, dass es bei den deutschen Verbündeten nicht besonders gut läuft.“¹⁰ Während einer weiteren Offensive des Feldmarschalls Potiorek in Serbien, gleichzeitig mit der missglückten Einnahme Przemysls, notierte er:

„Allgemein fällt auf, dass bei der Beflagung der Städte und der enormen Freude der Zeitungen über den Sieg nichts Konkretes über die Eroberungen vermeldet wird. Früher wären Zahlen und Angaben über Kriegsgefangene, erbeutetes Material und wohin der Feind sich zurückgezogen hat, aufgelistet worden. Die ganze Freude der Zeitungen macht einen künstlichen Eindruck. Vielleicht ist sie nur Ablenkung für eine Niederlage an anderer Stelle. Vielleicht geht es um Przemysl?“¹¹

Das Lesen zwischen den Zeilen, wenngleich intellektuell stimulierend, war auf die Dauer ermüdend. Bei den Lesern deutscher Zeitungen erzeugten zudem die monotonen Informationen über das Frontgeschehen, die sich auf die immer gleichen spärlichen Verlautbarungen stützten und fast gleichlautend in verschiedenen Blättern abgedruckt wurden, Unwillen. Kurt Koszyk sieht hierin einen der Gründe für den schrittweisen, wenn auch nicht dramatischen

8 Aleksander Majkowski: *Pamiętnik z wojny europejskiej roku 1914* [Tagebuch aus dem europäischen Krieg des Jahres 1914], hrsg. von Tadeusz Linkner, Wejherowo u.a. 2000, S. 23.

9 Józef Rokoszny: *Diariusz Wielkiej Wojny* [Tagebuch des Großen Krieges], hrsg. von Wiesław Caban, Marek Przeniosło, Kielce 1998, Bd. 2, S. 26.

10 Majkowski, *Pamiętnik* (wie Anm. 8), S. 67.

11 Ebenda, S. 157.

Rückgang der Einnahmen eines Teils der Zeitungen im Krieg.¹² Gesucht werden mussten also alternative Informationsquellen. In Frontnähe waren dies zumeist die Zeitungen des Gegners. In den Erinnerungen von Bewohnern des so genannten Russisch-Polens fehlt es nicht an Hinweisen über die Lektüre von Kriegsmeldungen aus der galizischen „Nowa Reforma [Neue Reform]“, der Wiener „Neuen Freien Presse“ oder sogar der deutschen „Kattowitzer Zeitung“. Die Galizier wiederum griffen mit Interesse zu Zeitungen, die im von den Russen okkupierten Lemberg herausgegeben wurden: „Słowo Polskie [Polnisches Wort]“, „Wiek Nowy [Neues Jahrhundert]“, „Gazeta Wieczorna [Abendzeitung]“ oder „Gazeta Narodowa [Nationalzeitung]“. Als das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn im Königreich Polen ihre Besatzungszonen aufteilten, wurde es zur Norm für eifrige Leser, zu Titeln aus dem anderen Teilungsgebiet zu greifen. Im österreichisch-ungarischen Gebiet erfreute sich die „Dziennik Poznański [Posener Tageszeitung]“ großer Beliebtheit. Den Bürgern der Mittelmächte war zwar der Zugang zur britischen und französischen Presse verwehrt, aber es bestand die Möglichkeit, Zeitschriften aus den neutralen Staaten zu abonnieren. So machte in Deutschland und Österreich die schweizerische „Neue Zürcher Zeitung“ Karriere, die auch von Polen deutscher Staatsangehörigkeit gekauft wurde.

Die Regierungsbehörden befürchteten einen nicht gewollten Zustrom von Zeitungen, besonders in die Gebiete, die sie für unsicher hielten, wie das Königreich Polen oder Ostgalizien. Daher war die Pressekontrolle in diesen Gebieten auch besonders streng, obwohl die Militärzensur überall mit Verkündigung des Kriegszustandes eingeführt worden war. Sowohl im Land selbst als auch in den während der Kriegshandlungen besetzten Gebieten konzentrierte sich diese Zensur auf den Schutz militärischer Geheimnisse sowie vorbeugende Maßnahmen gegen „Defätismus“ unter der Zivilbevölkerung. In der Praxis hing dabei sehr viel von der Person des Zensors und den lokalen Gegebenheiten ab. In Deutschland beteiligte sich die Presse in der Regel gerne an der Aufrechterhaltung des Kriegsenthusiasmus, so dass es keinen Bedarf an übermäßiger Disziplinierung der Journalisten gab. Selbst wenn es zu Interventionen kam, bemühte man sich, dass dies unerkannt blieb. Weiße Flecken, wie sie häufig in österreichischen Zeitungen vorkamen, waren in Deutschland deutlich seltener. Die Unterschiede in der Politik der beiden Verbündeten wurden besonders deutlich in einem für die österreichisch-ungarische Monarchie kritischen Moment. Als im Zuge der Brusilov-Offensive der völlige Zerfall der Armee drohte, blockierten die österreichisch-ungarischen Okkupationsbehörden im so genannten Russisch-Polen den Vertrieb von Zeitungen aus dem Deutschen Kaiserreich, denn die deutschen Journalisten informierten deutlich schneller, ausführlicher und objektiver über die Misserfolge der Habsburgermonarchie als über die Niederlagen der eigenen Armee.

In der schwierigsten Situation befand sich die Presse in den okkupierten Gebieten. Hier hatten die Zensoren entschieden weniger Humor als in den Metropolen. Während die Sati-rezeitschriften in großen Städten wie Berlin, Wien, Prag, Budapest, Moskau und Petersburg nicht selten als Sicherheitsventil behandelt wurden und in ihnen z.B. Kritik an der Versorgung, den inneren Verhältnissen oder auch an mit dem Krieg verbundenen pathologischen Erscheinungen zugelassen war, wurden ihrem Äquivalent in Warschau ähnliche Freiheiten nicht eingeräumt. Dies lässt sich am Beispiel des Schicksals dreier Zeitungswitze zeigen, die von den Redaktionen 1916 verbreitet wurden. Mehr oder weniger gleichzeitig machten

12 Kurt Koszyk: Deutsche Pressepolitik im Ersten Weltkrieg, Düsseldorf 1968, S. 250-253.

sich die tschechischen „Humoristické Listy [Humorblätter]“, der russische „Novyj Satirikon [Neuer Satirikon]“ und die polnische „Mucha [Die Fliege]“ über die Probleme der Kriegswirtschaft lustig. In der russischen Zeitschrift ließ die Zensur die Anekdote über eine Frau in fortgeschrittener Schwangerschaft zu, die – gefragt, ob sie nicht die Reaktion ihres Gatten nach seiner Rückkehr fürchte – antwortete: „Er wird das nie erfahren, denn wenn er zurückkommt, wird schon alles vorbei sein. Ich habe ihn Zucker holen geschickt.“¹³ Die Prager „Humoristické Listy“ antworteten auf die Frage, warum Schuhe so teuer seien: „Na Papier ist wieder im Preis gestiegen.“¹⁴ Die Warschauer „Mucha“ wurde dagegen, wie erzählt wurde, zeitweise geschlossen, weil sie einen Witz über das Sammeln von Metallgegenständen gemacht hatte. Nach einer Verordnung des Generalgouverneurs sollten die Warschauer bei den Behörden Knäufe, Ketten, Schilder, Treppengeländer, Haken, Rohre, Rinnen und Klinken unter Androhung hoher Strafen abliefern. „Mucha“ erlaubte sich den Witz: „Was macht jemand, der zur Tür hinaus geht? Er nimmt die Klinke mit!“¹⁵

Die Politik der Deutschen in Warschau war noch nicht das Schlimmste, was Journalisten passieren konnte, denn manchmal war ein Machtwechsel gleichbedeutend mit dem zeitweiligen Zusammenbruch des Pressemarktes. Dann erschienen über kürzere oder längere Zeit ausschließlich Titel, die für das deutsche Militär bestimmt waren. So geschah es z.B. in Kowno (Kaunas):

„Kownoer Zeitung! Kownoer Zeitung! Von haite! Allabendlich, kurz nach 4 Uhr, hallt es wie der Pulsschlag der Zeit so durch die Straßen von Kowno. Aus den kräftigen Kehlen der kleinen Zeitungsverkäufer und -verkäuferinnen. Kläglich wie Eselgeschrei hört es sich an, wenn sie ihre papierne Ware ausrufen. Unermüdlich wiederholen sie ihren Lockschrei, bis sie der Abend und die strenge Polizei von der Straße treiben. [...] Das kleine Mädchen, das die Zeitung nicht lesen und verstehen kann, starrt den Käufer, der gierig die Buchstaben verschlingt, befremdet an. Sie hat nur ein einziges Interesse an dem Handel mit den Weltbegebenheiten. ‚Fünf Pfennig!‘ murmelt sie zwischen ihren aufgeworfenen Lippen und wischt mit der leeren linken Hand ungeduldig unter ihren breiten Naslöchern her.“¹⁶

Die russische Besetzung von Ostgalizien hatte, auch wenn sie kurz war, noch destruktiveren Einfluss auf die ukrainische Presse. Die wichtigste ukrainischsprachige Lemberger Tageszeitung „Dilo“ wurde sofort nach Besetzung der Stadt geschlossen. Die Herausgabe irgendeiner anderen ukrainischsprachigen Zeitung kam nicht in Frage, denn entsprechend der offiziellen russischen Doktrin hatte diese Sprache keinerlei Existenzberechtigung. Die „Kleinrussen“ wurden als russischer „Stamm“ behandelt und sollten die russischsprachige Presse lesen. Auf längere Sicht erlitt diese russische Nationalitätenpolitik jedoch eine Niederlage in der Auseinandersetzung mit der ukrainischen Kultur Ostgaliziens. Wie man

13 Zit. nach Lesley Milne: *Novyi Satirikon, 1914–1918: The Patriotic Laughter of the Russian Liberal Intelligentsia during the First World War and the Revolution*, in: *The Slavonic and East European Review* 84 (2006), H. 4, S. 639-665, hier S. 648.

14 *Humoristické Listy* 59 (1916), H. 2, S. 19.

15 Rokoszny, *Diariusz* (wie Anm. 9), Bd. 2, S. 219.

16 Hermann Struck, Herbert Eulenberg: *Litauisches Zeitungsmädchen*, in: *Dies.: Skizzen aus Litauen, Weissrussland und Kurland*, Berlin 1916, unpag.

der Erinnerungsliteratur entnehmen kann, war gerade der Aufenthalt im besetzten Lemberg für viele Militärs aus dem russischen Teil der Ukraine ein entscheidender Moment in ihrer Identitätsfindung. Beim Zusammentreffen mit der Literatur und dem entwickelten, wenn auch jetzt stark eingeschränkten, ukrainischen Kulturleben in Ostgalizien entdeckten sie ihre ukrainische Prägung neu. Gleichwohl wurden ukrainische Redaktionen, Buchhandlungen, Bibliotheken, Vereine und Schulen geschlossen.

Etwas anders gestaltete sich die russische Politik gegenüber der polnischen Presse in Lemberg. Ihre Herausgabe wurde gestattet, sie unterlag jedoch einer strengen, wenn auch wenig konsequenten Zensur, da die Zensoren alle paar Wochen wechselten. Es war jedoch nicht die Zensur, die das größte Problem für Berufsjournalisten darstellte. Józef Białynia Chołodecki war Zeuge des Beginns eines neuen Kapitels in der Geschichte der Lemberger Zeitungen:

„Die erwähnten polnischen Tageszeitungen waren gezwungen, ihren Umfang sofort zu reduzieren, nicht nur wegen der Schwierigkeiten und Kosten für die Verlage, sondern auch wegen mangelnder Informationen und aktueller Themen. Quelle aller Neuigkeiten war der Magistrat, waren die Ereignisse des Alltags in der Stadt und die unter dem Donner der Kanonen frisch eingetroffenen neuen Herren. Wollte man den Lesern wenigstens bescheidene Informationen über den Kriegsverlauf zukommen lassen, mussten die Tageszeitungen verschiedene Arten der Informationsbeschaffung anwenden, wie etwa Privatinformationen von russischen Offizieren und Interviews mit ausgesuchten Persönlichkeiten. Informationen flossen an die Lemberger Zeitschriften hinsichtlich der auswärtigen Ereignisse über russische Presseorgane, die den Zeitungsmitarbeitern von höheren russischen Offizieren gezeigt wurden oder die sie von diesen als Geschenk erhielten bzw. von deren Ordonanzen – von letzteren allerdings nicht umsonst. Auch wurden vom Hotelpersonal alle Arten von Drucken gekauft, die von einzelnen Offizieren weggeworfen worden waren. Manchmal gelang es auch, während der Wartezeiten im Zensurbüro die Nachrichten aus russischen Zeitungen durchzusehen oder Abschriften anzufertigen. Ab Anfang Oktober begann man mit dem Verkauf der Tageszeitungen aus Russland. Ein cleverer Jude verschickte sie über Mittelsmänner gegen reichlich Entgelt. Es erschienen wohl auch Wiener Zeitschriften, für deren Lektüre der Besitzer ein oder zwei Kronen forderte [...]“¹⁷

Informationen sind nicht nur Interventionsfeld der Machthaber, sondern auch ein Geschäft, wie man am zitierten Beispiel aus den Erinnerungen Chołodeckis gut erkennen kann. Nach frischen Nachrichten lechzten sowohl Leser als auch Journalisten.

Die Presse hatte jedoch kein Monopol auf Informationen über die Frontereignisse. Frische, genaue und nicht von der Zensur verfälschte Nachrichten wurden auch auf eigene Faust gesucht. In Ortschaften, die unweit der Schlachtfelder lagen, ließ sich ein neues Phänomen beobachten: Kriegstouristik. Im Herbst 1914 wurden die deutschen Truppen vor Warschau zurückgeschlagen. Zu Gefechten mit den Russen kam es u.a. in der Gegend von Brwinów,

17 Józef Białynia Chołodecki: *Lwów w czasie okupacji rosyjskiej (3 września 1914–22 czerwca 1915). Z własnych przeżyć i spostrzeżeń [Lemberg während der russischen Okkupation (3. September 1914–22. Juni 1915). Aus eigenem Erleben und Beobachtungen]*, Lwów 1930, S. 89 f.

wohin man von Warschau aus mit der Schmalspurbahn fahren konnte. Dies nutzten Andenkensjäger, die dort Geschosshülsen, Knöpfe, Bajonette oder Pickelhauben sammelten. Aber auch Plünderer waren unterwegs, die tote Soldaten beraubten. Nebeneffekt dieser Aktivitäten war auch ein veränderter Blick auf den Krieg. Der bekannte Warschauer Literaturkritiker Cezary Jellenta, der ebenfalls einen Ausflug nach Brwinów unternahm, zeigte sich überrascht von der „Leere“ des Schlachtfeldes, war doch in den Beschreibungen der Presse von der „Heftigkeit“ der Kämpfe die Rede gewesen. Die Lektüre der bombastischen Frontberichte in der russischen Presse vertrug sich nicht mit dem, was er mit eigenen Augen sah.¹⁸

Die Neugierde trieb auch Tausende von Schaulustigen an, welche das Kriegsgeschehen aus der Nähe betrachten wollten. Es halfen keine gewöhnlichen Warnungen: Erst ein solider Artilleriebeschuss brachte die Zuschauer dazu, sich an sichere Orte zurückzuziehen. In Gorlice in den Tagen der Maioffensive von General Mackensen fehlten Schaulustige. Dies galt jedoch nicht in den aus der Luft bombardierten Städten wie z.B. in Warschau im Frühling 1915: „Auf der Terrasse des im achten Stock des Hauses am Mokotowski-Kreisverkehr [heute Platz der Lubliner Union] untergebrachten Café Niespodzianka [Überraschung] war es immer voll. Abends sah man sich das Mündungsfeuer der Geschützabschüsse an, tagsüber konnte den Piloten der relativ niedrig fliegenden Flugzeuge fast Kaffee gereicht werden.“¹⁹ Die Luftangriffe waren allerdings auch nicht so zerstörerisch wie über dreißig Jahre später. Im Laufe eines Sommertages 1915 fielen auf Warschau nur einige Bomben. Alle wussten, dass stark frequentierte Orte potentielle Ziele waren, wie das Café „Cristal“ an der Ecke Jerusalemer Allee und Brackastraße, neben dem es im Januar 1915 zu einer Detonation kam. Todesopfer bei solchen Bombardierungen waren eben meistens Schaulustige, die das anfliegende Flugzeug beobachteten. Die schnelle russische Evakuierung und der anschließende Einmarsch der Deutschen in die Stadt im August desselben Jahres riefen ebenfalls enorme Neugier hervor. Stanisław Dzierzbicki notierte: „Auf den Straßen Warschaus gibt es ca. 150 verletzte Personen und einige Tote durch verirrte Kugeln. Dies hält das neugierige und sensationslüsterne Warschauer Publikum jedoch nicht auf.“²⁰

Weder der Kriegstourismus noch die Horden von Schaulustigen stellten jedoch eine ernsthafte Konkurrenz für die sich dynamisch entwickelnde Presse dar. Anders war es mit Gerüchten und Anekdoten, die auch dorthin gelangten, wo der Zeitungsvertrieb versagte. An dieser Kommunikationsgemeinschaft beteiligten sich eigentlich alle, sowohl Zivilisten als auch Militärs und sogar die Behörden der kämpfenden Staaten. Wie üblich bezogen sich die Gerüchte auf gewisse Fakten, verdrehten diese jedoch oder blähten sie auf und gaben ihnen so einen völlig neuen Sinn. Auf nicht verifizierte Gerüchte stützten sich etwa die Vorwürfe des Verrats durch tschechische Einheiten oder der Spionage durch ukrainische Bauern mittels Telefonverbindungen, je nach Bedarf für die Russen oder die Österreicher. Die Durchschlagskraft solcher Informationen war manchmal groß. Die Nachricht vom Übertritt einer tschechischen Einheit in geschlossener Formation und unter Begleitung von Marschmu-

18 Cezary Jellenta: *Wielki zmierzch. Pamiętnik* [Der große Niedergang. Tagebuch], Warszawa 1985, S. 87-97.

19 Zit. nach: Andrzej Rosner (Hrsg.): *Teraz będzie Polska. Wybór z pamiętników z okresu I wojny światowej* [Jetzt kommt Polen. Auswahl aus Tagebüchern des Ersten Weltkriegs], Warszawa 1988, S. 184-191, hier S. 190.

20 Stanisław Dzierzbicki: *Pamiętnik z lat wojny 1915–1918* [Tagebuch aus den Kriegsjahren 1915–1918], hrsg. von Janusz Pajewski und Danuta Pływawko, Warszawa 1983, S. 63.

sik gaben „Augenzeugen“ weiter und in kurzer Zeit durchlief dieses Gerücht die gesamte k.u.k.-Monarchie. Es erwies sich auch als beständig: Bis vor kurzem verbreiteten es auch Historiker.²¹ Der Umstand, dass sich nichts Derartiges ereignet hatte, war ohne größere Bedeutung. Ähnlich üppig verbreiteten sich die fantastischen Erzählungen über von allen Kriegsparteien begangene Grausamkeiten. Interessant dabei ist, dass man in Russland etwa keineswegs von den Tragödien der eigenen Landleute betroffen war, sondern von Geschichten über belgische Kinder, denen die Preußen die Händchen abgeschnitten hatten. Im belagerten Przemyśl notierte die sonst mit beiden Beinen auf der Erde stehende Helena Jabłońska mit Grauen: „Es hat sich also das Gerücht erhärtet, dass bei einem gefangen genommenen Russen zehn Paar Augen in der Tasche gefunden worden sind.“²²

Der Topos vom Verrat in den eigenen Reihen und Grausamkeiten des Feindes betraf sowohl den offiziellen wie den inoffiziellen Informationskreislauf. Die Menschen wiederholten und verbreiteten die Propagandameldungen der Krieg führenden Staaten. Die Behörden sahen dies mit Befriedigung, denn die allgemeine Überzeugung, dass der Gegner Gefangene ermordete und quälte, verringerte die Neigung, die Waffen niederzulegen. Die geschickt befeuerte Angst schweißte Armee und Zivilbevölkerung zusammen. Dies war besonders in Frontnähe von großer Bedeutung. Eine belagerte Festung wie Przemyśl war ein ideales Labor für das Funktionieren von Gerüchten und Legenden. Auch die russischen Beamten erwiesen sich als sehr geschickt, flüsterten sie doch den Bauern in den Gouvernements Radom und Kielce ein, dass das Ziel der anrückenden Österreicher die Wiedereinführung der Leibeigenschaft und weitere polnische Aufstände seien.

Gerüchte waren jedoch eine zweischneidige Waffe. „Defätismus“ und „Verbreitung ungeprüfter Nachrichten“, für die nicht nur ein Zivilist am Galgen landete, waren schließlich nichts anderes als die Verbreitung von Gerüchten, die nicht von den Behörden abgesegnet worden waren. In diesem Falle waren Repressionen wenig Erfolg versprechend. Mit Vorliebe wurden fantastische Nachrichten über die Stärke des Feindes, über dessen ungewöhnliche moderne Kriegstechnik verbreitet, während die eigenen Verluste und Zerstörungen aufgebläht wurden. Es kursierten unglaubliche Geschichten über tatsächliche und imaginierte „exotische“ Armeen: Scharen asiatischer Nomaden in der russischen Kavallerie, türkische Divisionen (in der Regel wurden Bosniaken aus der österreichisch-ungarischen Armee verdächtigt, Türken zu sein), Kolonialabteilungen, die angeblich Russland von Frankreich und Großbritannien als Unterstützung gesandt worden waren, schließlich Japaner, die in Kürze aus Waggons der transsibirischen Eisenbahn steigen sollten, um auf Wien, Budapest und Berlin vorzurücken.

Je länger der Krieg dauerte, desto häufiger wurde angenommen, dass der Gegner besser ausgerüstet, angezogen und gepflegt war. In derartigen Geschichten spiegelten sich auch Augenblicksstimmungen wider. In der zweiten Augustwoche bewunderte August Krasicki eine österreichisch-ungarische Einheit, die in Richtung Przemyśl marschierte:

21 Zur Legende der tschechischen Desertion in der Zwischenkriegszeit vgl. Josef Fučík: *Osmadvacátníci. Spor o českého vojáka Velké války 1914–1918*, Praha 2006; zuletzt zum Thema tatsächliche Einstellung der tschechischen Soldaten an der Front: Richard Lein: *Pflichterfüllung oder Hochverrat? Die tschechischen Soldaten Österreich-Ungarns im Ersten Weltkrieg*, Wien 2011.

22 Jabłońska, *Dziennik* (wie Anm. 3), S. 44.

„[...] sie sehen aus wie Gardesoldaten [...]. Völlig neue Uniformen aus den Magazinen, grau, wie die der Landwehr, mit grünen Aufschlägen. Ausgezeichnete neue Schuhe, vollständige und neue Wäsche, mit einem Wort: tadellos. Wenn in Österreich alles so gut auf den Krieg vorbereitet ist, dann können wir dessen Ausgang ruhig entgegensehen.“²³

Lediglich einen Monat später machte Helena Jabłońska diametral unterschiedliche Beobachtungen, als sie sich als Hilfskrankenschwester im Lazarett von Przemyśl betätigte. Ihre Bewunderung weckte wiederum das Aussehen und die Kleidung der verwundeten russischen Gefangenen:

„[...] ich kann mich nicht genug wundern und trauern, dass die Unseren nicht so sind. Die alle sind besser adjustiert, irgendwie reicher als unsere, das Hemd kräftiger, sauberer, wärmer, alles weicher, weniger belastend. Die Kleidung kräftig genäht, unsere ist schwer, rau, scheuert die Haut, durchnässt und geht auseinander. Verpflegung hat jeder ausreichend dabei, Wodka in der Feldflasche. Rüstig sind sie, rotwangig, gut gewachsen, die Kleidung auf den ersten Blick besser als die der einfachen Dienstgrade bei uns.“²⁴

Reichte ein Monat, in dem die eine wie die andere Armee in Bewegung war, aus, um die russische Überlegenheit unter Beweis zu stellen – vom Wuchs über die Haut bis hin zum Schuhwerk? Ein derartiger Eindruck der Beobachter stellte wohl eher ein Ergebnis der ersten Niederlagen dar, des Eingesperrtseins in den Mauern der belagerten Stadt und der ersten Versorgungsschwierigkeiten. Er ist aber auch Anzeichen für eine banale psychologische Prädisposition, die einen stets vermuten lässt, dass „die Anderen es gewiss besser haben“. Dieser Mechanismus betraf in gleichem Maße Zivilisten wie Militärs. Ein ungarischer Offizier war überzeugt von der Überlegenheit der Russen: Angeblich hatten sie wärmere Mäntel, die Uniform der Offiziere war aus der Ferne nicht von den typischen Mänteln der Mannschaftsdienstgrade zu unterscheiden, zudem gingen die russischen Offiziere beim Angriff hinter und nicht vor den Soldaten.²⁵

Längerfristig waren aus Sicht der Armee und des Staates diejenigen Gerüchte besonders schädlich, die auf die ökonomischen Entscheidungen der Zivilbevölkerung Einfluss hatten. Für die Kriegswirtschaft konnten sogar kleine Probleme fatale Auswirkungen haben, wie zum Beispiel das in allen Krieg führenden Staaten verbreitete Problem des Verschwindens von Kleingeld. Dies resultierte aus dem für schwere Wirtschaftskrisen typischen allgemeinen Phänomen der Thesaurierung aller Erze. Der Einfluss auf das Funktionieren des Marktes war jedoch ausnehmend destruktiv – umso mehr, als einige Ladeninhaber schon in den ersten Kriegstagen die Annahme höherer Banknoten verweigerten, da sie kein Wechselgeld zur Verfügung hatten. Im Feuilleton wurde gespottet:

23 Krasicki, Dziennik (wie Anm. 2), S. 28.

24 Jabłońska, Dziennik (wie Anm. 3), S. 48 f.

25 Ferenc Pollmann: Die Ostfront des „Großen Krieges“ – aus ungarischer Perspektive, in: Bernhard Bachinger, Wolfram Dornik (Hrsg.): Jenseits des Schützengrabens. Der Erste Weltkrieg im Osten: Erfahrung – Wahrnehmung – Kontext, Innsbruck 2013, S. 87-104, hier S. 97.

„Natürlich hat das Fehlen von Kleingeld auch seine guten Seiten. Innerhalb von zwei Tagen habe ich in den Cafés Kaffee auf Kredit bekommen und Zigaretten auf Kredit gekauft, indem ich überall einen Fünfrubelschein vorzeigte. Und alle zogen es vor, mir Kredit zu gewähren und mir zu vertrauen, anstatt mir Wechselgeld herauszugeben. Das weckte in mir rosige Zukunftserwartungen. Ich verstand: Wenn es mir mit einem nicht einwechselbaren Fünfrubelschein gelang, alle Bedürfnisse zu befriedigen, dann konnte die ökonomische Krise nicht so groß sein.“²⁶

Das Verschwinden des Hartgeldes eignete sich jedoch nicht für die Satire; die Sache war ernst. Schon am 1. August 1914 drohten die deutschen Behörden über den „Berliner Lokal-Anzeiger“: „Jedermann möge sich vor Augen halten, daß die Zurückweisung unserer Banknoten nicht nur gesetzeswidrig und unberechtigt, sondern auch schon um deswillen verwerflich ist, weil derjenige, der so handelt, dem Kredit des Deutschen Reiches, das hinter der Reichsbank steht, mißtraut und sich hierdurch eines Mangels an Patriotismus schuldig macht.“²⁷ Identische Probleme beschäftigten die Bewohner der österreichischen Städte. Sie lösten sie, indem sie Zweikronenbanknoten teilten oder viertelten. Im Herbst 1915 gab die Kaiserlich-Königliche Zentralbank nach und legalisierte diese Alltagspraxis.

Im Königreich Polen und in Serbien verschärften sich die Geldprobleme durch die eilige Evakuierung der Banken. In Warschau stellte die Staatsbank Anfang August 1914 generell die Bedienung von Privatkunden ein. Das daraus resultierende Chaos konnte erst nach zwei bis drei Wochen beherrscht werden. Zusammen mit der Rückkehr der evakuierten russischen Beamten wurden mehr Silberrubel auf den Markt geworfen, was eine Zeit lang die Stimmung beruhigte.

Längerfristig gelang es jedoch nicht, zu den Normen der Vorkriegszeit zurückzukehren. Informationen über Frontverschiebungen riefen mal um mal massive zwanghafte Einkäufe hervor. Während Unter den Linden sangeslustige nationalistische Studentengruppen marschierten, musste ein Teil der Berliner Läden geschlossen werden, denn es kam zu Panikkäufen. Die Preise schossen sprunghaft in die Höhe und Presse sowie Lokalbehörden begannen eine Kampagne gegen Hamsterkäufe und Spekulation. Die Festlegung von Maximalpreisen, die in der Tagespresse bekannt gegeben wurden, konnte jedoch auf längere Sicht die Teuerung nicht aufhalten.

In Warschau verbreitete sich wiederum Anfang August das Gerücht über den Ausfall der Wasserversorgung:

„Es gibt kein Wasser mehr! Wer dies als erster behauptet hat, bleibt unbekannt, aber schon nach zehn Minuten weiß davon die ganze Stadt. Man muss Wasservorräte anlegen! Alle stürzen an die Hähne und füllen auf, was die Wohnung hergibt: Schüsseln, Kannen, Karaffen, alte Flaschen, alte Tintenfüßer. Nach einer Stunde Auffüllen läuft der Strahl schon etwas schwächer. Und nun? Zwei Tage später muss man das vorräte Wasser wegschütten. Aber schon gibt es eine neue Warnmeldung. Welche, ist eigentlich egal.“²⁸

26 Tygodnik Ilustrowany, 8. August 1914.

27 Zit. nach: Glatzer (Hrsg.), Berliner Leben (wie Anm. 1), S. 42.

28 Tygodnik Ilustrowany, 8. August 1914.

Fügen wir hinzu, dass auch dieses Problem sich nicht besonders für eine Satire eignete: der Wasserdruck im Leitungsnetz fiel so stark, dass die Stadt von der Wasserzufuhr abgeschnitten wurde. Gleichzeitig kam es zu einer Störung des Telefonnetzes. Das Informationschaos überforderte Menschen und Technik, aber auch den Staat.

Im Moment des Kriegsausbruchs verfügte keiner der beteiligten Staaten über Strukturen, die einerseits das Informationsbedürfnis befriedigen konnten und andererseits gleichzeitig auf die öffentliche Meinung einwirkten. Die Zensur war ein einseitiges Werkzeug. Dies wurde besonders deutlich an der Tätigkeit des deutschen Kriegspresseamtes, das Anfang 1915 geschaffen wurde. Das Amt verband die Aufgaben der Zensur mit denen einer Informationsagentur, die den Redaktionen der deutschen Zeitungen Nachrichten übermittelte. Das Hauptaugenmerk lag jedoch auf der Verhinderung der Verbreitung unerwünschter Nachrichten. Umgekehrt flossen Neuigkeiten, welche die Leser tatsächlich interessieren konnten, nur als sehr schwaches Rinnsal. Die Strukturen für eine inhaltlich und visuell attraktive Propaganda entstanden also unter Schmerzen. Wie schwierig entsprechende Anfänge waren, lässt sich leicht an den belletristischen Beschreibungen der Schlachten aus den ersten Kriegsmonaten ablesen. Es handelt sich dabei eher um langweilige Lektüre, deren größte Schwäche im fehlenden Realismus steckt. Zu Beginn des Krieges entstand die Mehrheit derartiger Texte am Schreibtisch. Ihre Autoren verfügten häufig nicht einmal über oberflächliche Kenntnisse der Gebiete, in denen sich die Kämpfe abspielten. Einer der anerkanntesten Autoren dieser Richtung, der Schweizer Journalist Hermann Stegemann, quälte die Leser mit abgedroschenen Phrasen über „verbissene Kämpfe“ mit gewöhnlich „schweren Verlusten“. Derartige Darstellungen, die fortlaufend in der Zeitschrift „Der Bund“ publiziert wurden, bildeten in der Buchausgabe vier dicke Bände. Stegemann sympathisierte zwar mit den Mittelmächten, verfiel aber als Staatsbürger eines neutralen Landes nicht in unerträgliches patriotisches Pathos. Die Lektüre der Berichte seiner Kollegen aus Krieg führenden Staaten war deshalb noch grauenvoller. Cezary Jellenta hatte davon schon im Oktober 1914 genug: „Der Tod schindet keinen Eindruck mehr und Verwundete bewirft man nicht mehr mit Blumen. [...] Alle Tageszeitungen bringen täglich Dutzende Erzählungen von fremden Heldentaten, aber das liest niemand mehr, denn Heroismus ist schrecklich billig geworden.“²⁹

Um die langweilige Routine zu durchbrechen, das Publikum anzulocken und für die eigene Sache zu gewinnen, mussten die Berichte über den sich fortsetzenden Krieg mit Leben erfüllt werden. Notwendig waren ein neuer Stil der Berichterstattung und neue Ausdrucksformen. Pionier auf diesem Gebiet wurde Österreich-Ungarn, wo von 1909 an die Mobilisierungsrichtlinien im Falle des Krieges die Bildung eines Kriegspressequartiers (KPQ) vorsahen, das aus Journalisten gebildet werden sollte, die von ihren Mutterredaktionen zur Arbeit beim Generalstab und den Stäben der einzelnen Armeen abgeordnet werden sollten. Natürlich mussten sich die beim KPQ akkreditierten Journalisten nicht wenig anstrengen, um überhaupt Zugang zu militärischen Informationen zu bekommen. Der Korrespondent der „Neuen Freien Presse“ und unangefochtene Star der Kriegsberichterstattung Alexander Roda Roda (eigentlich: Sándor Friedrich Rosenfeld) beklagte sich daher bei seinen Lesern:

„Während draußen die aufregendsten Dinge vorgehen, ist im Kriegspressequartier die Idylle wie am ersten Tag. Noch immer dürfen nur karge Nachrichten von uns

29 Jellenta, Wielki (wie Anm. 18), S. 105.

ausgehen, damit dem Feind so wenig wie möglich über unser Heer verraten werde. Wir möchten manches gern sagen, weil es auch die Öffentlichkeit erfreute; aber die Zensur zäunt uns scharf. Wir möchten all das, wovon uns die Herzen überquellen, in die Welt rufen und müssen schweigen.“³⁰

Die Existenz des KPQ löste nicht das Problem, wie über weitere Niederlagen informiert werden sollte. Die Kommuniqués des Quartiers, die wohl häufig auf den Knien und nach dem abendlichen Umtrunk verfasst wurden, grenzten daher teils an Sabotage. Als sich die russische Armee Ende August 1914 mit schnellen Vorstößen der Hauptstadt der Bukowina näherte, musste die „Czernowitzer Allgemeine Zeitung“ dies ihren Lesern mit folgender amtlicher Meldung verkaufen: „Die seit 26. August tobende große Schlacht dauert fort. Die Lage unserer Truppen ist günstig, das Wetter warm und sonnig.“ Der offenbar verzweifelte Redakteur sah sich verpflichtet, den Bewohnern der Stadt, die sich überraschend an vorderster Front befanden, folgendes dazu zu erklären:

„Man rümpfe über diesen Zusatz nicht die Nase. Sonniges und warmes Wetter ist eine Waffe, eine starke Waffe, die für die die Heimat verteidigenden Truppen ebenso viel Wert besitzt, wie die reichliche Nahrung und eine gute Position. Diese haben wir, und wenn mitten in diesem furchtbaren Ringen, das alle Nerven zum Schwingen bringt, das auch die nicht in der Schlachtreihe Stehenden im Tiefsten aufwühlt, ruhelos macht und ihnen den Schlaf raubt, wenn also aus diesem Ringen heraus der ganz und gar nicht geschwächte Draht hinzufügt, das Wetter sei warm und sonnig, so fällt auch ein Sonnenstrahl auf unser Gemüt, das so heftigen Bewegungen ausgesetzt ist und der Erfrischung bedarf.“³¹

Ein Teil der Berichterstatter arbeitete, wie Roda Roda, tatsächlich als Kriegsreporter und berichtete von Orten, die sie selbst gesehen hatten. Andere schrieben Berichte von mehreren Frontabschnitten gleichzeitig, saßen aber tatsächlich in der Zentrale des KPQ, die sich seit 1916 in einem bequemen kleinen Hotel im Wiener Vorort Rodaun befand. Gleichwohl gab das System doch Korrespondenten neuen Typs, die bereit waren, die Schwierigkeiten des Soldatenalltags zu teilen, eine Chance. Sogar Frauen konnten hier reüssieren, wie man am Beispiel von Alice Schalek sehen kann, die Anerkennung durch Reportagen von der italienischen Front erlangte, auch wenn sie für Karl Kraus die Verkörperung des gesamten Kriegsboßes darstellte.

Die Versuche zur Modernisierung des Journalistenhandwerks hatten nicht nur die Befriedigung des allgemeinen Informationsbedürfnisses zum Ziel, sondern auch die Verbesserung der Propaganda. Dies war auch das Ziel des KPQ, was dessen Chef 1917 in die Worte fasste: „Pressedienst ist Propagandadienst.“³² Reportagen und Kriegsgeschichten wurden in

30 Alexander Roda Roda: Im k.u.k. Kriegspressequartier, in: Neue Freie Presse, 31. August 1914, S. 3, zit. nach: Jozo Džambo: Armis et litteris – Kriegsberichterstattung, Kriegspropaganda und Kriegsdokumentation in der k.u.k. Armee 1914–1918, in: Ders. (Hrsg.): Musen an die Front! Schriftsteller und Künstler im Dienst der k.u.k. Kriegspropaganda 1914–1918, Bd. 1: Beiträge, München 2003, S. 10-38, hier S. 13.

31 Czernowitzer Allgemeine Zeitung, 30. August 1914.

32 Džambo, Armis (wie Anm. 30), S. 14.

Buchform herausgegeben, zusammen mit einer enormen Zahl an Broschüren, die den unterschiedlichsten Aspekten des Krieges gewidmet waren. Allen gemeinsam war das Ziel, den Kampfgeist zu erhalten, den Durchhaltewillen und die Opferbereitschaft der Bevölkerung der Krieg führenden Staaten zu stärken. Führend auf diesem Gebiet, nicht nur auf mitteleuropäischer, sondern auch auf Weltebene, waren Deutschland und Österreich-Ungarn. Publiziert wurde dabei auch mit Blick auf das Ausland, besonders auf die neutralen Staaten. Gerade im Deutschen Kaiserreich hatte die Auslandspropaganda oberste Priorität hinsichtlich der Kontrolle durch eine staatliche Institution – der Zentralstelle für Auslandsdienst. An ausländische Leser richteten sich vor allem Beschreibungen von Bestialitäten, die von den Feinden begangen worden waren sowie Versicherungen hinsichtlich der eigenen friedlichen Absichten. Die Nachrichten an die Gesellschaften der Krieg führenden Staaten waren naturgemäß deutlich polemischer.

Vielen Propagandapublikationen waren Fotos beigegeben. Obgleich es sich dabei nicht um ein völlig neues Medium handelte, bildeten sich bestimmte Kompositionstechniken doch erst während des Krieges heraus. Die Bilder führten jedoch auch ein Eigenleben: in Tausenden Exemplaren vervielfältigt, mit oder ohne Beschriftung, oft als Postkarten. Zu den populärsten Motiven von der Ostfront gehörten Fotografien von Kriegsgefangenen und der Bevölkerung der okkupierten Länder. Gerade im Ersten Weltkrieg entstanden die typischen Darstellungen besiegtter Gegner, wie sie seitdem oftmals verwendet wurden: eine undisziplinierte, schmutzige und heruntergekommene Masse, aus welcher der Fotograf besonders fremde, abstoßende, merkwürdige, ja verkommene „Typen“ herauspickt. Aber auch exotische Typen stellten dankbare Motive dar, denn die deutschen und österreichischen Beobachter waren fasziniert von der ethnischen Vielfalt der russischen Armee. Das größte Interesse des Publikums weckte jedoch eine andere Art von Kriegsfotografie – Schlachtszenen oder Bilder der zerstörerischen Folgen der Kämpfe. In der Regel wurden Bilder von den Leichen der eigenen Soldaten nicht zur Publikation zugelassen, während Darstellungen der getöteten Feinde umso lieber gezeigt wurden. Fotografien von Kriegszerstörungen auf dem eigenen Territorium umfassten keine militärischen Anlagen, sondern ausschließlich zivile. Damit einhergehend waren die Geschädigten auch Zivilisten, unter besonderer Berücksichtigung von Frauen und Kindern.

Der Krieg hielt auch in den Lichtspieltheatern Einzug. In Ostmitteleuropa und auf dem Balkan war es jedoch schwierig, den Einfluss des Krieges auf die Filmkunst eindeutig zu bewerten. Trotz Zerstörungen, Verarmung der Bevölkerung und Verlust von Künstlern, die eingezogen wurden, entwickelte sich die Kinematografie so dynamisch wie nie zuvor. In einigen Ländern, wie z.B. Bulgarien, wurden die Kriegsrundschauen zu den ersten eigenen Filmproduktionen. Aber auch dort, wo die Filmindustrie schon vor dem Krieg recht gut entwickelt war, führte die fast völlige Abschottung von Westeuropa zur Beschleunigung der eigenen Produktion. Zu einem enormen Zuwachs kam es in den Kriegsjahren in Russland. Allerdings wurde der Zugang zu russischen Filmen 1915 unterbrochen, als der Erfolg der Offensive von Gorlice und weitere deutsch-österreichisch-ungarische Gebietsgewinne die Bewohner der westlichen Gouvernements des Zarenreiches auch von der heimischen Produktion abschnitten. In Ostmitteleuropa und auf dem Balkan begannen deutsche und österreichisch-ungarische Filme zu dominieren. Neben Spielfilmen zum Thema Krieg kam in diesem Zusammenhang ein völlig neues Sujet des Kurzdokumentarfilms zum Einsatz: die Kriegswochenschau. In den ersten Kriegsjahren beschäftigten sich damit ausschließlich

Privatfirmen und erst Ende 1916 setzte in Deutschland eine Zentralisierung der Produktion ein. Ins Kino kamen nun die ersten Folgen der „Deutschen Kriegswochenschau“, die vom Bufa, dem Bild- und Filmamt produziert worden waren, das bald darauf als UFA (Universum Film AG) bekannt werden sollte. In Österreich-Ungarn war die führende Filmproduktionsfirma Sascha-Film, die sich im Besitz des tschechischen Aristokraten Alexander Graf Kolowrat-Krakovský befand und seit 1917 der Kontrolle durch das KPQ unterlag. Der „Sascha-Kriegswochenbericht“ konkurrierte erfolgreich mit der „Deutschen Kriegswochenschau“, insbesondere in den neutralen und mit Österreich-Ungarn verbündeten Staaten wie z.B. der Türkei. Die Kriegswochenschauen erfreuten sich einiger Beliebtheit – eine Vorführpflicht musste nicht eingeführt werden, da sich die Kinobesitzer selbst darum bemühten.

Eine Zäsur in der Kriegsgeschichte des Films stellt das Jahr 1917 dar, nicht nur hinsichtlich der Organisation der Produktion, sondern auch hinsichtlich der Inhalte. Vor diesem Datum konzentrierten sich die Wochenschauen auf die Präsentation der neuesten Errungenschaften der Rüstungsindustrie. Dies hatte viel zu tun mit der Faszination, die Moderne und Fortschritt ausübten, war aber auch eine schlichte Notwendigkeit. Die Arbeit der Kameraleute unter Frontbedingungen war schon aus technischen Gründen enorm schwierig, mussten doch schweres und anspruchsvolles Gerät bewegt und Belichtungsprobleme gelöst werden. Zudem wünschte sich kein Befehlshaber die Anwesenheit von Filmleuten. Es kam vor, dass Überengagierte wegen Spionageverdacht unter Arrest gestellt wurden. Dies führte dazu, dass die Momente vor und nach der Schlacht, das Essenfassen der Soldaten und vor allem die modernen Waffen gefilmt wurden, die den Sieg garantieren sollten. Nach einer gewissen Zeit kam es jedoch zu Veränderungen bei der Wochenschau, wobei die kritisch-ironischen Reaktionen der Zuschauer in Uniform nicht ohne Bedeutung waren. Aus Erfahrung wussten sie bereits, dass ihre Ausrüstung nicht so hervorragend und der Feind nicht so schwach war, wie man dies zu Beginn des Krieges vermutet hatte. Auch die militärische Führung verlangte nach Änderungen. Anstelle der Faszination durch Technik lag ihr an der Betonung der Opferbereitschaft und des Heldentums der Soldaten sowie der Kompetenz der Führung. Als letzter großer Star der österreichisch-ungarischen Kriegswochenberichte erwies sich der junge, fotogene Kaiser Karl, der seit dem Tod seines Vorgängers im November 1916 kaum noch die Leinwände in den Kinos der gesamten k.u.k.-Monarchie verließ.

Wort und Bild wurden 1914 zu Instrumenten der staatlichen Propaganda. Ostmitteleuropa war zwar kein Zentrum der Produktion, nahm aber sowohl als Thema als auch als Empfangsgebiet für die Informationen eine wichtige Position ein. Gleichzeitig spielten gerade hier, im unmittelbaren Hinterland der Front, die außerhalb der Zensur entstandenen Nachrichten eine wichtige Rolle: Gerüchte und Legenden. Ziel der Regierungen war die Kontrolle über den Informationsfluss sowie die gesellschaftliche Mobilisierung. Mobilisiert wurde zu fast allem: zur Verfolgung von Spionen, Spenden für im Winter frierende Soldaten, Sammlung von Sekundärrohstoffen, Kauf von Kriegsobligationen, Pflege von Verwundeten, Beiträge für das Rote Kreuz und den Roten Halbmond, zur Festigung der öffentlichen und individuellen Moral sowie natürlich zuvorderst zum Eintritt in die Reihen der Armee. In zahlreichen Städten liefen dazu Kampagnen auf Hochtouren, an denen sich Leser, Schaulustige, Kriegstouristen und Kinofans beteiligten. Spätere Historiker neigten aufgrund ihrer Erfahrungen mit den Totalitarismen des 20. Jahrhunderts und deren massiver, überallhin vordringender Propaganda dazu, dieses Spiel falsch zu deuten. Sie verwechselten die Aktion mit der Reaktion. Tatsächlich ist während des Ersten Weltkrieges niemand vor dem

Übermaß an aufdringlichen Informationen in die Knie gegangen. Der Staat musste sich keineswegs aufdrängen mit seiner Version des Kriegsverlaufs. Die Menschen verlangten nach Neuigkeiten und waren bereit, sie in jeglicher Form aufzunehmen, auch in der durch staatliche Propagandisten aufbereiteten. Die zivilen und mehr noch die militärischen Behörden stellten sich erst mit einiger Verspätung auf die neue Situation ein. Die Nachfrage nach Informationen stand an erster Stelle und diese Nachfrage erzwang die Entstehung einer modernen staatlichen Informationspolitik.

Aus dem Polnischen übersetzt von Matthias Barelkowski, Berlin

Summary

In the summer of 1914 none of the war parties had an intelligence service at their disposal. The information policy of the Chiefs of Staff was chaotic, war censorship generally inconsistent. These weaknesses become even more apparent when society's increased thirst for news and information in general is also taken into account. In Eastern Europe in particular, the front line shifted frequently, further hindering the circulation of the press, and at the same time causing waves of panic and an excessive fear of spies and saboteurs.

The curiosity of the civilians exceeded their fear of the war. In the first few months of the war, enemy planes and bombed sites were popular war tourism attractions. The limited access to official news paved the way for stories and rumours which had little to do with reality and which came to enjoy cross-border popularity in the course of the summer and autumn of 1914. One such topos was the myth of cars filled with gold which were ostensibly making their way from France to Russia. From Düsseldorf to Przemyśl and northern Hungary people searched in vain for this non-existent convoy. Further rumours accompanied not only the fighting but also domestic policy in the studied region.

This paper uses diaries and memoirs, press and archive material, and fiction to analyse the dissemination of news in Eastern Central Europe at the beginning of the Great War. The most important issues in this research include the influence of rumours on the decisions of the armed forces and civilian authorities and the relationship between the various types of information and the acts of violence committed by the military.

Gemeinschaft und Mythos. Zwei litauische Narrative über den Ersten Weltkrieg (1914/15)¹

von Andrea Griffante

Der Erste Weltkrieg stellt innerhalb der Geschichte Europas eine Zäsur dar, die in den jeweiligen europäischen Regionen unterschiedlich erfahren wurde: An der Westfront war der Krieg etwas Neues und in seiner zerstörerischen Wucht spektakulär. An der Ostfront entwickelte sich die Auseinandersetzung zu einem eher traditionellen Bewegungskrieg und dauerte bis Anfang der 1920er Jahre an. In ganz Ostmitteleuropa markierte dieser Krieg den Zeitpunkt, an dem auf den Trümmern der multiethnischen Imperien neue Nationalstaaten gegründet wurden.

Die Kriegserfahrung war für das politische Schicksal des Kontinents entscheidend. Aus diesem Grund bot sich den Staaten eine Vielzahl von Anlässen zur Selbsterhöhung. In Deutschland wurde die Niederlage in ein Erlösungserlebnis umgedeutet. In der polnischen Öffentlichkeit wurde die kriegerische Auseinandersetzung als letzte Etappe auf dem Weg zur Wiedergeburt des polnischen Staates interpretiert.² In Litauen und den anderen Staaten des Baltikums hingegen wurde weniger der gesamte Krieg zum Gegenstand von Feierlichkeiten als vielmehr ausschließlich die Zeit zwischen 1918 und 1920, in der litauische Freiwilligentruppen den neu gegründeten Staat gegen Sowjets, Polen und die Bermond-Verbände verteidigten. Die Erfahrung der deutschen Besatzung – der sich nur die Einberufenen und eine halbe Million Einwohner des nordwestlichen Gebiets (*Severo-zapadnyj kraj*), die 1915 im Landesinneren Russlands Zuflucht fanden, entziehen konnten³ – blieb hingegen im öffentlichen Gedenken, das sich weitgehend auf die Auseinandersetzungen mit Polen in den Jahren 1918 bis 1920 bezog, weitgehend unberücksichtigt.⁴ Dennoch wurde in Kriegstagebüchern die Erfahrung der deutschen Besatzung unmittelbar festgehalten; in der Zwischenkriegszeit wurde eine steigende Zahl von Memoiren über das Besatzungsregime „Ober Ost“ veröffentlicht. Die vorliegende Analyse soll verdeutlichen, welches Bild von den Deutschen sich unter denjenigen Litauern entwickelte, die in „Ober Ost“ verblieben. Diese Frage ist nicht zuletzt deswegen bedeutsam, weil während der Zwischenkriegszeit die pol-

- 1 Diese Arbeit wurde ermöglicht durch die finanzielle Unterstützung des Litauischen Wissenschaftsrats (Vertrag n. LIT-7-6). Die Realisierung erfolgte in Zusammenarbeit mit der Vytautas-Magnus-Universität, Kaunas.
- 2 Jay Winter: *Sites of Memory, Sites of Mourning. The Great War in European Cultural History*, Cambridge 1995.
- 3 Tomas Balkelis: *In Search of a Native Realm: The Return of World War One Refugees to Lithuania, 1922–1924*, in: Nick Baron, Peter Gatrell (Hrsg.): *Homelands. War, Population and Statehood in Eastern Europe and Russia, 1918–1924*, London 2004, S. 74-97.
- 4 Vejas Gabriel Liulevicius: *Building Nationalism: Monuments, Museums, and the Politics of War Memory in Inter-War Lithuania*, in: *Nordost-Archiv N.F.* 17 (2008), S. 230-247; Darius Staliūnas: *Žuvusių karių kultas tarpukario Lietuvoje [Der Kult um die gefallenen Soldaten im Litauen der Zwischenkriegszeit]*, in: Vladas Sirutavičius, ders. (Hrsg.): *Lietuvių Atgimimo istorijos studijos*, Bd. 17: *Nacionalizmas ir emocijos (Litauen ir Lenkija XIX–XX a.)*, Vilnius 2001, S. 120-132.

nische Alterität (zumindest im Bereich des kommunikativen Gedächtnisses)⁵ immer wieder durch eine besondere deutsche Alterität infrage gestellt wurde. Dies führte möglicherweise zu Konsequenzen beim Ausbruch des Zweiten Weltkrieges.

Die Untersuchung erfolgt in drei Schritten: Zunächst wird der Blick darauf gerichtet, wie die litauische Presse über den Krieg und dessen Auswirkungen auf das Leben der Bevölkerung in den Jahren 1914 und 1915, also während der Kämpfe zwischen zaristischem und deutschem Heer auf litauischem Gebiet, berichtete. Sodann wird gefragt, inwiefern in derselben Zeit die Zeitungen zum Ort eines zweiten, von der politischen Elite Litauens selbst entwickelten Narrativs wurden. Die Intelligenzija hatte die Absicht, ihre eigene Loyalität gegenüber dem Zaren zu zeigen und die Bevölkerung dadurch zu mobilisieren, dass sie den Krieg als neuen Kampf gegen die Erben der Deutschordensritter darstellte. Wie im kollektiven Gedächtnis der Zwischenkriegszeit diese in der Presse verbreiteten Narrative und die Erfahrungen des Kriegsbeginns zu einer Erzählung vereint wurden, in der die Deutschen als Protagonisten einer radikalen Alterität stigmatisiert wurden, wird ein dritter Analysepunkt sein. Abschließend wird kurz auf die Gründe eingegangen, warum eine öffentliche Erinnerung an die Besetzung in der Zwischenkriegszeit ein kaum bedienter Topos war.

Der Krieg als moralische Apokalypse

Nachdem im Sommer 1914 Deutschland dem Russischen Reich den Krieg erklärt hatte, wurde diese Nachricht von der Bevölkerung des nordwestlichen Gebiets – so die offizielle Bezeichnung des litauischen Raumes – mit einer Mischung aus Bestürzung und Hoffnung aufgenommen. Wie in anderen Teilen des Russischen Reiches war in der Bevölkerung die Erinnerung an den katastrophalen Ausgang des Krieges im Fernen Osten in den Jahren 1904 und 1905 noch lebendig. Der Ausbruch des russisch-japanischen Krieges hatte eine erste Umstrukturierung des sozialen Gefüges der Landbevölkerung mit sich gebracht: Die wichtigsten Arbeitskräfte – die Männer – fehlten, und das Land blieb der Sorge der Frauen sowie der finanziellen staatlichen Unterstützung für die Familien der Soldaten überlassen.⁶ Wer selbst an diesem Krieg teilgenommen hatte, hatte ihn als einen beispiellosen Umbruch erlebt: Es war die erste von Heeren mit gewaltigen Menschenmengen ausgetragene kriegerische Auseinandersetzung des 20. Jahrhunderts. Allein in den russischen Reihen waren mehr als 2 Mio. Männer an den Kampfhandlungen beteiligt. Die zum Einsatz kommende Waffentechnologie veränderte die Definition von Krieg. Für den modernen Krieg wurden riesige aufeinanderfolgende Schlachten und unglaubliche physische und psychische Trauma-

5 Im vorliegenden Aufsatz wird der Begriff „Gedächtnis“ im Sinne der bekannten, von Jan Assmann eingeführten Unterscheidung zwischen individuellem, kommunikativem und kulturellem Gedächtnis verwendet. Dies geschieht in Übereinstimmung mit der Theorie des sozialen Handelns von Paolo Jedlowski, nach der nur die soziale Handlung – und nicht Objekte – Trägerin des Gedächtnisses im eigentlichen Sinn in all seinen Formen sein kann. Vgl. Jan Assmann: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1997; Paolo Jedlowski: *Memory and Sociology: Themes and Issues*, in: *Time & Society* 1 (2001), Nr. 10, S. 29-44.

6 Kazys Grinius: *Mobilizacija* [Die Mobilisierung], in: *Ūkininkas* 12 (1904), S. 348.

ta wurden zum Paradigma.⁷ An die Stelle von individuellem Heldentum traten schreckliche Szenarien der Zerstörung: „[...] Kadaver von Soldaten zersetzen sich, und die, die diesem Schicksal gerade noch entgangen sind und leben, wandeln wie Schatten umher“.⁸ Obwohl der russisch-japanische Krieg mit solchen Schrecknissen und Bestialität verknüpft blieb, brachte er zugleich das Kennenlernen einer fernen und unbekannteren Kultur mit sich. So wurden den russischen Truppen ihre militärischen Kapazitäten vor Augen geführt, aber ebenso die kulturelle Würde ihres Gegners.⁹ Letztere Erfahrung stellte das vor dem Krieg von hochrangigen Vertretern der Streitkräfte gezeichnete Bild einer unzivilisierten Kultur auf den Kopf.¹⁰

Das Herannahen eines neuen Krieges schien in der Bevölkerung die nur wenige Jahre alten Vorstellungen wieder aufleben zu lassen. In den Zeitungen tauchten nach und nach Nachrichten apokalyptischer Art über die Geschehnisse an der fernen westlichen Front auf. Die Einberufung der Männer erregte, wie ein Kommentator schrieb, Besorgnis unter der Bevölkerung: Sie „[...] machte einen starken Eindruck. Unsere ganze Gegend verschloss sich vor Schrecken. Die Jugendlichen hörten auf zu singen. Früher schallten Lieder gar von den Feldern“.¹¹ Tatsächlich wurde mit ihr auf dem Lande das fragile wirtschaftliche Gleichgewicht in höchstem Maße bereits in Fragen des bloßen Lebensunterhalts gefährdet. Dennoch erfolgte die Einberufung ungewöhnlich geordnet, denn die Beschränkungen für den Verkauf alkoholischer Getränke, die zu Kriegsbeginn verordnet worden waren, bewirkten, dass die Einziehung der Wehrpflichtigen ohne die üblichen Ausschreitungen vonstattenging. In mancher Hinsicht machte dies die Einberufung leichter, und viele meinten, in der Befreiung vom Alkohol als einer der schlimmsten Geißeln den Beginn einer neuen Ära erahnen zu können.¹² Unabhängig vom jahrhundertelangen Kampf von Kirche und Laien gegen den Alkohol schien es fast, als wäre der Krieg zu dem Ereignis geworden, das endlich das ersehnte Ziel brachte.¹³ Die Mobilisierung erfolgte jedenfalls mit weniger Gegenwehr als zehn Jahre zuvor, und es gab, wie einige Chronisten überliefern, sogar einen gewissen Zulauf von Freiwilligen.¹⁴ Aber das Vorrücken der Front Richtung Osten im Spätsommer 1914 ließ, nach einigen geglückten Angriffen des zaristischen Heeres in Ostpreußen, die Stimmung in

7 Antonio Gibelli: *L'officina della guerra. La Grande Guerra e le trasformazioni del mondo mentale* [Die Küche des Krieges. Der Große Krieg und die Transformationen des globalen Denkens], Torino 2009.

8 Augustinas Janulaitis: *Didvyriai* [Helden], in: *Darbininkų balsas* 2 (1905), S. 52.

9 Juozas Jarašius: *Kruvina mokykla* [Die blutige Schule], in: *Vilniaus žinios*, 19. März (1. April) 1905, S. 2.

10 Diese Umkehrung fand ihren Niederschlag auch in den Kriegserinnerungen der Presse: „Was über die Japaner geschrieben wurde, dass es in den Reihen ihres Heeres alte und schwache Personen gäbe, entspricht nicht der Wahrheit [...]. Die japanischen Soldaten sehen gut aus, sind fröhlich, gut genährt, und verglichen mit unseren Lumpen – alle, von den unteren Rängen bis zu den Offizieren, gut, wunderbar gekleidet [...]. Alle, Offiziere wie die einfachen Soldaten, sind Gentlemen, freundlich und angenehm.“ Petras Avižonis: *Apie Mukdeno mūšį* [Die Schlacht von Mukden], in: *Ūkininkas* 7 (1905), S. 196.

11 Žiobiškis, *Zarasų apskr.*, in: *Viltis*, 13. (26.) September 1914, S. 2.

12 Liudas Gira: *Vilnius 7 rugsėjo 1914* [Vilnius, 7. September 1914], in: *Viltis*, 7. (20.) September 1914, S. 1.

13 Kazimieras Ralys: *Mūsų sodžius karo pašvaistėje (III)* [Unser Dorf im Feuerschein des Krieges (III)], in: *Lietuvos žinios*, 23. November (6. Dezember) 1914, S. 2.

14 Marijampolė, in: *Viltis*, 6. (19.) August 1914, S. 2.

der Bevölkerung kippen: „Dieser Krieg“, berichtete eine im Dezember 1914 veröffentlichte Reportage, „ist etwas Neues. Noch musste niemand die Lasten direkt auf seinen eigenen Schultern tragen, weshalb noch niemand die Bedeutung dieses Krieges richtig einschätzen konnte. Wie der Krieg sich auf dem Papier zeigt, ist ganz anders, als er in Wirklichkeit ist“.¹⁵ Trotz der noch präsenten Erinnerung an die Geschehnisse im Fernen Osten zeigte sich das neue Antlitz einer Auseinandersetzung, über die nicht mehr nur in den Zeitungen und in den Erzählungen von Rückkehrern berichtet wurde, sondern worüber man jetzt sprechen konnte, weil man die Geschehnisse selbst erlebte und sich an sie erinnerte.

Die Zerstörungen, über die in den Jahren 1904 und 1905 in den Zeitungen berichtet wurde, zeigten sich nun in ihrer ganzen Wucht entlang der näher kommenden Frontlinie. Trotzdem war es nicht der allgegenwärtige Tod, der die Beobachter am meisten schockierte, sondern die graduelle Vernichtung des gewohnten moralischen Wertekanons, bedingt durch die Zerstörung der ökonomischen und menschlichen Umwelt, auf der er basierte. In erster Linie bedeutete das Vorrücken der Frontlinie im Spätsommer 1914 die fortschreitende Zerstörung von Dörfern und ländlichen Gehöften, wie ein Chronist im Januar 1915 berichtete:

„Unser Städtchen präsentierte sich mit einigen ausgebrannten Wohnungen, einer zum Teil eingestürzten Kirche, beschädigten Dächern und zerbrochenen Fenstern. Auch wenn man den Ort verließ, bot sich einem ein ungewöhnliches Spektakel: Wo einst grüne Wiesen waren, zeigte sich eine Wüste; Äcker waren durchfurcht von Löchern; wo früher das Leben geblüht hatte, gab es nun in gewissen Abständen Aschehaufen, um die irgendwer herumschlich und, gleich einem Schatten, besorgt fragte: was tun?“¹⁶

Der Krieg und die ihn symbolisch begleitende „Stille des Todes“¹⁷ wurden zum Synonym für den Bruch des Gleichgewichts zwischen Gemeinschaft und Arbeit, welches das ländliche Leben in Litauen noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts geprägt hatte. Dies wird umso mehr durch die Tatsache bestätigt, dass die materielle Zerstörung nur das letzte Glied einer Abfolge von Pressionen wie der Beschlagnahme von Tieren, Lebensmitteln und anderen Gütern war, durch die die Selbstversorgung der ländlichen Bevölkerung mehr und mehr geschwächt wurde. Die Arbeit auf den Feldern wurde nicht nur immer wieder unterbrochen, sondern durch die fehlenden Gerätschaften und Tiere oft überhaupt unmöglich gemacht.

Auch andere Umstände verhießen eine Gefährdung der moralischen Integrität der Gemeinden. Wer nicht einberufen worden war, wurde bald zum Protagonisten eines noch weit größeren Exodus. Schon in den ersten Monaten der kriegerischen Auseinandersetzung flohen in den Gebieten, die zum deutschen Besatzungsgebiet unter der Bezeichnung „Ober Ost“ werden sollten, nach grober Schätzung etwa 1,3 Mio. Menschen aus ihren Häusern oder wurden zu Kriegsopfern.¹⁸

15 A. Jaunutis: Karo vaizdeliai [Bilder des Krieges], in: Viltis, 21. Dezember 1914 (3. Januar 1915), S. 3.

16 Stasys Jokūbėlis: Iš Suvalkijos [Aus der Suvalkija], in: Viltis, 25. Januar (7. Februar) 1915, S. 2.

17 Jarušius: Iš mano dienyno (karo metu) [Aus meinem Tagebuch (die Kriegszeit)], in: Lietuvos žinios, 21. Dezember 1914 (3. Januar 1915), S. 2.

18 Vejas Gabriel Liulevicius: War Land on the Eastern Front. Culture, National Identity, and German Occupation in World War I, Cambridge 2000, S. 30.

Dies hatte in zweifacher Hinsicht Konsequenzen. Einerseits berichteten die Chronisten aus den an die Frontlinie grenzenden Regionen von sich plötzlich „leerenden“ Gebieten und aus den Kampfgebieten, dass „nur die Ärmsten [zurückblieben; A. G.], die nicht wussten, wo sie hingehen konnten, oder der alte Bauer und seine Frau mit einem jungen Sohn oder einer jungen Tochter, die bleiben, um ihr Feld zu verteidigen.“¹⁹ Andererseits spiegelte sich die Verwaisung der von den Kriegsoperationen betroffenen Gebiete im außergewöhnlichen Bevölkerungszuwachs von Dörfern und Städten wider, in denen die Flüchtlinge zumindest vorübergehend aufgenommen wurden. Vilnius, einer der wichtigsten Fluchtorte, beherbergte im September 1914 bereits 3 500 Flüchtlinge, deren Zahl im Laufe der folgenden fünf Monate auf 15 000 anwuchs.²⁰ Mit dem Vorrücken der deutschen Truppen im Sommer 1915 verschlimmerte sich die Situation. Ein Städtchen wie Ašmjany, das zu Friedenszeiten nur wenige tausend Einwohner zählte, wurde im September von 150 000 Flüchtlingen überschwemmt, die auf dem Weg ins Innere Russlands waren.²¹ In der Berichterstattung finden sich viele Hinweise auf die mit der Flucht einhergehenden Veränderungen:

„Das härteste und schmerzhafteste Schicksal trifft heute die Flüchtlinge. Besonders schlimm trifft es die Landbevölkerung. Es ist bekannt, wie unterschiedlich das Leben in der Stadt und auf dem Land ist, und wie unheilvoll sich die Stadt auf Körper und Seele der Landbevölkerung auswirkt. [...] Unter den [aktuellen] Bedingungen wird der Litauer vom Land schon nach zwei in der Stadt verbrachten Monaten definitiv verändert und entstellt sein, sowohl in materieller Hinsicht als auch, was die Gesundheit und die Moral betrifft. Die Jugend und insbesondere die Mädchen sind hier in höchstem Maße in ihrer moralischen Integrität gefährdet. Aufgrund der fehlenden Disziplin und des Hungers sind schon die Kinder gezwungen, auf der Straße zu betteln und, wie man sieht, werden sie verschlagen und damit zu den besten Anwärtern für Kriminalität. Mit einem Wort, die [jetzigen] erbärmlichen Bedingungen für die Flüchtlinge vom Land machen ihr Leben zu einer echten Katastrophe.“²²

Wie das Zitat zeigt, war die Unterscheidung von Stadt und Land nicht einfach eine geographische, sondern spiegelte ebenso die Konkurrenz zweier entgegengesetzter moralisch besetzter Lebenswelten wider. Obwohl die Entwicklung der litauischen Nationalbewegung zunehmend die Notwendigkeit zeigte, die Städte zu „erobern“ und, soweit möglich, die Herausbildung eines litauischen Bürgertums zu fördern, blieb die Zugehörigkeit zum städtischen Milieu – und damit zur intellektuellen Mittelschicht – ein Privileg von Juden und Polen. Zudem hatte die litauische Nationalbewegung nicht nur mehrheitlich bäuerliche Wurzeln, sondern ihre soziale Basis bestand auch zum Großteil aus Landbewohnern. Es ist daher nicht verwun-

19 Jarušius: Iš mano dienyno (karo metu) [Aus meinem Tagebuch (die Kriegszeit)], in: Lietuvos žinios, 24. Dezember 1914 (6. Januar 1915), S. 2.

20 Lietuvių draugijos Centralinio komiteto nukentėjusiems del karo šelpți apyskaita nuo 1914 m. lapkričio mėn. 22 d. ligi 1915 m. liepos mėn. 1 d. Petrapilis 1915 [Abrechnung des Zentralkomitees der Verbände Litauens zur Hilfe vom Krieg Betroffener vom 22. Oktober 1914 bis 1. Juli 1915, in: Lietuvos žinios, 25. Februar (10. März) 1915, S. 2.

21 Karo aukų globojimas [Der Schutz der Kriegsoffer], in: Lietuvos žinios, 5. (18.) September 1915, S. 2.

22 Liudas Gira: Dar dėl pabėgėlių likimo [Nochmals wegen des Schicksals der Flüchtlinge], in: Viltis, 29. Juli (11. August) 1915, S. 1.

derlich, dass die Flucht vor der Front und die Ansammlung von Flüchtlingen im gemischten städtischen Raum von den Betroffenen als ein Bruch des traditionellen „moralischen“ Gleichgewichts und von der intellektuellen Elite als eine mögliche Gefahr der Assimilation empfunden wurden.²³

Laut Augenzeugen wurden diese Befürchtungen noch durch die bereits im Herbst 1914 einsetzende Flucht der kirchlichen und intellektuellen Eliten nach Russland verstärkt. Sah man durch die vorzeitige Flucht der zaristischen Autoritäten deren moralische Unzuverlässigkeit und Würdelosigkeit bestätigt, da die Bewohner zurückgelassen wurden, „ohne zu wissen, an wen sie sich wenden können“,²⁴ wurde der Rückzug von Pfarrern und Intellektuellen aus den betroffenen Gebieten als zusätzlicher Schaden für die Integrität der dörflichen Gemeinschaften bewertet. Mit der Flucht der Intellektuellen war nicht nur das Risiko verbunden, dass die Nationalbewegung ihre Akteure verlor, sondern auch, dass für die Unterstützung der Flüchtlinge nötige Kräfte fehlten, die den Bestrebungen entsprechender polnischer Organisationen hätten entgegenwirken können.²⁵ Anders wurde die Flucht von Priestern aus den direkten Kriegsgebieten betrachtet, insbesondere von denen, die einer Pfarrei vorstanden. Als Persönlichkeiten am oberen Ende der ländlichen Hierarchie wurden sie als die Hüter der Sittlichkeit verstanden und repräsentierten die oft einzige Form von Hochkultur auf dem Lande: die Kirche. In den Jahren 1914 und 1915 entbrannte in Presseerzeugnissen katholischer Provenienz eine Diskussion darüber, ob Priester das Recht hätten, aus den Kriegsgebieten zu fliehen. Journalisten und Leserschaft waren sich darin einig, dass „wie der Kapitän als Letzter das sinkende Schiff verlässt, so auch der Priester als Haupt und Hirte der ihm anvertrauten Seelen bis zuletzt auf seinem Posten ausharren muss“.²⁶ Man sah in der Flucht einen moralischen Fehltritt, mit dem das Eigeninteresse über das der Sorge für die „Herde“ gestellt wurde. Wie schon die Flucht der weltlichen Intellektuellen, so beraubte auch die Flucht des Klerus die in den Kriegsgebieten verbliebene Bevölkerung ihrer verlässlichen Leitfiguren. Der Kriegsverlauf führte jedoch schon bald dazu, den geflohenen Prälaten eine neue Rolle zuzuweisen, als der Vorstoß der deutschen Truppen im Sommer 1915 endgültig bis zu eine halbe Million Bewohner der Nordwestgebiete ins Innere des Russischen Reichs trieb. Nun wurden die selbst auf der Flucht befindlichen Pfarrer zu neuen Hütern der Sittlichkeit der fliehenden Massen. Allerdings rechtfertigte dies in den Augen vieler nicht, dass sie durch ihre Flucht zur Auflösung dörflicher Gemeinschaftsstrukturen beigetragen hatten. Sie sahen in der Betreuung der Flüchtlinge eine den zeitlichen Umständen geschuldete Notwendigkeit, in den künftigen deutschen Besatzungszonen oder in Russland den Schulunterricht sowie sozialen und geistigen Beistand zu gewährleisten.²⁷

23 Die Gefahr einer möglichen Assimilierung war den Mitgliedern der Litauischen Vereinigung zur Hilfe von Kriegsflüchtlingen ständig präsent, die daher ihre Tätigkeit auf dem Land in Konkurrenz zu der entsprechenden polnischen Hilfsorganisation organisierte. Maßnahmen im Bereich der Bildung und für die durch den Krieg verwaisten Kinder, der Aufbau von Herbergen und Tageszentren, sind ein Beleg für diese Ausrichtung.

24 Petras Rokas Kožukauskas: Kuliai, in: Viltis, 6. (19.) August 1914, S. 2.

25 P. S.: Atgal Lietuvon [Zurück nach Litauen], in: Lietuvos žinios, 7. (20.) Dezember 1914, S. 1.

26 Liudas Gira: Kunigai ir bėgimas [Die Priester und die Flucht], in: Viltis, 22. Juli (4. August) 1915, S. 1.

27 Liudas Gira: Kunigai ir pabėgėlių likimas [Die Priester und das Schicksal der Flüchtlinge], in: Viltis, 23. Juli (5. August) 1915, S. 1.

Ein paralleles Narrativ: Der Krieg als politischer Mythos

Neben dem Narrativ, die kriegerische Auseinandersetzung als einen Prozess der Zersetzung des traditionellen moralischen Wertesystems zu betrachten, tauchte im Verlauf des ersten Kriegsjahrs ein weiteres Motiv in der litauischen Presse auf, das von der politisch-intellektuellen Klasse Litauens transportiert wurde. Diese junge Intelligenzija hoffte, durch einen kurzen Krieg einen Autonomie-Status für die Regionen des so genannten ethnischen Litauens innerhalb der Grenzen des Russischen Reichs oder gar einen unabhängigen Nationalstaat erreichen zu können. Dieses Ziel stellte keine Neuheit dar. Schon während der Jahrhundertwende tauchte in den Programmen der modernen politischen Parteien Litauens die Idee einer regionalen Autonomie auf. Sie wurde im Dezember des Jahres 1905 in der Schlussresolution der Großen Versammlung (Didysis seimas) bekräftigt, der ersten großen „Kirchweih“ der litauischen Intelligenzija, an der auch viele Vertreter der Landbevölkerung teilnahmen.²⁸

Seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts hatte sich das Geschichtsbewusstsein der litauischen Nationalbewegung um einen zentralen *lieu de mémoire* entwickelt: die mittelalterliche Blütezeit des Großherzogtums Litauen im 13. und 14. Jahrhundert. Diese Periode stellte in den Augen der Mitglieder der Bewegung die einzige wahrhaft ruhmvolle Zeit des litauischen Staats dar, bis die Union von Lublin (1569) und die stärkere Bindung an Polen zu einer schleichenden sprachlichen, kulturellen und politischen „Polonisierung“ und schließlich zum endgültigen Untergang der Republik und die Teilungen Polens im ausgehenden 18. Jahrhundert führten. Neben verschiedenen anderen mit diesem Goldenen Zeitalter verknüpften Topoi richtete sich die Aufmerksamkeit der litauischen Intelligenzija auf die Schlacht von Žalgiris (1410).²⁹ Die von einem polnisch-litauischen Heer des Großfürstentums gewonnene Schlacht war der Höhepunkt des Widerstands, den das Großfürstentum dem Einfall des Deutschen Ordens an den Küsten des Baltikums entgegenbrachte.³⁰ Im litauischen Diskurs jedoch wurden mit dem Gedenken an die Schlacht andere Aspekte betont. In der Hauptsache galt der Kampf nicht als Ereignis, durch das die Territorien von Polen und Litauen endgültig von den Einfällen der Ordensritter befreit wurden, sondern als der größte Sieg der litauischen Truppen unter Großfürst Vytautas, der eine neue Autonomie des Großfürstentums und eine Abgrenzung vom Polen des Großfürsten Jogaila anstrebte. In Vytautas sahen die litauischen Nationalisten den größten Kämpfer gegen den „Polonismus“.³¹ Der errungene Sieg wurde zur Feier eines (ethnisch definierten) Litauens und des größten litauischen Feldherrn aller Zeiten verklärt. Eine ähnliche Wichtigkeit hatte diese Schlacht im Übrigen auch für das historische Gedächtnis in Polen. Dies trug dazu bei, dass die Popularität von Žalgiris in der litauischen Diskussion bis zum Zweiten Weltkrieg etwas

28 Egidijus Motieka: *Didysis Vilniaus Seimas* [Die Große Versammlung von Vilnius], Vilnius 1996.

29 Die drei Namen bezeichnen jeweils den Ort der Schlacht (lit. Žalgiris, poln. Grunwald und dt. Tannenberg).

30 Dangiras Mačiulis, Rimvydas Petrauskas u.a.: *Kas laimėjo Žalgirio mūšį? Istorinio paveldo dalybos Vidurio ir Rytų Europoje* [Wer hat die Schlacht von Tannenberg gewonnen? Die Teilung des historischen Erbes in Mittel- und Osteuropa], Vilnius 2012, S. 12-21.

31 Alvydas Nikžentaitis: *Vytauto ir Jogailos įvaizdis Lietuvos ir Lenkijos visuomenėse* [Das Bild von Vytautas und Jogaila in den Gesellschaften Litauens und Polens], Vilnius 2002.

geringer ausfiel. Im polnischen Diskurs zu Beginn des 20. Jahrhunderts behielt der Kampf von Grunwald jedoch seine Rolle als einer der glorreichen Momente des litauisch-polnischen Staatengebildes bei. Hauptprotagonist des Ereignisses war hier nicht ein einzelner Feldherr, sondern das Staatswesen, das durch die Personalunion der litauischen Herzogtümer mit der polnischen Krone (Union von Kreva, 1385) geschaffen wurde, und das Heer dieses Staates.

Im August 1914 erachtete es der Oberkommandeur des Russischen Heers für notwendig, sich der Treue der polnischen Bevölkerung Russlands zu vergewissern und ein Kommuniqué zu verfassen, in dem diese aufgefordert wurde, sich dem Kampf gegen Deutschland anzuschließen. Im Gegenzug wurde die Einheit des Gebietes unter dem Zepter des Zaren und eine nicht weiter spezifizierte Autonomie und Freiheit in kulturellen und religiösen Dingen zugesichert. Es ist kaum als ein Zufall zu bewerten, dass sich in dieser Verlautbarung höchste Dienstränge des russischen Heers nicht nur in allgemeinen Worten an die politische Loyalität der Polen wandten, sondern sich darauf beriefen, dass „[...] das Schwert, das den Feind bei Grunwald geschlagen hat, noch nicht eingerostet ist“.³² Auch wenn kein Geheimnis aus der panslawistischen Interpretation der Schlacht von 1410 gemacht wurde,³³ stellte das Erinnern an sie ein Instrument der Mobilisierung dar, auf das das imperiale Zentrum schwerlich verzichten konnte.

Die Niederlage des Deutschen Ordens kam nicht nur im öffentlichen Diskurs in Polen immer stärker zum Tragen, sondern auch in der litauischen Öffentlichkeit, wenn auch mit weniger Resonanz.³⁴ Schon im August 1914 erklärten die Litauer in der Überzeugung, endlich von der zaristischen Herrschaft die Autonomie für die litauischen Gebiete erlangen und im Falle der Niederlage Deutschlands Anspruch auf die ethnisch litauischen Gebiete Ostpreußens erheben zu können, ihre Treue gegenüber dem Imperium in der so genannten Bernstein-Deklaration (*Gintarinė deklaracija*). Bezeichnenderweise fehlten darin weder die Bezugnahme auf die Schlacht von Žalgiris noch auf die Union von Litauern und „Slawen“ gegen die gemeinsamen „teutonischen“ Feinde.³⁵ Auch wenn die Verweise auf Žalgiris und den Bund mit den „Slawen“ in der Deklaration in der Hauptsache als Erklärung der politischen Loyalität zu betrachten sind,³⁶ so gewinnt die weitere Rezeption eine größere Bedeutung. Die Notwendigkeit, die strikte russische Kriegszensur zu überwinden und die politische Loyalität der litauischen Publizistik zum Zarenreich zu demonstrieren, führte zwischen Sommer 1914 und Sommer 1915 zu einer zunehmenden Verwendung des Topos der Schlacht von Žalgiris in der litauischen Presse. Im August 1914 etwa kommentierte der Publizist und Schriftsteller Liudas Gira:

32 Jo Šviesybės vyriausiojo komandieriaus atsišaukimas į lenkus [Der Aufruf Ihrer Exzellenz des Oberkommandierenden an die Polen], in: *Rygos garsas*, 6. (19.) August 1914, S. 4.

33 In der Interpretation der Panslawisten spielte Russland (das Bataillon von Smolensk) eine zentrale Rolle für den Sieg von Grunwald. Mit ihm war nach panslawistischer Lesart nur die erste Abwehr einer immanenten Gefahr gelungen, da das Deutschtum demnach spätestens ab 1870/71 begonnen habe, Europa zu bedrohen. Russland galt noch Anfang des 20. Jahrhunderts als Verteidiger der slawischen Welt.

34 Mačiulis, Petrauskas u.a., *Kas laimėjo* (wie Anm. 30), S. 67-70.

35 Jonas Basanavičius, Donatas Malinauskas: *Lietuvių deklaracija* [Die Deklaration der Litauer], in: *Rygos garsas*, 27. August (9. September) 1914, S. 1.

36 Mačiulis, Petrauskas u.a., *Kas laimėjo* (wie Anm. 30), S. 70.

„Litauen erlebt die Zeiten von Vytautas wieder. Wie jetzt standen sich auch damals die teutonischen Kräfte auf der einen Seite und die Litauer und die Slawen auf der anderen gegenüber. Der den Deutschen [vokiečiams] von Vytautas bei Žalgiris beige-fügte Schlag setzte ihrem furchtbaren *Drang nach Osten* für einige Jahrhunderte ein Ende. Jetzt ist, wie damals, der Moment gekommen, das erneute Aufflammen dieses *Drangs* zu stoppen. Diesmal hat Russland die Ehre, die Truppen in die Schlacht zu führen, aber, heute wie damals, treffen Litauen die größten Schwierigkeiten. Das Schicksal hat es wohl so gewollt, dass auf seinen Feldern ein neues Žalgiris ausge-tragen wird.“³⁷

Die litauischen Intellektuellen beriefen sich offenkundig lieber auf Elemente der nationalen Mythologie, in der zu Beginn des 20. Jahrhunderts keine außergewöhnlich antideutsche Ausrichtung zu entdecken war, anstatt auf soziologische Kategorien und wollten durch die klare Unterscheidung von „wir“ und „ihr“ ein Ereignis von beispielloser Grausamkeit mit dem Anschein von Normalität versehen. Der Krieg lieferte den konkreten Anlass, um die ursprünglich friedfertige Natur der Litauer in den Vordergrund zu stellen, die diese angeblich nur, wenn es die Selbstverteidigung erforderte, ablegen würden.³⁸ Diese Friedfertigkeit der Litauer wurde nicht bloß als eine beinahe angeborene Veranlagung dargestellt, sondern drückte sich auch auf geopolitischer Ebene aus. So wurden die mittelalterlichen Herzogtümer – die Nationalbewegung betrachtete sich als einzige legitime Erbin dieser Tradition – als Modell größter Harmonie zwischen den beiden metahistorischen Größen von Ost und West präsentiert. Und so müssten auch in der Gegenwart die Litauer all ihre Kräfte in den Dienst dieses Gleichgewichts stellen, um zwischen den sich feindlich gegenüberstehenden Mächten, den „Deutschen“ und den „Russen“, zu vermitteln.³⁹ Die Betonung der vermittelnden Position der Litauer veränderte die gleichsam überzeitliche Tradition eines jahrhundertalten litauischen Martyriums: „Die slawischen Nationen und die Deutschen“, schrieb im Jahr 1914 der katholische Intellektuelle Pranas Dovydaitis, „sind ewige und unversöhnliche Feinde. Die einen können nicht ohne ein Gefühl von Neid oder Rache auf ökonomische oder sonstige Erfolge der anderen schauen. Das Wachstum der einen ist unmittelbar an die Vernichtung der anderen gebunden“.⁴⁰ In einer offenkundig mit der Vergangenheit vergleichbaren Situation sollte durch die Aktualisierung einiger zentraler Passagen aus dem Epos des litauischen Mittelalters dem Leid derjenigen Ehre erwiesen werden, die von einer

37 Liudas Gira: Vilnius, 6 rugpjūčio 1914 [Vilnius, 6. August 1914], in: Viltis, 6. (19.) August 1914, S. 1.

38 Kazimieras Ralys: Neleimėje mokykimės [Im Unglück lasst uns lernen], in: Lietuvos žinios, 12. November 1914, S. 3.

39 Die Idee, Litauen eine ausgleichende Funktion zwischen Ost und West zuzuschreiben, war nicht neu und nahm in der Zwischenkriegszeit an Popularität zu. Einer der wichtigsten – wenn auch nicht der einzige – Vertreter und Verkünder der These war der Philosoph Stasys Šalkauskis. Bei einem 1917 in Freiburg gehaltenen Vortrag brachte er seine Überzeugung zum Ausdruck, dass es der ureigenste Auftrag Litauens und der litauischen Kultur sei, eine kulturelle Synthese von Ost und West herbeizuführen und damit die Kulturen der angrenzenden polnischen, deutschen und russischen Kultur aufzugreifen. Auf Grundlage dieser Ideen entstand die bekannte Untersuchung „Sur les confins de deux mondes. Essai synthétique sur le problème de la civilisation nationale en Lituanie“, Genève 1919.

40 Pranas Dovydaitis: Lietuva ir karas [Litauen und der Krieg], in: Viltis, 13. (26.) August 1914, S. 3.

neuen Schlacht von Žalgiris betroffen wurden. Der Kampf von 1410 wurde in einem neuen Licht als noch nicht ausgefochten präsentiert, wobei nunmehr den Litauern die ehrenvolle Aufgabe zufalle,⁴¹ sich den neuen deutschen Kreuzrittern entgegenzustellen, und die bei Žalgiris begonnene Aufgabe nun, im 20. Jahrhundert, zu vollenden. Der in der litauischen Presse veröffentlichte neue „Aufruf zu den Waffen“ ist zwischen zwei sich ergänzenden Polen angesiedelt: Die Wahrung der Werte der bäuerlichen ethnischen Nation spiegelte sich in dem vom Bauerntum patriarchaler Art gefärbten Aufruf, das Land der Väter (sowohl als ökonomische als auch moralische Kategorie verstanden) gegen den Einmarsch der Deutschen zu verteidigen, die – nicht ohne eine Prise Opportunismus – als Zerstörer der Zivilisation dargestellt wurden.⁴² Die aktive Teilnahme der Litauer an dem anhebenden Weltkrieg wurde als neue Etappe in der Schaffung eines europäischen Gleichgewichts verstanden, als dessen Ergebnis die endgültige Trennung von „Russen“ und „Teutonen“ sowie als Krönung ein autonomes Litauen – und das Europa der Nationen – erreicht werden sollte.⁴³

Weil diese Idee ein grundsätzliches Deutungsmuster blieb, wurde der Zusammenprall zwischen „Russen“ und „Teutonen“ zum Gegenstand eines Prozesses der erneuten Vergewärtigung der deutschen Alterität; dabei wurde versucht, sowohl besondere Eigenheiten als auch rationale Gründe für die Ablehnung zu propagieren. Insbesondere subsumierte man die Ordensritter und das Deutsche Reich im weiten Feld ahistorischer Kategoriebildung unter ein und demselben Deutschtum, das synonym für Gewalt, Schrecken und Raub stand. So entstand ein Bild, in dem die deutsche politische Ordnung quasi genetisch bedingt zum eigentlichen Ursprung der Tyrannei geriet, der zunächst die Deutschen selbst und dann ganz Europa zum Opfer fallen könnten.⁴⁴

In den Zeitungsberichten zu Kriegsbeginn wurde der Prozess der deutschen Vereinigung als erste Etappe dieses neuen Kurses dargestellt, in dem sich die preußisch-teutonische Gewalt entfaltete. In Übereinstimmung mit einem jahrhundertealten politischen Erbe und dem in ihm enthaltenen Habitus hätten die Hohenzollern „die Führung Deutschlands, nicht weil ihre Kultur oder Zivilisation in irgendeiner Weise die anderer Länder Deutschlands überragte, sondern nur dank ihrer physischen Stärke, ihres Schwerts, mit einem Wort, ihrer kriegerischen Veranlagungen“ erzielt.⁴⁵ Die latente brutale Gewalt Preußens richtete sich also zuerst und vor allem gegen die eigenen Landsleute. Um aber zu einer realen Gefahr für ganz Europa zu werden, reichte auch die „Eroberung“ (nicht Vereinigung!) des Deutschen Reichs durch die Preußen nicht aus. Die Geburt des Pangermanismus, einer Ideologie, der zufolge sich die Deutschen als ein neues „ausgewähltes Volk“⁴⁶ wähten, erschien auch als ein Auswuchs des atemberaubenden industriellen Wachstums des Landes.⁴⁷ Im

41 Pabaigtinas darbas [Eine abgeschlossene Arbeit], in: Viltis, 24. Juli (6. August) 1914, S. 2.

42 Juozas Bakšys: Lietuvi, mylėk savo žemelę [Litauer, liebe deine Erde], in: Aušra, 1. Oktober 1914, S. 460.

43 Liudas Gira: Vilnius, 31 rugpjūčio 1914 [Vilnius, 31. August 1914], in: Viltis, 31. August (13. September) 1914, S. 1.

44 Kaip atsirado Vokietija [Wie Deutschland auftritt], in: Šaltinis, 8. September 1914, S. 530 f.

45 Liudas Noreika: Iš ko kilo karas? [Wo entstand der Krieg?], in: Vairas, 30. August 1914, S. 5-8.

46 Pranas Vailokaitis: Išrinktoji tauta [Das ausgewählte Volk], in: Šaltinis, 14. (27.) Mai 1915, S. 114 f.

47 Julius Abraitis: Karui prasidėjus [Der Beginn des Krieges], in: Lietuvos ūkininkas, 25. Juli (7. August) 1914, S. 286 f.

Zusammenspiel mit einer jahrhundertealten, von Gewalt geprägten politischen Kultur konnte die Geburt einer großen Industriemacht, die unzweifelhaft als Frucht des preußischen Genies verstanden werden konnte, in den Augen der litauischen Beobachter zu nichts als zu einem neuen Rüstungswettlauf und zu neuen Expansionsbestrebungen im Zeichen der Gottlosigkeit führen.⁴⁸

Wenn Deutschland auch mit einer *in nuce* alle seine charakteristischen Eigenheiten beinhaltenden Vergangenheit verknüpft wurde, so betrachtete man es dennoch zugleich als Spiegel eines neuen Zeitalters und noch vielmehr eines neuen Europa, das im Spannungsfeld zwischen dem erschreckendem Lärm der Technologie und dem von vielen beneideten Nationalstaat zum Vorschein kam. Der technische Fortschritt und die daher rührenden Ausmaße der von der Kriegsmaschinerie verursachten Zerstörung brachten Deutschland eine beispiellose Ausdehnung. Der maschinelle Krieg, den das Deutsche Reich entfesselt hatte, verkörperte die Auswüchse der alten teutonischen Niedertracht, die auf die narzisstische Realisierung des kollektiven Selbst zum Schaden der benachbarten Nationen gerichtet war.⁴⁹

Wenngleich also der Krieg hinsichtlich der in ihm eingesetzten technischen Mittel neu war, so galt dies nicht für die Motive des Aggressors. Geändert hatten sich allerdings die Akteure, die sich jetzt den neuen Deutschordensrittern entgegenstellen konnten und wollten. Zum ersten Mal standen sich im Zeitalter der Moderne nicht Staaten, sondern Nationen gegenüber.

Obwohl einerseits einige Nationen (allen voran die deutsche) bereits im Verlauf des vorigen Jahrhunderts ihre Geschlossenheit unter Beweis gestellt hatten, war der Krieg für alle europäischen Nationen ein besonderer Ansporn zur Einheit.⁵⁰ Auf diesen ungewöhnlichen Impuls, den der Kriegsausbruch auf die jeweiligen Politiker der kriegsbeteiligten Staaten ausübte, verwiesen die Kolumnisten mehrfach. Mit Beginn des Konflikts, berichtete ein Kommentator, seien die zuvor in Russland, Frankreich, England und Deutschland vorhandenen ideologischen Friktionen blitzartig verschwunden und der Weltkrieg erscheine als ein echter Krieg der Nationen („tautų karas“).⁵¹ Andererseits bestätigte die Betonung des nationalen Charakters des Kriegs implizit die auf einen schnellen russischen Sieg aufbauenden Erwartungen. Die Versuche, die verschiedenen politischen Strömungen Litauens im Herbst 1914 in Einklang zu bringen, zeigen, dass die litauische Intelligenzija – besonders die Konservativen und Klerikalen – die überparteiliche Einigkeit als Vorbedingung für einen politischen Erfolg betrachteten. Neben diesen Auspizien politischer Einheit, die erst nach der deutschen Invasion im Sommer 1915 teilweise erfolgreich sein sollten, erschien die Neuheit eines Krieges der Nationen als unabwendbarer Epilog der im Verlauf des 19. Jahrhunderts in ganz Europa (und außerhalb) aufkeimenden Dispute. Ein Krieg der Nationen repräsentierte – auch konzeptuell – den letzten Akt der Existenz multinationaler Staaten als Protagonisten des Kriegs. Jenseits seines technologischen Wandels bestand

48 Mečislovas Markauskas: Prūsų Lietuva [Preußisch-Litauen], in: Lietuvos ūkininkas, 28. August (10. September) 1914, S. 326 f.

49 Juozas Bakšys: Kur artimo meilė? [Warum die Liebe so nah ist], in: Aušra, 29. Oktober 1914, S. 516 f.

50 Mečislovas Markauskas: Didysis Europos karas [Der große europäische Krieg], in: Lietuvos ūkininkas, 14. (27.) August 1914, S. 310.

51 Pranas Vailokaitis: Šio karo ypatybės [Die Bedeutungen dieses Krieges], in: Šaltinis, 30. November 1914, S. 627 f.

die Neuheit des Kriegs also auch darin, veritabler Epilog des *Ancien régime* und Prolog einer neuen Weltordnung zu sein, die von nationalen Akteuren beherrscht wurde. Pranas Vailokaitis brachte diese Vorstellung im Februar 1915 in einem in der Wochenzeitschrift „Šaltinis“ veröffentlichten Beitrag deutlich zum Ausdruck. Er beschrieb, eine wenig originelle Theorie zusammenfassend, den Krieg mit Begriffen wie Entwicklung, Blüte und Niedergang der Universalgeschichte. Die Weltgeschichte zeige, so Vailokaitis, dass selbst Imperien, die höchsten Ruhm und höchsten Respekt vonseiten der eigenen Bürger genossen, unausweichlich durch die Hand ihrer eigenen Verbündeten oder bestimmte Teile der eigenen Gesellschaft untergingen. Der Krieg offenbare das Alter einiger Staaten und die Jugend jener Mächte, die im Verlauf des 19. Jahrhunderts entstanden seien und während der Auseinandersetzung neue Kraft für den Kampf gegen die deutsche Barbarei liefern würden.⁵² Aber ebenso wie die Erben der Deutschordensritter hatten sich auch die Epigonen von Vytautas verändert. Nach der graduellen, auf die Union von Lublin (1569) folgende „Polonisierung“ habe das späte 19. Jahrhundert „[...] die Litauer von Russland aus einem langen Schlaf geweckt“.⁵³ Mit der Bernstein-Deklaration hätten sie dem Zar ihre Loyalität nicht wie einen von Untertanen geschuldeten Akt angeboten, sondern als einen aus freien Stücken erfolgenden Beitrag mit einer von den Polen klar getrennten nationalen Identität,⁵⁴ die aus eigenem Willen und mit aktivem Engagement die eigenen und die gemeinschaftlichen Interessen und den Aufbau einer neuen europäischen Ordnung verteidige.⁵⁵

Was von den Deutschen blieb: Die Besetzung von „Ober Ost“ im Nachkriegsgedächtnis

Obwohl die beiden angesprochenen parallelen Narrative zu Kriegsbeginn nicht als Alternativen betrachtet werden können, führte die drei Jahre währende deutsche Besetzung zweifellos zu einer Annäherung und einer engeren Verbindung. Die große Härte des Besatzungsregimes, der die Bewohner von „Ober Ost“ ausgesetzt waren, sowie die Notwendigkeit, das Erlebte einzuordnen, hielten die Erinnerung an eine gewisse Anzahl von Personen wach. Dadurch wurde es möglich, den erlittenen Qualen einen Sinn zu geben und rational über Ursachen und Auswirkungen nachzudenken. Der Kristallisationsprozess der Besatzungserfahrung manifestierte sich im Wesentlichen in der Definition des Anderen.

Natürlich wurden zuerst die durch das Heer repräsentierten Deutschen stigmatisiert, die sich „vielleicht wegen der Erinnerung an die Schlacht von Žalgiris oder aus irgendeinem anderen Grund uns gegenüber mit großer Brutalität verhielt[en]“.⁵⁶ Gerade die Besatzungszeit habe gezeigt, dass hinter dem Schein eines gebildeten und klugen Volks noch Verhaltensmuster der alten teutonischen Brutalität vorhanden waren, die durch eine rationale Ordnung

52 Pranas Vailokaitis: *Didysis karas. Jo kilmė ir prasmė* [Der große Krieg. Seine Entstehung und Bedeutung], in: *Šaltinis*, 8. Februar 1915, S. 56-58.

53 *Ko dabar tikėtis?* [Auf was ist jetzt zu hoffen?], in: *Aušra*, 13. August 1914, S. 370.

54 Petras Kraujalis: *Skudžios valandos sulaukus* [Warten auf die entscheidenden Stunden], in: *Aušra*, 10. September 1914, S. 2.

55 Antanas Šmulkašty: *Lietuvos reikalai ir reikalavimai* [Litauische Angelegenheiten und Bedürfnisse], in: *Viltis*, 1. (14.) November 1914, S. 1.

56 Petras Ruseckas: *Lietuva Didžiąjame kare* [Litauen im Großen Krieg], Vilnius 1939, S. 285.

und unbeugsame Strenge noch verstärkt worden seien.⁵⁷ Die Soldaten der deutschen Armee folgten Prinzipien, die wenig mit den Regeln im Umgang unter Menschen zu tun hatten und verwandelten sich im Gedächtnis in „Untiere“ (žvėrys), „die unser Land ausplünderten, [...] sich gegenüber unseren Mädchen auf schlimmste Weise verhielten“⁵⁸ und „den Einwohnern die Ordnung der deutschen Grausamkeit und die Umgangsformen der teutonischen Regierung“ aufzuzwingen, deren Grundlage „Beraubung und Ermordung friedfertiger Landsleute“ war.⁵⁹ So verwandelte sich „der“ Deutsche in ein Monster, das in Übereinstimmung mit seiner auf die Deutschordensritter zurückreichenden „Tradition“ zwischen Mensch und Tier anzusiedeln sei. Dies zeige sich in der Verletzung zweier unterschiedlicher Bereiche, nämlich des moralischen (Gewalt gegenüber Frauen und unterschiedslose Ausübung brutaler Methoden) und des ökonomischen Wertesystems (Plünderung). Die Besatzungsmacht betrachtete „Ober Ost“ als ein für die gesamte deutsche Kriegsökonomie auszubeutendes Territorium. Die seit Beginn der Besatzung eingeführte Beschlagnahme von Vieh und Lebensmitteln nahm immer massivere Ausmaße an, und zwar nicht nur für den Heeresbedarf, sondern um teilweise auch den der deutschen Bevölkerung zu decken.⁶⁰ Neben den Requisitionen im eigentlichen Sinn und den zunehmend erdrückenden Steuern unterschlugen die auf dem Territorium stationierten Soldaten von Anfang an, ohne jegliche Zurückhaltung und nach eigenem Gutdünken, Güter jeglicher Art, nicht selten begleitet von grundlosen Angriffen physischer und psychischer Art.⁶¹ Mehr als alles andere jedoch prägte die Einführung der Zwangsarbeit und deren zunehmende Härte und Ausbreitung das Bild des Deutschen als Zerstörer der traditionellen moralischen und ökonomischen Welt. Seit den ersten Tagen des deutschen Vormarschs wurden Einwohner an der Front zwangsweise als Arbeitskräfte nach Deutschland umgesiedelt.⁶² Von Anbeginn der Besatzung an sei ein temporärer unbezahlter Frondienst auf den vom deutschen Heer in Beschlag genommenen Ländereien – nicht selten von geflohenen Eigentümern verlassene ländliche Anwesen – zu leisten gewesen.⁶³ Obwohl bereits diese Arbeiten von der lokalen Bevölkerung nur mit Widerwillen verrichtet wurden – als unrechtmäßige Aneignung ihrer Arbeitskraft in Zeiten, in denen die familiären Wirtschaften ohnehin ohne einen großen Teil der Bevölkerung auskommen mussten, wurde vor allem die offizielle Einführung der Zwangsarbeit im Laufe des Jahres

57 Juozas Audickas: *Didžiojo karo atsiminimai* [Erinnerungen an den Großen Krieg], in: *Karo archyvas* 9 (1938), S. 200.

58 Marija Čilvainaitė: *Didžiojo karo vargai Šaukėnų apylinkėje. (Iš Šaukėnų kanauninko kunigo Jono Staškevičiaus pasakojimų)* [Die Nöte des Großen Krieges in der Umgebung von Šaukėnai. (Aus den Reden des kanonischen Priesters Jonas Staškevičius)], in: *Karo archyvas* 8 (1937), S. 200.

59 Antanas Urbelis: *Vokiečių okupacijos laikai* [Die Zeit der deutschen Besatzung], in: *Karo archyvas* 3 (1926), S. 127.

60 Marija Mašiotaitė-Urbšienė: *Vokiečių okupacijos ūkis Lietuvoje* [Die Wirtschaft des von den deutschen besetzten Litauen], Kaunas 1939.

61 Edmundas Gimžauskas: *Vokiečių karinės okupacijos poveikis Lietuvos visuomenei ir besiformuojančiam valstybingumui 1915–1919 m.* [Der Einfluss der deutschen militärischen Besetzung auf die Gesellschaft Litauens und die sich entwickelnde Staatlichkeit 1915–1919], in: *Karo archyvas* 25 (2010), S. 98–123.

62 *Žemaičių Kalvarija*, in: *Lietuvos žinios*, 17. Juni 1915, S. 1.

63 Petras Mažylis: *Iš Pakuršės pergyvenimų 1919 m.* [Erinnerungen an Pakuršės aus dem Jahr 1919], in: *Karo archyvas* 6 (1935), S. 290.

1916 zu einem bleibenden Erlebnis.⁶⁴ Im Herbst und Winter 1916/17 wurde die gesamte Bevölkerung untersucht, um den Grad der Arbeitsfähigkeit zu ermitteln. Von dieser Arbeitsverpflichtung konnte man sich durch Hinterlegung einer Summe von 600 Mark auch freikaufen. Die massenhafte Einberufung in so genannte Zivil-Arbeiter-Bataillone in „Ober Ost“ oder Deutschland wurde für Tausende zur schlimmsten Zeit ihres Lebens. Obwohl die Einberufung der für arbeitsfähig erklärten Menschen unterschiedlichen Kriterien unterlag, erfolgte sie oft allein nach Gutdünken der militärischen Befehlshaber. Besonders tiefe Wunden hinterließ in den dörflichen Gemeinschaften der willkürliche Einsatz von Frauen und Kindern in den Bataillonen.⁶⁵ Diese Zeit neuer Leibeigenschaft brannte sich als Tiefpunkt ins Gedächtnis von Millionen Einwohnern ein: Monate oder gar Jahre war man ohne den geringsten hygienischen Standard zum Arbeitsdienst gezwungen worden, eingepfercht in gesundheitsgefährdende Unterkünfte, unterernährt und oft krank.⁶⁶ Dabei war der Verweis auf Leibeigenschaft keineswegs zufällig. Nur wenige Jahre zuvor hatten die Gedenkfeiern zum 50. Jahrestag der offiziellen Aufhebung der Leibeigenschaft im Russischen Reich (1861) die Aufmerksamkeit der „einfachen“ Gesellschaftsschichten geweckt. Sie waren emotional am empfänglichsten für diese sozialen Fragen.⁶⁷ Mit dem Verweis auf die Leibeigenschaft – das litauische *master narrative* führte sie auf die Herrschaft der polnischen Landbesitzer und die zunehmende Bedeutung der polnischen Sprache und Kultur (*lenkinimas*) auf dem Territorium des Großfürstentum Litauen in der Neuzeit zurück – konnte auch das Bild des Polen durch das des Deutschen ersetzt werden, da dieser tatkräftig für eine „Entnationalisierung“ durch die Ausbeutung der lokalen Arbeitskräfte gesorgt hatte.⁶⁸ Insgesamt machte dies die Jahre der deutschen Besatzung zu „einer der schlimmsten und traurigsten Zeit unserer Geschichte“, in der „die Litauer verstanden haben, aus welchem Stoff ihre westlichen Nachbarn sind, die sich für die Überbringer der Kultur für den Osten halten“.⁶⁹ Neben dem Bild des Deutschen gab es im Gedächtnis von Krieg und Besatzung zwei weitere kollektive Figuren für die Kategorie der Alterität: Juden und protestantische Litauer. Mit dem Beginn des Krieges im Sommer 1914 finden sich in der litauischen Presse Hinweise auf beide Gruppen als mögliche „Kollaborateure“ der Deutschen.⁷⁰ Diese Assoziation war zwei

64 Christian Westerhoff: ‚A kind of Siberia‘: German Labour and Occupation Policies in Poland and Lithuania during the First World War, in: *First World War Studies* 4 (2013), H. 1, S. 1-13.

65 Protestas vokiečių valdžiai [Protest gegenüber der deutschen Behörde] (1917), in: Handschriftenabteilung der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften Litauens, Best. 23-47, S. 3.

66 Antanas Gintneris: *Lietuva caro ir kaizerio naguose* [Litauen zwischen Zar und Kaiser], Chicago 1970, S. 233-235.

67 Andrea Griffante: Savo valstiečių beiškant. Dėl valstiečių simbolinio įpiliatinimo Lietuvoje XIX a. pab. – XX a. pr. [Auf der Suche nach den eigenen Bauern. Zur symbolischen Vereinnahmung der Landbevölkerung in Litauen am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts], in: *Istorija* 94 (2014), Nr. 2, S. 59-77.

68 In den in der Zwischenkriegszeit veröffentlichten Erinnerungen ist des Öfteren davon die Rede, dass deutsche Soldaten bei Requisitionen und Razzien gemeint hätten: „Dieses Land wird zu Deutschland gehören“. Diese Hinweise auf deutsche Annexionspläne können als ein Element betrachtet werden, das vor allem in der einfachen Bevölkerung historische Affinitäten zwischen „Polonisierung“ und „Germanisierung“ hervorrufen sollte. Siehe etwa: Ruseckas, *Lietuva* (wie Anm. 56), S. 210-212.

69 Juozas Mažuika: *Didžiojo karo atsiminimai* [Erinnerungen an den Großen Krieg], in: *Karo archyvas* 6 (1935), S. 297.

70 P. R.: *Vokiečiai Marijampolėje* [In Marijampolė], in: *Viltis*, 7. (20.) Oktober 1914, S. 1 f.

Faktoren geschuldet: An erster Stelle stand, dass die evangelischen Litauer und die Juden oft die deutsche Sprache (bzw. Jiddisch) beherrschten und sich besser als Mittelsmänner für die Kommunikation zwischen den Besatzungstruppen und der ortsansässigen Bevölkerung eigneten. Obwohl diese Rolle nur selten einen wirklichen Vorteil mit sich brachte, machte sie sie in den Augen der lokalen Gemeinden dennoch zu Privilegierten. Zweitens näherte die religiöse Verschiedenheit die evangelischen Litauer an das „Litauertum“ in Ostpreußen als eine sprachliche und kulturelle Gruppe ohne entsprechende politische Identität an.⁷¹ Das negative Bild des deutschen Protestanten – und analog des Litauers derselben Konfession – war somit in das folkloristische Erbe Litauens eingeschrieben, in dem die Protestanten mit dem Teufel assoziiert und *a priori* aus der Inklusion in die eigene Identität ausgeschlossen wurden.⁷² Und drittens galten die Juden als wirtschaftliche Konkurrenten schon traditionell als „andere“: eine Distanzierung, die durch die im Krieg erlittenen Entbehrungen noch verstärkt wurde.⁷³ Im Fall der Protestanten und Juden ging es jedoch nicht um eine religiöse Stigmatisierung, sondern eher um ihre gemeinsame privilegierte soziale Stellung, die sie, wenn auch nicht in Gänze den Deutschen entsprechend, so dennoch als äußerst zwielichtig erscheinen ließ.⁷⁴ Bezeichnenderweise fehlt in diesem Zusammenhang der Verweis auf die Polen als die eigentlich „Anderen“. Der Krieg und die Erinnerung an ihn als Bestandteil der litauischen Identität wird weniger durch Sprache oder Kultur definiert als vielmehr durch ein kohärentes soziales Profil, das durch einen ländlichen Traditionalismus und eine Neigung zur Erhaltung des *Status quo ante* charakterisiert ist. Der katholische Priester Juozas Breiva schrieb 1938:

„Die Stimmung der Litauer war, während sie auf den Anmarsch der Deutschen warteten, nicht die beste. Ja, die Litauer sind traditionsbewusste Leute, die an den erworbenen Gewohnheiten hängen. Am Vorabend des Kriegs fühlten sich die Litauer auf dem Land gar nicht so sehr durch die russischen Obrigkeiten geschädigt, weil wir [sic!] unsere Zeitungen hatten und unsere Kinder zur Schule schicken konnten. Es hatte den Anschein, als würde nach und nach die wahre Freiheit kommen, ganz langsam, und dass, um sie zu erringen, nicht Mühe und Blutvergießen notwendig sein würden. [...] Vielleicht spüren deshalb die ältesten Einwohner von Litauen noch immer das Fehlen der ‚Russen‘ [ruskelis] und bedauern das Unglück ihres Vaterlandes; ihren Enkeln erzählen sie, dass man es, wie es auch sei, unter den ‚alten Russen‘ [ruskelis] besser hatte.“⁷⁵

71 Silva Pocyté: *Mažlietuviai Vokietijos imperijoje 1871–1914* [Die Kleinlitauer im Deutschen Reich 1871–1914], Vilnius 2002.

72 Laimutė Anglickienė: *Kitataučių įvaizdis Lietuvių folklore* [Das Bild anderer Ethnien in den litauischen Volksliedern], Vilnius 2006, S. 188.

73 Kazimieras Ralys: *Mūsų sodžius karo pašvaistėje* [Unser Dorf im Feuerschein des Krieges], in: *Lietuvos žinios*, 16. (29.) November 1914; Brief von M. Pozingis an V. Gaigalaitis, Litauische Nationalbibliothek, Abteilung Manuskripte, Best. 50-70, S. 3.

74 Ebenda.

75 Juozas Breiva: *Atsiminimai iš vokiečių okupacijos laikų Dauguose* [Erinnerungen aus der Zeit der deutschen Besatzung in Daugai], in: *Karo archyvas* 9 (1938), S. 192 f.

Die radikale, im Verlauf der deutschen Besatzung erlebte Alterität ließ „den“ litauischen Charakter noch deutlicher zum Vorschein kommen: „traditionsbewusst“ und im Innersten den Regeln des Landlebens verbunden. Der melancholische Rückblick auf die Spätzeit der zaristischen Herrschaft, also der Zeit nach der Aufhebung der Leibeigenschaft und der Liberalisierung zu Beginn des 20. Jahrhunderts, deutet weniger auf eine idyllische Vergangenheit hin, sondern anscheinend auf eine Situation, in dem die Alterität der „alten Russen“ aufgrund der Vorhersehbarkeit ihres Tuns beruhigend wirkte. Zudem handelte es sich um eine weniger bedrohliche Alterität, sowohl im Vergleich mit den deutschen Besatzern als auch mit der neuen revolutionären Kraft, die mit dem Kriegsende in Russland an die Macht gelangt war.⁷⁶

Anstelle eines Schlussworts

In der litauischen Presse herrschten zwei miteinander verbundene Narrative zur Kriegszeit und zur deutschen Besatzung vor. Zwischen dem Sommer des Jahres 1914 und dem des Jahres 1915 wurde in einem Klima der Kriegszensur versucht, das Vertrauen der zaristischen Obrigkeiten zu gewinnen, und das Bild des Krieges als eines neuen Zusammenstoßes zwischen den Deutschordensrittern und den Litauern propagiert, um die Bevölkerung zu mobilisieren. Dabei ging man von einem schnellen russischen Sieg aus. Dieses Narrativ lieferte zugleich den idealen Rahmen für die von den Redakteuren verfassten, häufig improvisierten Berichte, in denen das Kriegsgeschehen und der Beginn der deutschen Besatzung als ein Prozess der Zerstörung des traditionellen ländlichen Wertesystems Litauens geschildert wurden. Trotz der zumindest teilweise propagandistischen Ausrichtung der in den Zeitungen im Verlauf des ersten Kriegsjahrs erschienenen Berichte brachte die Erfahrung der deutschen Besatzung in erster Linie eine Intensivierung des Bildes vom Krieg und der Soldaten mit sich, so wie es sich zwischen Sommer 1914 und Anfang des Herbstes 1915 herauskristallisiert hatte. Obwohl sich die deutsche Besatzung und das Bild des Deutschen in das Gedächtnis der in „Ober Ost“ verbliebenen Litauer während der ganzen Zeit der Besatzung einprägten, war eine ebenso deutliche Verbreitung in der gesamten Öffentlichkeit Litauens nicht zu finden. Die Erfahrung der deutschen Besatzung betraf nur einen Teil der 1918 ins Leben gerufenen Republik Litauen und wurde deshalb nicht zum gemeinsamen Erbe des kommunikativen Gedächtnisses innerhalb der neuen politischen Nation. Überdies standen der Passivität der erduldeten Besatzung die heroischen Archetypen der freiwilligen Kämpfer des neu geborenen litauischen Staats gegenüber, die in der Zeit von 1918–1920 auf dem Feld die so genannten Freiheitskriege gegen das von Bermondts angeführte Korps und den Vormarsch der polnischen und der Roten Armee ausgetragen hatten. Der Hauptgrund für diese Entwicklung ist jedoch zweifellos in der Vorrangstellung des litauisch-polnischen Disputs um die Region von Vilnius im öffentlichen Diskurs der 1920er und 1930er Jahre zu sehen. Die Rolle der deutschen Besatzung wurde durch diese Auseinandersetzung und die entsprechende Notwendigkeit einer Mobilisierung der Bevölkerung im Vergleich zum

76 Das Gefühl einer größeren Verbundenheit mit den Russen wird durch die Erinnerung an die Ankunft der russischen Truppen zu Beginn des Kriegs bestätigt, mit dem Bewunderung und Stolz einher ging. Siehe etwa: Gintneris, *Lietuva caro* (wie Anm. 66), S. 105.

polnischen Staat (der *Rzeczpospolita*) und den Polen weniger bedeutsam für das kollektive Gedächtnis. In den Polen erblickte man nun in der historischen Meistererzählung Litauens die Hauptfeinde der Nation, die seit dem 14. Jahrhundert die „Polonisierung“ Litauens hätten vorantreiben wollen.

Die deutsche Besatzung, die im kommunikativen Gedächtnis mit einem neuen Angriff der Deutschordensritter identifiziert wurde und sich für die lokalen Einwohner als eine Form neuer Leibeigenschaft manifestierte, hätte die Bedeutung eines der Ereignisse im Gedächtnis des unabhängigen litauischen Staates verdunkeln oder verändern können: der Schlacht von Žalgiris. Sie stand für den Sieg der Litauer (nicht eines plurinationalen Heers) über die Deutschen; ihr und dem siegreichen Feldherrn Vytautas galt während der ganzen Zwischenkriegszeit in der litauischen Öffentlichkeit die meiste Aufmerksamkeit.

Aus dem Italienischen übersetzt von Arnold A. Oberhammer, Berlin

Summary

During the first year of the First World War two different discourses dominated the Lithuanian public sphere. On the one hand, the advance of the German troops to the East and the demands of Tsarist propaganda promoted the emergence of an image of the war as a new fight against the „Teutonic Order“. The Lithuanian intelligentsia, who hoped that the quick defeat of the German army would guarantee autonomy to Lithuania, gave some support to this narrative as a means of mobilizing citizens. On the other hand, after many of their regular contributors had fled the war operation zones, Lithuanian newspapers had a severe lack of first-hand information. Thus, news and reports by people who had remained within the frontline started to be published in the periodic press. These news items and reports became the source of a second narrative that looked at war operations as a process of disintegration of the economic landscape of the Lithuanian countryside and morality. In the 1920s and 1930s the two narratives melted together in Lithuanians' memories. In people's memories, then, the German occupation of „Ober Ost“ was envisaged as a period of captivity which reminded them of the violence of the „Teutonic Order“ and which led to the indiscriminate exploitation of Lithuanian resources and lives.

Der Stimmungswandel in Kongresspolen im Sommer und Herbst 1914

von Arkadiusz Stempin

In dem vorliegenden Beitrag wird die Reaktion der polnischen Bevölkerung auf den Ausbruch des Ersten Weltkrieges im August 1914 und auf den Verlauf der deutsch-russischen Kriegshandlungen in den folgenden Herbstmonaten auf dem polnischen Kerngebiet analysiert. Als Kongresspolen wird derjenige Teil des polnischen Kerngebiets bezeichnet, der zunächst nach den Teilungen der polnischen Adelsrepublik durch Russland, Preußen und Österreich (1772–1795) und später nach der Niederlage Napoleons auf dem Wiener Kongress (1815) als Königreich Polen geschaffen und durch Personalunion mit dem russischen Zarenreich verbunden wurde.

Wollte man die Reaktion der Einwohner der in den Krieg hineingezogenen Staaten im August 1914 als kollektive Kriegspsychose klassifizieren,¹ dann müsste man den Menschen in Kongresspolen im Jahre 1914 geradezu eine Übersteigerung patriotischer Gefühle attestieren. Denn in Ermangelung einer eigenen Staatlichkeit verschob sich die Kriegsbegeisterung (das so genannte Augusterlebnis)² auf eine panslawistische Solidarität mit Russland. Vor allem die Warschauer Bevölkerung verfiel in den ersten Kriegstagen in eine prorussische Stimmung. Allein die Präsenz russischer Offiziere im Straßenbild steigerte die Begeisterung. Als in den ersten Tagen des Krieges russische Truppen durch Warschau zogen, „umjubelt von Massen, welche die Straßen säumten“, scholl ihnen ein „donnerndes Hurra!“ entgegen. Weder die Kasachen mit „bizarren Gesichtern“ noch die „Ehrfurcht erheischenden Kosaken“ oder die Provinzler aus Buchara mit „Ohrringen in der Nase und dem Messer im Mund“ weckten unter den Polen Befremden. „Lieber Gott, mögen sie gewinnen“, baten die katholischen Warschauer, die die Straßen beim Auszug der zarischen Truppen säumten. Ergriffene Frauen, „zahlreich versammelt in verschiedenen Straßenwinkeln“, überreichten ihnen Blumensträuße, „beschenkten sie mal mit einer heißen Tasse Tee, mal mit Zigaretten, mal mit Früchten. Die Soldaten hielten an, nahmen die Gaben entgegen, spießten sie auf die Bajonette und marschierten unbeeindruckt weiter.“ Polnische Patrioten empfingen russische Militärs in ihren Häusern, Damen aller Stände „tanzten mit ihnen auf öffentlichen und privaten Bällen“. Dies war eine „ungeheure Neuheit“, da „vor dem Kriege sogar ein Pole in russischer Uniform bei den Landsleuten Hausverbot erhielt“. Diese Schilderungen hielt die Fürstin Maria Lubomirska, eine gute Beobachterin, in ihren Memoiren fest.³

1 Vgl. Volker Ulrich: Kriegsalltag. Zur inneren Revolutionierung der Wilhelminischen Gesellschaft, in: Wolfgang Michalka (Hrsg.): Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse, München u.a. 1994, S. 603-621, hier S. 603; Barbara Tuchman: August 1914, Frankfurt a.M. 2013, S. 138-140.

2 Vgl. Jeffrey Verhey: Der „Geist von 1914“ und die Erfindung der Volksgemeinschaft, Hamburg 2000.

3 Alle Zitate nach: Janusz Pajewski (Hrsg.): Pamiętnik Księżnej Marii Zdzisławowej Lubomirskiej 1914–1918 [Das Tagebuch der Fürstin Maria Zdzisława Lubomirska 1914–1918], Poznań 2002, S. 67, 15, 19. Fürstin Maria Zdzisława Lubomirska (1873–1934).

Die alle Gesellschaftsschichten erfassende Verbrüderung mit „unserem Heer“ stellte auch der Warschauer Erzbischof Aleksander Kakowski fest, der allerdings an der Heirat von Polinnen mit orthodoxen Russen oder sogar mit Kosaken geradezu verzweifelte.⁴ Die russischen Regierungsbehörden ihrerseits erstaunte die Mobilisierung polnischer Rekruten, weil sich keineswegs nur Adlige als Freiwillige meldeten.⁵ Dafür sprach General Alexandr Samsonov der Oberbefehlshaber der 2. Narew-Armee, den Polen Dank aus und fand für sie anerkennende Worte,⁶ die wiederum diese stark beeindruckten. In der Tat übertraf die Reaktion der polnischen Bevölkerung auf die Mobilisierung bei weitem die traditionell prorussischen Präferenzen von Adel, Großindustriellen, Klerus und einer Mehrheit der bäuerlichen Bevölkerung. Es mag sein, dass die erfolgreiche Mobilisierung durch die Einführung eines Alkoholverbots, das in diesen Tagen durch die Regierung in St. Petersburg verhängt wurde, indirekt begünstigt wurde. 800 000 Fässer Schnaps wurden in die Straßenabflüsse gekippt; vereinzelt wurden diejenigen, die sich an dem Alkohol gütlich tun wollten, sofort verhaftet.⁷ Den Ausschlag gab allerdings die Haltung der Einheimischen.

Im Folgenden werden die allmähliche Distanzierung verschiedener gesellschaftlicher Gruppen der einheimischen Bevölkerung Kongresspolens von jener prorussischen Haltung und die Gründe für diese Entwicklung nachvollzogen.

Das Warschauer Bürgertum

Die prorussische Einstellung der Warschauer Bevölkerung erwuchs zunächst einmal aus ökonomischen Vorteilen. Die Plätze in den Warschauer Cafés füllten sich in den Herbstmonaten des Jahres 1914 mit russischen Offizieren, Kriegsspekulanten und dunklen Gestalten, die in die Stadt hineinströmten und ihr leicht verdientes Geld genauso leicht verprassten.⁸ Der ausgebrochene Krieg veränderte zwar das Straßenbild, hob es aber nicht aus den Fugen: Die Schulen (vornehmlich die privaten mit mittleren Abschlüssen) funktionierten ebenso wie die Läden, Theater, Kinos, die Straßenbahn sowie die städtische Infrastruktur. Erst ab dem Winter 1914/15 wurde die Gasbeleuchtung auf den Straßen häufiger ausgeschaltet; dies diente auch als Schutzmaßnahme gegen „die lautlosen Monster“ (die deutschen Zeppeline), die Bomben abwarfen.⁹ Dennoch machten sich die Folgen der Aufteilung Kongresspolens

4 Aleksander Kakowski: *Z niewoli do niepodległości. Pamiętniki* [Von der Unfreiheit zur Unabhängigkeit. Erinnerungen], Warszawa 2000, S. 123. Über prorussische Sympathien in Warschau berichtet auch der britische Kaufmann John Morse in seinen Memoiren. Vgl. John Morse: *Un Anglais dans l'armée russe. Dix mois de guerre en Pologne, Août 1914 – Mai 1915*, Paris 1916.

5 Die Zahl der zum russischen Heer eingezogenen Polen belief sich (allerdings während des gesamten Krieges) auf 1 196 000 Mann. Vgl. Jan Molenda: *Chłopi polscy w 1914 roku* [Die polnischen Bauern 1914], in: *Dzieje Najnowsze* [Vierteljahresshefte der Polnischen Akademie der Wissenschaft] 36 (2004), H. 3, S. 113–132, hier S. 114.

6 Der Text der Ansprache erschien am 10. August 1914 in allen Warschauer Zeitungen.

7 Vgl. Czesław Jankowski: *Z dnia na dzień. Warszawa 1914–1915* [Von Tag zu Tag. Warschau 1914–1915], Warszawa 1923.

8 Vgl. Józef Zawadzki: *Warszawa w czasie okupacji niemieckiej. Ze wspomnień osobistych* [Warschau in der Zeit der deutschen Besatzung. Persönliche Erinnerungen], Warszawa 1928, S. 9; Kakowski, *Z niewoli* (wie Anm. 4), S. 123.

9 Vgl. Stanisław Dzierzbicki: *Pamiętnik lat wojny 1915–1918* [Erinnerungen aus der Kriegszeit 1915–1918], Warszawa 1983, S. 21.

in ein von den Deutschen besetztes und ein von den Russen verteidigtes Gebiet sowie die Abschnürung des Exports aus den kongresspolnischen Industriezentren Łódź, Częstochowa und dem Dombrowa-Gebiet vom russischen Markt bemerkbar: Die Versorgung mit Kohle und Holz stockte zusehends und die Preise schossen in die Höhe. Aber Hunger, wie bereits Ende 1914 in Łódź, breitete sich noch nicht aus.¹⁰

Der grundbesitzende Adel

„Die Familie Przeździeccy hält es mit den Deutschen“, entrüstete sich am dritten Kriegstag die bereits erwähnte Fürstin Lubomirska und gab damit die Meinung des grundbesitzenden polnischen Adels wieder: „Wir behandeln sie äußerst kühl. Es bahnt sich doch ein zähes Ringen der seit Jahren in Verbissenheit verharrenden Gegner an. Es wäre doch unerhört, den Sieg den Slawen nicht zu gönnen“, erläuterte sie zugleich die eigentliche Motivation, von der sich ihre Schicht leiten ließ.¹¹ Die Sympathien der polnischen Großgrundbesitzer lagen eindeutig beim Zarenreich und wurden durch antideutsche Ressentiments verstärkt, die durch die preußische Germanisierungspolitik in der Provinz Posen hervorgerufen worden waren. Insbesondere in dem dort geltenden preußischen Enteignungsgesetz erblickten die kongresspolnischen Gutsbesitzer das „Gespenst des ewigen Teutonen“, das seine Hände immer nach der polnischen Beute ausstreckte.¹² Die Abneigung gegen die Österreicher hatte dagegen zum einen emotionale Wurzeln: „Wehe, dass die Österreicher in Warschau einmarschieren, sie werden *Boże coś Polskę*, die polnische katholische Hymne, anstimmen, um bald die Stadt zu verlassen“, zum anderen strategisch-politische Überlegungen: „Bei einem Sieg Österreich-Ungarns, des schwachen Glieds im Block der Mittelmächte, müsste das letzte Wort in der polnischen Frage ohnehin den Polenfressern in Berlin gehören“.¹³ Dementsprechend zogen Roman Dmowskis Nationaldemokraten, die größte prorussische Partei in Kongresspolen, unentwegt als Agitatoren durch das Land, um antideutsche und antijüdische Parolen zu verbreiten. Die Nationaldemokratische Partei verfügte über drei Parteiorgane, darunter die Warschauer „Gazeta Poranna [Morgenzeitung]“ mit einem starken russophilen Einschlag, die zu den populärsten Zeitungen gehörte. Sie hatte die zweithöchste Auflage in der Hauptstadt (60-70 000 Exemplare) und wurde von Gutsherren und in kleinbürgerlichen Kreisen sowie vom Klerus gelesen. Im Dienste der prorussischen und antideutschen Gesinnung stand auch der „Kurier Warszawski [Warschauer Kurier]“, die auflagenstärkste Warschauer Zeitung. Der 1880 gegründete Kurier war lange Zeit Eigentum der polonisierten jüdischen Familie Löwenthal. Das Blatt gehörte zu den angesehensten in Warschau und hatte unter dem polnischen Hochadel, der Geistlichkeit, der Intelligenz und

10 Ebenda.

11 Es handelt sich um Stefan Przeździecki (1879–1932), den späteren langjährigen Direktor des diplomatischen Protokolls im polnischen Außenministerium und späteren Botschafter der Republik Polen in Rom, sowie den Oberst der Kavallerie Konstanty Przeździecki (1879–1966). Vgl. Pajewski (Hrsg.), *Pamiętnik* (wie Anm 3), S. 14.

12 Zum Enteignungsgesetz vgl. Ernst Rudolf Huber: *Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789*, Bd. 4: *Struktur und Krisen des Kaiserreichs*, Stuttgart 1969, S. 504.

13 Pajewski (Hrsg.), *Pamiętnik* (wie Anm. 3), S. 16.

den assimilierten Juden sehr viele Anhänger. Er erschien zweimal täglich in einer Auflage von 20 000, vor dem Krieg sogar über 50 000 Exemplaren. Die „Przeгляд [Rundschau]“, 1877 als Organ des fortschrittlichen Bürgertums gegründet, vertrat einen vulgären antideutschen Kurs. Ihr Chefredakteur Kasimir Ehrenberg verließ mit den Russen im August 1915 Warschau. Das Blatt erschien zweimal täglich in einer Auflage von 35 000, vor dem Krieg 50-70 000 Exemplaren.¹⁴

Das Programm der Nationaldemokraten – die Schaffung eines katholischen, föderativen, polnischen Staates im Bunde mit Russland und in den Grenzen des frühmittelalterlichen Piastenreiches mit Posen und Galizien – wurde zu Kriegsbeginn von den meisten Adligen unterstützt, die im deutschen Kaiserreich und dessen Germanisierungspolitik den Hauptfeind einer staatlichen Konstitution der polnischen Nation sahen.¹⁵ Obgleich die brutale Russifizierung nach dem Januaraufstand 1863/64 nicht vergessen war und der Adel in der mystischen Entrücktheit eines „Privatreichs“ seine heldenhaften Erinnerungen kultivierte, konnte er sein Bekenntnis zum Polentum mit einem politischen Ausgleich mit Russland bestens vereinen. Auch mental hatte man sich durchaus an die russische Herrschaft gewöhnt. „Heute dinierte bei uns Gouverneur Korff, mit dem wir in freundschaftlichem Verhältnis leben. Korff ist nicht schlecht, dennoch dumm und seine ergrauten, langen Haare frisiert er zu zwei Spitzen. Es wird gemunkelt, dass er auch auf dem Kopf zwei Hörner trage, aber wir mögen ihn!“¹⁶ Obwohl der Adel sein Nationalbewusstsein bewahrte, wurde er unerschrocken und unauffällig zum loyalen Untertanen des Zaren – ohne es selbst zu bemerken.¹⁷ Ein kleiner Teil der wohlhabenden Landbesitzer fand hingegen seine politische Heimat in der Partei der Realisten. Auch diese vertraten antideutsche Ansichten, doch strebten sie, weit weniger von politischen Emotionen getragen als Dmowskis Nationalisten, einen Ausgleich mit Russland an, der von einer größeren Distanz geprägt war.

Ein zahlenmäßig geringerer Teil des Adels sah nicht im Zusammengehen mit Russland, sondern mit der Entente die Lösung der polnischen Frage und die Wiederherstellung eines polnischen Königreiches. Ebenso russen- wie deutschfeindlich gesinnt, versuchten sie dank ihrer Herkunft und ihrer Beziehungen, die russische Politik zu beeinflussen. Ihre Bestrebungen verliefen jedoch im Sande. Diese Gruppen blieben in den ersten Kriegsmonaten ohne Bedeutung, ihre Anführer wurden zu Schattenfiguren. Aber sie erreichten immerhin ein Ziel, nämlich die Gründung von Parteien, die später auf die öffentliche Meinung in Westeuropa und in den USA einzuwirken vermochten und im Lande selbst den Grundstein des Ententeblocks legten. In erster Linie handelte es sich um die „Polnische Fortschrittliche

14 Vgl. Jerzy Myśliński: Początek I wojny światowej w świetle prasy polskiej w zaborze rosyjskim [Der Beginn des Ersten Weltkrieges im Licht der polnischen Presse im russischen Teilungsgebiet], in: *Dzieje Najnowsze* 36 (2004), H. 3, S. 33-42, hier S. 37-42. Roman Dmowski (1864–1939), Gründer und unbestrittener Anführer der Nationaldemokratischen Partei (1897), Mitglied der russischen Duma und während des Ersten Weltkriegs überzeugter Anhänger einer Zusammenarbeit mit dem Zarenreich.

15 Vgl. Krzysztof Kawalec: Roman Dmowski 1864–1939, Warszawa 1996, S. 112 f. Roman Wapiński: Roman Dmowski, Lublin 1988, S. 174.

16 Pajewski (Hrsg.), *Pamiętnik* (wie Anm. 3), S. 16. Semën Nikolaevič Korff (1855–1920), Gouverneur von Warschau.

17 Vgl. Andrzej Chwalba: *Polacy w służbie Moskali* [Polen im Dienste der Moskowiten], Warszawa 2014.

Vereinigung“ (Polskie Zjednoczenie Podstępowe), ferner um die von Ludomir Grendyszyński und Stanisław Krzywoszewski gegründete Gruppe der „Nationalen Arbeit“ (Grupa Pracy Narodowej) und die von A. Marylski Łuszczewski geführte „Nationale Partei“ (Partia Narodowa). Sie fanden sich in den „Unabhängigkeitsblöcken“ zusammen.¹⁸

Großindustrielle, Geistlichkeit und die Bauern

Noch stärker als der Adel strebten die meisten Industriellen ein Bündnis mit Russland an.¹⁹ „Die Großindustrie, aufgeblüht in russischen Schutzzöllen, verflochten mit dem Absatzmarkt in Russland, ist russisch geworden“, diagnostizierte 1916 der deutsche Generalgouverneur Hans von Beseler zutreffend.²⁰

Eine russophile Stimmung war zudem unter der katholischen Geistlichkeit stark verbreitet.²¹ Ein besonders eklatantes Beispiel lieferte der katholische Bischof von Kielce, Augustyn Łoziński,²² der sich im Oktober 1914 weigerte, im Dom von Kielce eine Trauermesse für gefallene deutsche Soldaten zu lesen. Ungeachtet der Unterdrückung und Russifizierung sowie eines partiellen Märtyrertums²³ arrangierte sich die katholische Hierarchie mit der russischen Staatsgewalt, um ihr pastorales Wirken ungehindert fortsetzen zu können. Für den katholischen Klerus war dabei ein wichtiger Punkt, dass die Regierung in St. Petersburg die „Kirchenhoheit“ zugestanden hatte. Das offizielle Gebetbuch enthielt Gebete für den Zaren Nikolai, seine Gattin, seine Mutter, den Thronfolger und das gesamte Haus Romanov.²⁴ Die bischöfliche Loyalität gegenüber der staatlichen Obrigkeit wurde durch den Amtseid auf den Zaren noch untermauert. Obendrein sympathisierte die katholische Geistlichkeit politisch weitgehend mit den antisemitischen und politisch prorussisch gesinnten Nationaldemokraten Dmowskis.²⁵

Die Bauern hielten nicht weniger als die Geistlichkeit zur russischen Macht, denn ihnen hatte die russische Regierung wiederholt auf Kosten der Großgrundbesitzer Vorteile gewährt. Während sich die städtische Bevölkerung meist durch die Zahlung von 200 bis 300 Rubel vom russischen Heeresdienst zu befreien wusste, kamen die Bauern ihrer Dienstpflicht in der Regel nach und erhielten dabei zugleich eine gewisse Ausbildung. Dennoch blieben sie zumeist Analphabeten und erwiesen sich gerade dadurch als besonders anfällig für die nationaldemokratische Agitation.²⁶ Diese schürte antideutsche Ressentiments durch das weit

18 Vgl. Nowa Gazeta [Die Neue Zeitung], Nr. 377, 18. August 1914.

19 Vgl. Witold Pruss: *Rozwój przemysłu warszawskiego w latach 1864–1914* [Die Entwicklung der Warschauer Industrie in den Jahren 1864–1914], Warszawa 1977, S. 347.

20 Bericht Beselers an den Kaiser vom 28. Januar 1916, in: *Archiv der Alten Akten (AAN)* Warschau, Nr. 916.

21 Vgl. Dzierzbicki, *Pamiętnik lat wojny* (wie Anm. 9), S. 167.

22 Augustyn Łoziński (1867–1937), Bischof von Kielce in den Jahren 1900–1937.

23 Vgl. Kakowski, *Z niewoli* (wie Anm. 4), S. 51.

24 Vgl. *Ordo divini officii ad usum Almae Ecclesiae Metropolitanae et Archidioecesis Varsaviensis*, S. 109–112.

25 Vgl. Dariusz Sawicki: *Roman Dmowski a Kościół* [Roman Dmowski und die Kirche], Warszawa 1966.

26 Vgl. Molenda, *Chłopi* (wie Anm. 5), S. 114 f.

verbreitete Gerücht, dass die Bauern im Falle einer russischen Niederlage ihre Privilegien wieder an die Großgrundbesitzer verlören.²⁷ Vor diesem Hintergrund ist es nicht verwunderlich, wenn sich die legalistisch und monarchistisch eingestellten Bauern gegenüber dem russischen Staat und der regierenden Dynastie loyal verhielten. So bezeichneten sie die zaristischen Truppen als „unsere“.²⁸ Nach dem Rückzug der Russen aus Kongresspolen im August 1915 galt der Rubel unvermindert als die einzige „wahre Währung“. Im ehemaligen russischen Gouvernement Kielce schenkte man ihm während der gesamten deutschen Besatzungszeit „unbegrenzttes Vertrauen“ und zog ihn jeder anderen Währung vor.²⁹ Zu dieser Erkenntnis sollte die deutsche Besatzungsmacht erst sehr spät gelangen.³⁰ In vielen Orten arbeiteten polnische Ortsvorsteher mit den Befehlshabern der russischen Truppen zusammen, wofür sie später durch den neuen deutschen Hausherrn kurzerhand entlassen wurden.³¹

Die prorussische und zugleich antideutsche Orientierung in der kongresspolnischen Bevölkerung wurde durch das militärische Vorgehen der deutschen Truppen noch verstärkt. Die Nachrichten über deutsche Kriegsgreuel wie die brutale Bombardierung von Kalisz³² und das Blutbad in Częstochowa³³ verbreiteten sich wie ein Lauffeuer im Land und weckten

27 Vgl. Dzierzbicki, *Pamiętnik lat wojny* (wie Anm. 9), S. 167.

28 Roman Wapiński: *Regionalizm doświadczenie przeszłości, od schyłku XIX wieku do roku 1939* [Regionalismus – Erfahrungen aus der Geschichte. Vom Ende des 19. Jahrhunderts bis 1939], in: Marek Latoszek (Hrsg.): *Regionalizm jako folklorizm, ruch społeczny i formuła ideologiczno-polityczna* [Der Regionalismus als Folklorismus, gesellschaftliche Bewegung und ideologisch-politische Theorie], Gdańsk 1993, S. 50. Noch während des polnisch-sowjetischen Krieges 1920 fragten vereinzelt Bauern: „Wer gewinnt, unsere oder die Polen“. Stanisław Grabski: *Pamiętniki* [Erinnerungen], Bd. 2, Warszawa 1989, S. 155.

29 Jerzy Jermianowski: *W starych Kielcach* [Im alten Kielce], Kraków 1975, S. 148. Sogar nach der Wiedererlangung der Staatlichkeit 1918 hamsterten viele Bauern den Rubel mit unerschütterlichem Glauben an seine weitere Verwendbarkeit. Vgl. Józef Chałasiński: *Młode pokolenie chłopów* [Die junge Generation der Bauern], Bd. 1: *Spoleczne podłoże ruchów młodzieży wiejskiej w Polsce* [Soziale Grundlagen der ländlichen Jugendbewegungen in Polen], Warszawa 1984, S. 154.

30 „Der Bauernstand ist von den russischen Beamten bevorzugt und verwöhnt worden. Die russische Politik habe auf diesem Wege Zwist zwischen Klein- und Großbesitz hervorgerufen und dadurch den Bauernstand zu sich hingezogen“. Niederschrift über die Verhandlungen des Staatsministeriums vom 8. Oktober 1916 betreffend die Neugestaltung Polens, in: Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg, (BA/MA), N30, S. 4 f.

31 Vgl. Jerzy Kukulski: *Ziemia Piotrowska w ogniu* [Das Petrikauer Land an der Schwelle zur Unabhängigkeit], Łódź 1969, S. 28.

32 Die Gründe für das scharfe Vorgehen am 4. August 1914 in Kalisz, bei dem die Stadt bombardiert, in Flammen gesetzt und die Bevölkerung brutal dezimiert wurde, bleiben bis heute rätselhaft. Als die polnische Schriftstellerin Maria Dąbrowska im Dezember 1915 die Stadt besuchte, fand sie dort nur schwelende Trümmerfelder vor. Ihre Eindrücke gab sie noch Jahre später in ihrem berühmten Roman „*Noce i dnie*“ [Tage und Nächte] wieder. Vgl. Maria Dąbrowska: *Dzienniki 1914–1923* [Tagebücher 1914–1923], Bd. 1, Warszawa 1998, S. 85. Sogar unter den polenfreundlich gesinnten Deutschen verurteilte man die Zerstörung von Kalisz als nutzlose Grausamkeit. Vgl. Adolf Warschauer: *Deutsche Kulturarbeit in der Ostmark. Erinnerungen aus vier Jahrzehnten*, Berlin 1926, S. 276, 293.

33 Nach der Besetzung der Stadt am 3. August 1914 wurden im Zuge von Vergeltungsmaßnahmen für einen Schusswechsel, bei dem einige deutsche Offiziere ums Leben gekommen waren, die vermeintlichen polnischen Verdächtigen erschossen oder erstochen. Zudem wurden ca. 1 300 Einwohner verhaftet und aus der Stadt abtransportiert, wobei es zu zahlreichen tödlichen Übergriffen kam. Der Stadt wurde eine Kontribution auferlegt. Vgl. Aleksander Łoziński: *Jasna Góra podczas*

Verachtung und Abscheu: „Die Preußen, noch nicht zahlreich in Kongresspolen, nehmen die Städte und Städtchen ein, und ihnen folgt Gewalt und Rechtlosigkeit auf Schritt und Tritt“.³⁴ Gebannt vom deutschen Überfall auf Löwen im neutralen Belgien,³⁵ berichtete die Presse Kongresspolens über das Vorgehen der deutschen Militärs, durch das Europa mit einer „Orgie satanischer Grausamkeit“ befleckt worden sei.³⁶ Die Ritterlichkeit der in Polen kaum bekannten Belgier, eines „namenlosen, kaufmännischen Volkes“,³⁷ wurde der deutschen Barbarei entgegengestellt, während der britische Vorschlag, Kaiser Wilhelm II. nach dem Sieg auf St. Helena zu verbannen, als ein Affront gegen Napoleon angesehen wurde.³⁸ Bei diesem abgründigen Misstrauen und Hass war man nur allzu geneigt, Deutschland jede feindliche Absicht zuzutrauen.

Die Erosion der prorussischen Haltung

Das negative Bild begann jedoch seine Homogenität einzubüßen, da sich allmählich Berichte über ein zivilisiertes Verhalten deutscher Truppen zu mehren begannen. Inwieweit davon die lokale städtische und ländliche Mikroebene beeinflusst wurde, lässt sich nicht mehr eruieren. In Warschau kursierte beispielsweise die Geschichte, dass „die Preußen“ nach der Einnahme Petrikau die Einwohner nach deren Nöten befragt, sie mit Kohle und Mehl versorgt und die Ordnung in der Stadt wiederhergestellt hätten.³⁹ Ein Zeitzeuge berichtete in einem Brief, dass auf dem Gutshof der Familie Jaskowski in Chociw der Stab einer Division, darunter der Fürst von Sachsen-Coburg, sein Quartier bezogen und sich gegenüber den Besitzern höflich, sogar ausgesprochen freundlich verhalten habe. Oft sei die Adelsfamilie zum gemeinsamen Abendessen eingeladen worden und der Fürst habe ihnen zur Ehre „polnische Lieder singen“ lassen.⁴⁰ Es wurde berichtet, dass die deutschen Truppen zwar Getreide, Vieh, Kartoffeln requirierten und oft mit wertlosen Wechsellern dafür bezahlten, aber nicht plünderten, geschweige denn das Land zerstörten.⁴¹ „Wir können sie hassen, ihnen unsere Bewunderung in diesem Krieg verweigern dürfen wir nicht“, brachte die Fürstin Lubomirska diese Ambivalenz pointiert zu Papier.⁴²

Vor diesem Hintergrund sollten die mehr propagandistischen als realen Aktivitäten der Regierung in St. Petersburg und der Nationaldemokraten Dmowskis die prorussische Orientierung Kongresspolens nachhaltig festigen. Der Oberbefehlshaber der russischen Armee, Fürst Nikolaj Nikolaewiĉ,⁴³ überbot zu diesem Zweck jedes mögliche deutsche Koopera-

wojny europejskiej 1914–1918 [Der Helle Berg im Ersten Weltkrieg 1914–1918], Jasna Góra 1919, S. 23–25.

34 Pajewski (Hrsg.), *Pamiętnik* (wie Anm. 3), S. 18, 30, 368.

35 Vgl. Peter Schöller: *Der Fall Löwen und das Weißbuch. Eine kritische Untersuchung der deutschen Dokumentation über die Vorgänge in Löwen vom 25. bis 28. August 1914*, Köln 1958.

36 Vgl. Myśliński, *Początek* (wie Anm. 14), S. 33.

37 Pajewski (Hrsg.), *Pamiętnik* (wie Anm. 3), S. 18.

38 Ebenda, S. 53.

39 Ebenda, S. 67.

40 Dzierzbicki, *Pamiętnik lat wojny* (wie Anm. 9), S. 70.

41 Ebenda, S. 19, 43.

42 Pajewski (Hrsg.), *Pamiętnik* (wie Anm. 3), S. 181.

43 Nikolaj Nikolaewiĉ Romanov (1856–1929), Großfürst und Onkel des Zaren Nikolai II., von August

tionsangebot mit einem Manifest, das einem unter zaristischer Herrschaft zu errichtenden neuen Polen Glaubens- und Sprachfreiheit sowie Selbstverwaltung zusicherte.⁴⁴ Doch die ursprüngliche Begeisterung über das Manifest⁴⁵ schwand schon nach wenigen Monaten, als sich erwies, dass die Verlautbarung von der russischen Regierung nicht autorisiert gewesen war. In der Tat waren weder der Zar noch der Generalgouverneur in Warschau, Jakov Żilinskij, über die Verkündung informiert. Den Aufruf hatte Grigorij Trubeckoj geschrieben, der bereits im Januar 1914 zusammen mit Außenminister Sergej Sazonov dem Zaren ein noch weiter gehendes Autonomieprojekt vorgelegt hatte. Der Zar zeigte sich dem gewogen, doch die Denkschrift wurde durch den engstirnigen Innenminister, Nikolaj Maklakov, einen Menschen „beschränkt wie ein Provinzpräfekt“, zu Fall gebracht.⁴⁶ Dennoch sorgten Dmowskis Nationaldemokraten nicht nur für eine massenhafte Verbreitung des Manifests – der Text wurde am Sonntag, dem 16. August, von der Kanzel verlesen –, sondern auch für dessen nationalistische Interpretation. In dem Maß, wie die Proklamation sich verbreitete, stiegen Dmowskis Popularität und zugleich der Einfluss der Nationaldemokratischen Partei an. Besonders wirkungsvoll erwies sich das Danksagungstelegramm, das Dmowski und 69 einflussreiche Warschauer Persönlichkeiten an Fürst Nikolaevič richteten.⁴⁷ Die meisten der Unterzeichner gehörten dem am 29. August 1914 unter russischer Patronage gegründeten „Zentralen Bürgerkomitee“ an, einer karitativen Organisation, an deren Spitze der Präses der „Zentralen Landwirtschaftlichen Gesellschaft“, Seweryn Czetwertyński,⁴⁸ stand. Doch im Lichte der fehlenden Zustimmung des Zaren zum Manifest mutierte die darauf folgende Adresse in der Bevölkerung zu „einem Schabernack einiger Aristokraten und Plutokraten“ und wurde immer stärker im bürgerlichen Milieu missbilligt, während „der Schall von Posaunen“ des Fürsten Oldenburg,⁴⁹ der den Opfermut der Warschauer Bevölkerung in den ersten Monaten des Krieges gepriesen hatte, allmählich verhallte.⁵⁰

- 1914 bis August 1915 formeller Oberbefehlshaber der russischen Armee. Durch Intrigen und Ränke am Hofe verlor er seinen Posten und übernahm den Oberbefehl an der Front im Kaukasus. Nach der Februarrevolution emigrierte er nach Frankreich.
- 44 Der deutsche Wortlaut in: Walter Recke: Die polnische Frage als Problem der europäischen Politik, Berlin 1927, S. 205.
- 45 Vgl. Krzysztof Dunin Wąsowicz: Warszawa w 1914 roku [Warschau im Jahre 1914], Warszawa 1989, S. 60.
- 46 Erinnerungen des Fürsten Grigorij Trubeckoj, in: Berliner Monatshefte 16 (1938), S. 166. Vgl. auch: Wolfgang Leppmann: Die polnische Frage in der russischen Politik, in: Berliner Monatshefte 13 (1935), S. 6.
- 47 Durch einen Satz im Telegramm gekränkt, in dem die dankbaren Polen ihre Loyalität nicht ihm, sondern dem Zaren bezeugten, ließ der launische Nikolaj das Telegramm äußerst kühl beantworten. Unter den Signatoren befand sich auch der polnische Nobelpreisträger Władysław Reymont. Vgl. Pajewski (Hrsg.), Pamiętnik (wie Anm. 3), S. 28.
- 48 Seweryn Czetwertyński (1873–1945), 1907–1917 Präses der Zentralen Landwirtschaftlichen Gesellschaft, 1914–1915 Präses des Bürgerkomitees. Nach dem Ersten Weltkrieg. Abgeordneter im polnischen Sejm. Im Zweiten Weltkrieg Häftling im KZ-Buchenwald. Fürstin Lubomirska charakterisierte ihn als „einen ehrgeizigen Fürsten, aus miserablem Holz geschnitzt“. Ebenda, S. 124.
- 49 Peter Fürst Oldenburg (1868–1924), verheiratet mit Großfürstin Olga Aleksandrovna Romanova (1882–1960), der jüngsten Schwester von Zar Nikolai II. Kommandeur eines elitären Garderegiments. Aufgrund homosexueller Neigungen wurde seine Ehe durch den Zaren annulliert.
- 50 Zawadzki, Warszawa (wie Anm. 8), S. 6.

In der Tat verwandelten die meisten Einwohner „die Frontstadt Warschau“ „aus einer verspielten Metropole [in; A. St.] ein großes Haus der barmherzigen Samariter für die russischen Kriegsinvaliden und Soldaten“,⁵¹ die an der Front verwundet worden waren. Zwar sollen sich „manche Polen über ihre Landsfrauen empört haben, als diese in Krankenhäusern die an der Front verwundeten russischen Soldaten pflegten“, aber nach der russischen Gegenoffensive im November 1914 wurden die nach Kongresspolen zurückgekehrten Truppen erneut mit Brot und Salz als Befreier und rechtmäßige Hausherren begrüßt,⁵² während die im Kampf Verwundeten mit Zeitungen, Zigaretten und Bonbons beschenkt wurden.⁵³

Aber ausgerechnet im bürgerlichen Milieu kühlte die Begeisterung für Russland allmählich ab. Dies war vor allem eine Reaktion auf die eher kosmetischen Zugeständnisse der Regierung in St. Petersburg. Die Duma verabschiedete erst im Frühjahr 1915 ein Gesetz über die Stadtverwaltung als „ein Osterei für die Polen“, weil es kurz vor Ostern das Parlament passierte.⁵⁴ Zudem setzte der Abzug russischer Beamter samt ihrer Familien aus Warschau ein ambivalentes Verhältnis des polnischen Bürgertums zur russischen Macht in Gang. Als sich schließlich die Front der Stadt näherte, begannen die Russen keinen Hehl mehr aus ihren Evakuierungsplänen zu machen.⁵⁵ Bis dato hatten sie Warschau, wenngleich nicht unbemerkt, so doch immerhin überwiegend in geordneten Bahnen verlassen. Mitte Oktober 1914 jedoch, als die Truppen von Hindenburg und Ludendorff vor Warschau standen, griff Panik um sich. Eine Desillusionierung der einst mit Russland verknüpften Hoffnungen machte sich nicht nur unter den Warschauern breit. Und je mehr sich die wirtschaftliche Lage in Kongresspolen verschlechterte, desto häufiger wurden die gegenwärtigen misslichen Umstände und die schmerzliche Wirklichkeit auf die Russen zurückgeführt.

Nachdem in den bisherigen Herbstmonaten ununterbrochen russische Geld- und Goldströme nach Warschau geflossen waren,⁵⁶ kam nun mit dem russischen Abzug auch der gewaltige finanzielle Transfer in die Stadt zum Stillstand.⁵⁷ Dieser Zustrom hatte zahlreiche Arbeitsplätze gesichert, den Einwohnern die Taschen gefüllt und den Zusammenbruch der florierenden Warschauer Industrie abgefedert, die der Stadt, von der deutschen Konkurrenz durch hohe Zölle geschützt, in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts eine nie zuvor gekannte Prosperität und Blütezeit beschert hatte. Zudem lagen infolge der Kampfhandlungen die Getreidefelder brach. Die Verschlechterung erkannte selbst das Petersburger Innenministerium, doch etwaige Hilfsmaßnahmen stießen auf administrative Hemmnisse und verblieben somit in den Schubladen der Behörden.

Schließlich machte sich unter den Polen die Überzeugung breit, dass Russland „ein Riese auf tönernen Füßen“ sei. So konstatierte die Schriftstellerin Janina Konarska in ihrem Tagebuch, dass man keineswegs mehr auf künftige russische Siege setzen solle. „Wahr-

51 Ebenda, S. 7.

52 Anna Leo: *Gawenda o niedawnej przeszłości* [Erzählung über eine nahe Vergangenheit], Warszawa 1929, S. 273.

53 Vgl. Pajewski (Hrsg.), *Pamiętnik* (wie Anm. 3), S. 67.

54 Dzierzbicki, *Pamiętnik lat wojny* (wie Anm. 9), S. 38.

55 Vgl. Zawadzki, *Warszawa* (wie Anm. 8), S. 10.

56 Vgl. Wolfgang von Kries: *Nachlass*, 2, S. 131, in: Bundesarchiv Koblenz Nr. 710-4.

57 „Die Russen sollten hier ein rasendes [sic!] Geld ausgegeben haben“, vermerkte der deutsche Generalgouverneur von Beseler an seine Frau nach seinem viermonatigen Aufenthalt in Warschau (22. Dezember 1915), in: BA-MA Freiburg, N30/53, S. 38.

scheinlich war der Knüppel zu mild oder unsere Gesellschaft ist zu kurzichtig, wenn wir uns weiterhin bei den einstigen Peinigern die Gunst erschleichen wollen“.⁵⁸ Am Ende des ersten Kriegsjahres hatte eine unverhohlene Distanzierung zu Russland die ursprünglich prorussische Haltung der Bevölkerung abgelöst. Angesichts des Einzugs der Deutschen, denen gegenüber die einheimische Bevölkerung noch tieferes Misstrauen oder sogar Hass hegte, sowie der eigenen ungewissen Zukunft machte sich vor allem Unsicherheit breit. Nach der 120-jährigen zaristischen Herrschaft fiel es schwer, daran zu glauben, dass sich das Russische Reich endgültig aus Polen zurückziehen werde. Die Mehrheit der Polen hielt daher eine baldige russische Rückkehr und eine Vergeltung für denkbar.

Man kann die ursprünglich prononciert prorussische Haltung als ein herausragendes Beispiel für die wirkungsvolle russische Politik gegenüber den polnischen Untertanen in den Jahren 1864–1914 interpretieren. Es wäre dann einer der selteneren Fälle, bei dem die Politik der Regierenden den Interessen der Regierten nicht zuwiderlief.⁵⁹ Das Hineinwachsen der kongresspolnischen Bevölkerung ins Imperium der Romanovs war aus russischer Sicht mehr als wünschenswert, obgleich es nicht immer konsequent umgesetzt wurde. In diesem Rahmen dürfte paradoxerweise die loyale Haltung der Mehrheit der polnischen Bevölkerungsgruppen (Adel, Klerus, Großindustrielle, Bauern) in den Jahren 1914/15 nicht zuletzt auch der Nachlässigkeit oder gar Schlampigkeit der zaristischen Bürokratie und dem Dickicht von korrumpierten Netzwerken in der polnischen Provinz entsprungen sein, die allesamt die eigentliche Strenge der zaristischen Politik in der Praxis unbeabsichtigt abmilderten.⁶⁰

Die Bevölkerung Kongresspolens hegte für den neuen Besatzer keine Sympathien. Für eine prodeutsche Stimmung sprach in den ersten Kriegsmonaten kaum etwas. Für die neue Besatzung gestaltete es sich daher schwierig, eine Brücke zu breiten Schichten der Bevölkerung zu schlagen. Ein dünner Faden spann sich lediglich zum Bürgertum und zur Intelligenz. Aber auch diese beiden Milieus waren durch die Bilder der Germanisierungspolitik aus der Provinz Posen vorgeprägt.⁶¹ Ihre bevorzugte Perspektive (das Funktionsgedächtnis)⁶² richtete sich auf die mythischen Orte der negativ besetzten, deutsch-polnischen Verschränkung: den Streik in Wreschen, den Fall von Drzymała, die Sondergesetzgebung.⁶³ Diese Topoi wurden im Laufe der ersten Kriegsmonate verstärkt aktiviert, als sich zunächst die Kunde über die Übergriffe der einmarschierenden Truppen an der Zivilbevölkerung in Kalisz

58 Janina Konarska: *Wojna nad dworem* [Der Krieg über dem Gutshof], in: *Karta* 19 (1996), S. 147.

59 Vgl. Barbara Tuchman: *Die Torheit der Regierenden. Von Troja bis Vietnam*, Frankfurt a.M. 2001.

60 Vgl. Chwalba, *Polacy* (wie Anm. 17).

61 Vgl. Zawadzki, *Warszawa* (wie Anm. 8), S. 10.

62 Nach Aleida Assmann unterscheidet man zwischen dem Funktionsgedächtnis und Speichergedächtnis. Das erstere kennzeichnet sich durch einen Gruppenbezug, Selektivität, Wertbindung und Zukunftsorientierung und folgt nicht der Chronologie. Vgl. Aleida Assmann: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999, S. 134 f.

63 1901 ging von Wreschen der Schulstreik polnischsprachiger Kinder aus, der sich gegen den Unterricht in deutscher Sprache richtete. Prompt wurden der Protest und mit ihm die Stadt selbst zur Verkörperung des polnischen Widerstandes gegen die Germanisierung der polnischen Bevölkerung in der Provinz Posen. Michał Drzymała (1857–1937) wurde zum polnischen Nationalhelden und zur Symbolfigur des Widerstands gegen die Germanisierung, als er einen Zirkuswagen auf sein Grundstück stellte, um das für die Polen in Preußen geltende Ansiedlungsverbot von 1904 zu umgehen. Da der Wagen baurechtlich nicht als Haus galt, fiel er nicht unter das Ansiedlungsgesetz.

und Cześćochowa verbreitete,⁶⁴ und erneut im frühen Sommer 1915, als „die Deutschen ihre Visitenkarten vorausschickten, indem sie aus den brummenden Aeroplanen [Zeppelins; A. St.] die Bomben auf die Stadt abwarfen“.⁶⁵ „Die Deutschen sind Formalisten, ferner konservativ, rücksichtslos und unbeugsam, schätzen hoch den Titel, die Macht und Hierarchie, aber verachten andere Völker“, so lautete Lubomirskas summarische, dennoch repräsentative und die verschiedenen polnischen Milieus umfassende Wiedergabe, wie die Deutschen in Kongresspolen wahrgenommen wurden.⁶⁶ Diese Typologisierung bestätigte die eigene moralische Überlegenheit und führte eine ideologische Distanz zu den Deutschen herbei. Sogar das am wenigsten mit dem russischen Affekt behaftete bürgerliche Milieu in Warschau hoffte angesichts des Donnergröllens, das diesmal das Ende der russischen Herrschaft in Polen verkünden sollte, eher auf eine baldige österreichische Besetzung und auf den Einmarsch von Piłsudskis Legionen, der unter österreichischer Fahne versammelten polnischen Freischärler.⁶⁷

Summary

This analysis focuses on the reaction of the Polish people or rather of their various social environments – the nobility, industrial magnates, Warsaw’s middle classes, the clergy and the peasantry – to the outbreak of the First World War in August 1914 and to the progress of the German-Russian war negotiations in the three months which followed; these negotiations took place in Poland’s core, the area which went down in history as Congress Poland. The attitudes of the above-mentioned social groups were based on and comprised German prejudices (stemming from the pre-war era), the progress of war on the territory of Congress Poland, where the Russian „steamroller“ was retreating from the advancing German troops, and finally the great disappointment of the pro-Russian Poles in the face of the political concessions granted by the Tsar. This meant that the dwindling of the original support for a primarily pro-Russian option by no means resulted in a pro-German stance. This was the beginning of a development which was to remain relevant until the last day of the German occupation of Congress Poland in November 1918.

64 Vgl. Kakowski, *Z niewoli* (wie Anm. 4), S. 123, 242.

65 Vgl. Zawadzki, *Warszawa* (wie Anm. 8), S. 11; Pajewski (Hrsg.), *Pamiętnik* (wie Anm. 3), S. 69. „Heute warf ein Aeroplan drei Bomben auf Warschau. Eine fiel an der Ecke Aleje Jerozolimskie und Brackastraße. Anscheinend gibt es keine Opfer – die Kinder erschrecken nicht besonders“, in: Dzierzbicki, *Pamiętnik lat wojny* (wie Anm. 9), S. 27.

66 Pajewski (Hrsg.), *Pamiętnik* (wie Anm. 3), S. 281.

67 Vgl. Zawadzki, *Warszawa* (wie Anm. 8), S. 9.

Aufstandshoffnungen, Neuorientierung und Wiedererrichtung Polens: Zur öffentlichen Debatte über das deutsch-polnische Verhältnis im Ersten Weltkrieg

von Robert Spät

„Die öffentliche Meinung über Polen ist heute in Deutschland wieder ungünstiger“, stellte die „Kölnische Volkszeitung“ am 29. Dezember 1914 fest. „Am Beginn des Krieges“, fuhr das Blatt fort, „war sie entschieden polenfreundlich und dies auf Grund von Annahmen, die keiner näheren Prüfung standhielten. [Viele; R. S.] sprachen von der Wiederaufrichtung Polens, dabei aber galt zweierlei als politisches Dogma: der sofortige Polenaufstand und der glühende Haß *aller* Polen gegen Rußland.“¹

Mit diesen Worten leitete das Zentrumsblatt ein Resümee der öffentlichen Debatte über die „polnische Frage“ in den ersten Kriegsmonaten ein. Scharf verurteilte das Blatt all jene deutschen Zeitungen, die sich nach anfänglicher Aufstandseuphorie mit Blick auf Kongresspolen enttäuscht gezeigt hätten und in altbekannte antipolnische Vorurteile verfallen seien. Dem hielt die Zeitung die Loyalität und Pflichterfüllung der preußischen und galizischen Polen in den Heeren Deutschlands und Österreich-Ungarns entgegen und rühmte die Tapferkeit der Polnischen Legionen, die zu Kriegsbeginn eigenmächtig die Kampfhandlungen gegen Russland eröffnet hätten. In der polnischen Bevölkerung Kongresspolens werde den Mittelmächten große Sympathie entgegengebracht, die wegen des Aufmarschs der russischen Heere nicht öffentlich habe bekundet werden können. Abschließend plädierte das Blatt für eine differenzierte und gerechte Beurteilung der Polen in den drei Teilungsgebieten und blickte mit den Worten: „Die neue Stimmung wird und muß bald kommen“ erwartungsvoll einer Neuorientierung im deutsch-polnischen Verhältnis entgegen.²

Der Artikel der „Kölnischen Volkszeitung“ warf ein Schlaglicht auf die „polnische Frage“ und benannte mit den Aufstandshoffnungen, der Haltung der Polen im Krieg und einer möglichen Neuorientierung bedeutende Themen der öffentlichen Debatte. Im Folgenden werden am Beispiel der deutsch- und polnischsprachigen Presse in Deutschland und Österreich-Ungarn die in den Öffentlichkeiten beider Länder geführte Debatte über das deutsch-polnische Verhältnis zu Kriegsbeginn, die zentral diskutierten Themen und schließlich die Veränderungen in der Debatte im Verlauf des Weltkrieges untersucht.³

1 OFB: Die Polen und die deutsche Öffentlichkeit [sic!], in: Kölnische Volkszeitung 1110 v. 29. Dezember 1914 (kursive Hervorhebung im Original gesperrt).

2 Ebenda.

3 Öffentlichkeit bildet einen spezifischen Kommunikationsraum zahlreicher konkurrierender Diskurse, der gesellschaftlichen Verständigung und Konfliktaustragung, der Artikulation von Interessen sowie der Konstruktion und Legitimierung von Herrschaftsverhältnissen. Dabei handelte es sich im Kaiserreich nicht mehr um ein überwiegend geschlossenes bürgerliches Phänomen, sondern um eine pluralistische Öffentlichkeit, in der Akteure und Medien aus verschiedenen politischen Lagern und gesellschaftlichen Schichten miteinander kommunizierten und diskutierten. Karl Christian Führer, Knut Hickethier u.a.: Öffentlichkeit – Medien – Geschichte. Konzepte der modernen Öffentlichkeit und Zugänge zu ihrer Erforschung, in: Archiv für Sozialgeschichte 41 (2001),

Kein Aufstand in Kongresspolen: Die deutsche und polnische Presse zu Kriegsbeginn

Mit der Julikrise 1914 und dem Beginn des Weltkrieges verschwanden die repressive preußische Polenpolitik und der Konflikt zwischen preußischer Staatsregierung und deutscher Bevölkerung auf der einen Seite sowie der polnischen Bevölkerung auf der anderen Seite aus dem Fokus der Presse. Diese Auseinandersetzung hatte im Deutschland der Vorkriegszeit die öffentliche Debatte über die „polnische Frage“ bestimmt. Stattdessen beherrschte nun der Krieg die Presse: Die Zeitungen berichteten über die sich überschlagenden Ereignisse, die Mobilmachungen, Kriegserklärungen und den Beginn der Kämpfe. Zugleich änderten sich die Rahmenbedingungen der öffentlichen Kommunikation grundlegend. Die Militärbehörden übernahmen die oberste regionale Kontrollgewalt und schränkten die Versammlungs-, Presse- und Meinungsfreiheit ein, die Presseberichterstattung unterlag der Prüfung durch die Zensurbehörden; Ende August 1914 untersagte die Reichsleitung die öffentliche Erörterung von Kriegszielen, und im Zeichen der Burgfriedenspolitik wurden die innenpolitischen Konflikte ausgesetzt.⁴

Für die Debatte über die „polnische Frage“ war bedeutend, dass die deutschen Rechten – Konservative, Nationalliberale und radikale Nationalisten – ihre Propaganda großenteils hinter die Kulissen der Öffentlichkeit verlagerten und vor allem in vertraulichen Denkschriften für ihre Kriegsziele warben. Auch der radikalnationalistische „Deutscher Ostmarkenverein“, der für seine antipolnische Agitation berüchtigt war, hielt sich nun öffentlich zurück. Angriffe der polnischen Nationaldemokraten gegen die gemäßigten und loyalen preußischen Polen wurden von den Zensurbehörden unterbunden.⁵ Die in der Vorkriegszeit meinungsführenden Akteure und Medien im deutsch-polnischen Nationalitätenkonflikt waren somit seit Kriegsbeginn in der Öffentlichkeit weniger präsent.

Der Blick deutscher und österreichischer Zeitungen richtete sich auf Kongresspolen, das zum Hauptkriegsschauplatz zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn und Russland werden sollte. Unter Titeln wie „Drohender Aufstand in Kongresspolen“ oder „Alle Polen gegen Rußland!“ erörterten sie einen möglichen polnischen Aufstand gegen die russische Herrschaft. Sie begrüßten entsprechende Aufrufe polnischer Parteien und Gruppen aus Warschau und Galizien, denn eine Erhebung könne nicht nur die russische Offensive schwächen, womöglich sogar verhindern, sondern wäre auch ein deutliches Zeichen der Parteinahme zugunsten der Mittelmächte.⁶ So berichtete die liberale „Frankfurter Zeitung“ über Meutereien, Kundgebungen und die Bildung von Freischaren gegen die russischen Truppen,⁷ das

S. 1-38, hier S. 2-11; Kurt Imhof: „Öffentlichkeit“ als historische Kategorie und als Kategorie der Historie, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 46 (1996), S. 3-25, hier S. 4.

4 Vgl. Kurt Koszyk: Deutsche Pressepolitik im Ersten Weltkrieg, Düsseldorf 1968, S. 68-83.

5 Vgl. Felix-Heinrich Gentzen: Der deutsche Ostmarkenverein von 1914 bis 1918, in: Adam Galos, Felix-Heinrich Gentzen u.a. (Hrsg.): Die Hakatisten. Der Deutsche Ostmarkenverein (1894–1934). Ein Beitrag zur Geschichte der Ostpolitik des deutschen Imperialismus, Berlin (Ost) 1966, S. 265-314, hier S. 265 f.; Marek Rajch: Preußische Zensurpolitik und Zensurpraxis in der Provinz Posen 1848/49 bis 1918, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 56 (2002), S. 1-77, hier S. 60.

6 Drohender Aufstand in Kongresspolen, in: Kölnische Volkszeitung 698 v. 6. August 1914; „Alle Polen gegen Rußland!“, in: Freie Presse (Elberfeld-Barmen) 183 v. 8. August 1914; Die russischen Polen gegen Rußland, in: Posener Neueste Nachrichten 4624 v. 7. August 1914.

7 Vgl. Frankfurt, 10. August, in: Frankfurter Zeitung v. 10. August 1914, Abendblatt.

deutsch-nationale „Posener Tageblatt“ deutete dramatische Reiseberichte aus Kongresspolen als Anzeichen einer Revolution.⁸ Als die katholische Wiener „Reichspost“ einen Aufruf aus Warschau abdruckte, der eine detaillierte Handlungsanleitung zu Vorbereitung, Ausrüstung und Verhalten der polnischen Bevölkerung während eines Aufstandes enthielt,⁹ schien die Erhebung unmittelbar bevorzustehen.

In ihren erwartungsvollen Artikeln übertrugen die Zeitungen die in Deutschland und Österreich-Ungarn infolge des Kriegsausbruchs herrschende Erregung auf Kongresspolen und hofften, dass die polnische Bevölkerung sich am Kampf gegen Russland beteiligen werde. Deutlich knüpften sie an die Tradition der polnischen Aufstände gegen Russland an und verwiesen auf die strenge Russifizierungspolitik in der Vorkriegszeit. Die Zuversicht wurde gestützt durch Aufrufe von deutschen und k.u.k.-Heerführern zur Befreiung Kongresspolens von russischer Herrschaft.¹⁰ Selbst ein Manifest des russischen Oberbefehlshabers Großfürst Nikolaj Nikolaev, das als Belohnung für den Kampf gegen die Mittelmächte ein vereintes autonomes Polen innerhalb des Russischen Reiches versprach, konnte die Aufstandshoffnungen der deutschen Presse nicht trüben, sondern wurde als unaufrichtiges Täuschungsmanöver bewertet.¹¹

Die Suche nach Verbündeten im Krieg motivierte die Berichterstattung über Polen, denn insbesondere in den ersten Kriegswochen, als zur Umsetzung des Schlieffen-Plans der Großteil des deutschen Heeres in Frankreich kämpfte, hätte ein Aufstand in Kongresspolen für militärische Entlastung an der Ostfront Deutschlands gesorgt. Das angespannte preußisch-polnische Verhältnis wurde in der Berichterstattung zumeist ausgeblendet; Kritik gegenüber den Erwartungen an die Polen war nur vereinzelt zu finden. So verurteilte der sozialdemokratische „Vorwärts“ die Aufrufe an die waffenlosen Polen zum aussichtslosen Kampf gegen die übermächtigen russischen Truppen scharf.¹² Das Zentrumsblatt „Kölnische Volkszeitung“ erläuterte mit etwas zeitlichem Abstand, dass die beherrschte Haltung der Bevölkerung Kongresspolens allein der Pflichterfüllung gegenüber dem russischen Staat geschuldet sei und die preußischen Polen gleichfalls pflichtgemäß in den deutschen Heeren dienten.¹³

8 Vgl. Ein polnischer Aufstand in Kongresspolen in Vorbereitung, in: Posener Tageblatt 365 v. 7. August 1914; Revolution in Warschau?, in: Posener Tageblatt 368 v. 8. August 1914; Warschau in Flammen?, in: Posener Tageblatt 368 v. 8. August 1914; Der Aufstand in Kongresspolen, in: Posener Tageblatt 370 v. 10. August 1914; Der polnische Volkskrieg gegen Rußland, in: Posener Tageblatt 375 v. 13. August 1914.

9 Vgl. Gärung in Kongresspolen. Ein Aufruf zum Aufstande, in: Reichspost 366 v. 5. August 1914. Siehe auch: Aus Kongresspolen, in: Norddeutsche Allgemeine Zeitung 182 v. 6. August 1914.

10 Vgl. Wiesława Toporowicz: Sprawa polska w polityce rosyjskiej 1914–1917 [Die polnische Frage in der russischen Politik 1914–1917], Warszawa 1973, S. 87; Werner Conze: Polnische Nation und deutsche Politik im Ersten Weltkrieg, Köln u.a. 1958, S. 46–48.

11 Vgl. Um Polens Hilfe!, in: Vorwärts 221 v. 15. August 1914; Das russische Liebeswerben um die Polen, in: Tägliche Rundschau 384 v. 16. August 1914; Rußland. Ein Appell an die „slawische Sache“, in: Norddeutsche Allgemeine Zeitung 192 v. 16. August 1914, zweite Ausgabe. Vgl. Toporowicz, Sprawa polska (wie Anm. 10), S. 86–93.

12 Vgl. Die politischen Strömungen in Kongresspolen, in: Vorwärts 241 v. 4. September 1914. Siehe auch: Die Haltung der Polen, in: Kölnische Volkszeitung 1079 v. 17. Dezember 1914.

13 Vgl. OFB, Die Polen (wie Anm. 1).

Hingegen erklärten deutsche konservative Zeitungen und Publizisten das Ausbleiben des Aufstands mit der angeblich wirkmächtigen Russophilie in der polnischen Bevölkerung.¹⁴ Besonders Maximilian Harden und George Cleinow, die Herausgeber der politisch-literarischen Zeitschriften „Die Zukunft“ bzw. „Die Grenzboten“, kritisierten in polemischen Artikeln die Passivität der Polen im russischen Teilungsgebiet. Sie werteten diese als Ausdruck entschiedener Loyalität zu Russland, zumindest aber als bloßes Taktieren, sich im Krieg keinesfalls voreilig auf eine Seite festzulegen.¹⁵

Die Äußerungen der einflussreichen deutschen Publizisten provozierten eine entschiedene Entgegnung Wilhelm Feldmans, eines aus Galizien stammenden polnisch-jüdischen Publizisten. Feldman war im Auftrag des Obersten Polnischen Nationalkomitees in Krakau (Naczelny Komitet Narodowy, NKN) nach Berlin entsandt worden, wo er in den politisch maßgebenden Kreisen und in der deutschen Öffentlichkeit für die Abtrennung Kongresspolens von Russland und die Angliederung an Österreich-Ungarn warb.¹⁶ In einem in deutscher Sprache verfassten offenen Brief kritisierte er die negative Berichterstattung Hardens und Cleinows heftig. Nachdrücklich widersprach er der angeblichen polnischen Russophilie und beschrieb stattdessen ein „unterirdisches Warschau“, wo revolutionäre und patriotische Arbeiter und Bürger für die Abspaltung Polens von Russland wirkten.¹⁷ Die Erfolgsaussichten eines Aufstands in Kongresspolen seien angesichts der aufmarschierten russischen Armeen, der Einberufung vieler Polen in den Heeresdienst und der fehlenden Ausrüstung jedoch äußerst gering. Vielmehr verkörpere sich die antirussische Haltung der Polen in den Polnischen Legionen, die sich mit ihren Kämpfen gegen russische Truppen eindeutig auf die Seite der Mittelmächte geschlagen hätten.¹⁸ Darüber hinaus skizzierte Feldman die Bedrohung durch ein nach Westen expandierendes Russisches Reich, dem die Mittelmächte nur mithilfe eines starken polnischen Staates als Bündnispartner begegnen könnten. Als ersten Schritt hin zur Wiedererrichtung Polens suchte er die deutsche Öffentlichkeit auf eine positive Erörterung der „polnischen Frage“ festzulegen, denn laut Feldman würden die Polen von einer antipolnischen Debatte abgestoßen, von der einzig der Kriegsgegner Russland profitiere.¹⁹

14 Vgl. B. M.: Das russische Polentum und der Krieg, in: Kreuzzeitung 576 v. 28. November 1914.

15 Vgl. [Maximilian Harden]: Hört ihr die Toten?, in: Die Zukunft 23 (1914), Nr. 4, S. 97-128; George Cleinow: Die Polen und Rußland, in: Die Grenzboten 73,4 (1914), Nr. 41, S. 33-39.

16 Vgl. Aleksandra Garlicka: Organizacja akcji prasowej Naczelnego Komitetu Narodowego [Die Organisation der Presseaktivitäten des Obersten Nationalkomitees], in: Roczniki Historii Czołpismnictwa Polskiego 3 (1964), Nr. 2, S. 86-144, hier S. 95-97; Jan St. Miś: Idea niepodległości w myśli politycznej Wilhelma Feldmana [Die Idee der Unabhängigkeit im politischen Denken Wilhelm Feldmans], in: Ders. (Hrsg.): Twórcy polskiej myśli politycznej [Die Begründer des polnischen politischen Denkens], Wrocław 1978, S. 107-134, hier S. 110 f., 25 f.

17 Wilhelm Feldman: Zur Lösung der polnischen Frage. Offener Brief an Herrn George Cleinow, Redakteur der „Grenzboten“, und Herrn Maximilian Harden, Redakteur der „Zukunft“, Berlin 1914, S. 11 f., 19.

18 Vgl. Ebenda, S. 8. – Gleichmaßen erhob der in Deutschland lebende polnische Dichter Stanisław Przybyszewski die Polnischen Legionen zum Ersatz für den „unsinnige[n] Selbstmord“ einer Massenerhebung in Kongresspolen. Stanisław Przybyszewski: Und der polnische Aufstand?, in: Der Tag v. 3. Februar 1915, illustr. Teil. Siehe auch: Ders.: Polen und der heilige Krieg, München 1915, S. 55-58, 82-88.

19 Feldman, Lösung (wie Anm. 17), S. 28-33.

Die polnischsprachigen Zeitungen in Deutschland beteiligten sich hingegen kaum an den Spekulationen über eine mögliche Erhebung, sondern mahnten zu Ruhe und Besonnenheit. Denn sie fürchteten, dass die polnische Bevölkerung in Kongresspolen zum großen Leidtragenden der Kämpfe zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn und Russland werde. Allein schon die Tatsache, dass Polen in verschiedenen Armeen gegeneinander kämpften und „der Bruder seine mörderische Waffe gegen den Bruder“ erheben müsse, während über ihre Köpfe hinweg über ihr Los entschieden werde, war aus Sicht des nationaldemokratischen „Dziennik Poznański“ [Posener Tageblatt] unerträglich.²⁰

Stattdessen waren für die polnische Presse in Deutschland andere Themen relevant. Trotz ihrer Vorbehalte gegen den Krieg der Teilungsmächte gaben sich die Zeitungen vordergründig staatsreu, veröffentlichten die Mobilisierungsbekanntmachungen, die Appelle zur Verteidigung des Vaterlandes und zur Freiwilligenmeldung.²¹ Eine offen ablehnende Haltung wäre von den Behörden als Verrat gewertet und bestraft worden; allein die präventive Verhaftung von polnischen Redakteuren in Preußen zu Kriegsbeginn sowie die schärfere Pressekontrolle zeigten deutlich, dass abweichende Meinungen nicht toleriert würden. Daher drückten polnische Zeitungen wie der oberschlesische „Katolik“ [Der Katholik] ihre Distanz zur Obrigkeit aus, indem sie Berichte über die Massenkundgebungen oder die Ansprachen Kaiser Wilhelms II. an die deutsche Nation zwar wiedergaben, diese aber nicht kommentierten.²² Damit wurde nahegelegt, dass die Artikel nur der Information dienten, der Krieg aber allein die Deutschen betreffe. In ihren Leitartikeln und Kommentaren machten polnische Zeitungen jedoch deutlich, wem ihre Loyalität letztlich galt: Während der „Katolik“ seine Leser ermahnte, angesichts einer ungewissen Zukunft allein in Gott zu vertrauen,²³ erhob der „Dziennik Poznański“ allgemein die Interessen der Nation zum höchsten Wertmaßstab, wobei das Blatt offenkundig auf die „polnische Nation“ anspielte.²⁴ Indem sich die polnische Presse in Deutschland demonstrativ außerhalb der deutschen Nation positionierte, bildete sie weiterhin eine sprachlich und national klar abgegrenzte Gegenöffentlichkeit.

Großen Raum in der Berichterstattung polnischsprachiger Zeitungen nahmen die Kämpfe in Kongresspolen ein: Neben entsprechenden Meldungen aus den Hauptquartieren druckten sie Artikel aus anderen Blättern sowie Berichte und Briefe von Augenzeugen ab. Im August 1914 standen der Einmarsch in Kalisz (Kalisch) und die Zerstörung der Stadt im Fokus.

20 Z Nowym Rokiem [Zum neuen Jahr], in: Dziennik Poznański 1 v. 1. Januar 1915. Ähnlich: Wojny w Król. Polskiem [Der Krieg im Königreich Polen], in: Katolik 153 v. 22. Dezember 1914.

21 Vgl. Powołanym pod broń [Ruf zu den Waffen], in: Katolik 94 v. 5. August 1914; Publiczne wezwanie [Öffentlicher Aufruf], in: Kurjer Poznański 176 v. 4. August 1914. Siehe hierzu: Keya Thakur-Smolarek: Der Erste Weltkrieg und die polnische Frage. Die Interpretationen des Kriegsgeschehens durch die zeitgenössischen polnischen Wortführer, Berlin 2014, S. 73-77.

22 Exemplarisch: Parlament wobec wojny [Das Parlament angesichts des Krieges], in: Katolik 95 v. 8. August 1914; Orędzie cesarza Wilhelma do narodu [Aufruf Kaiser Wilhelms an die Nation], in: Katolik 96 v. 11. August 1914; Orędzie cesarza Wilhelma do wojska i floty [Aufruf Kaiser Wilhelms an die Armee und an die Flotte], in: Katolik 96 v. 11. August 1914.

23 Vgl. Powołanym pod broń, in: Katolik 94 v. 5. August 1915. Noch deutlicher: Nowy Rok 1915 [Neujahr 1915], in: Katolik 1 v. 2. Januar 1915.

24 W Królestwie Polskim [Im Königreich Polen], in: Dziennik Poznański 190 v. 21. August 1914. Ähnlich: Potrzeba jedności i zawartości [Notwendigkeit der Einheit], in: Kurjer Poznański 186 v. 15. August 1914.

Laut Berichten der Nachrichtenagentur „Wolffs Telegraphisches Bureau“ (W.T.B.) sei aus dem Hinterhalt auf die eingerückten deutschen Truppen geschossen worden, woraufhin bei der Gegenwehr die Häuser der Stadt in Brand geraten seien.²⁵ Bei den Angreifern habe es sich um prussische Freischärler oder um freigelassene Gefangene gehandelt, die von den russischen Truppen für ihre Attacken gegen die Deutschen bezahlt worden seien.²⁶ Dazu passte das Bild brandschatzender Kosaken, die planmäßig Städte in Brand setzten und ganze Landstriche verwüsteten, um den Vormarsch des Gegners zu behindern.²⁷ Über antirussische Stereotype, wie die Darstellung der russischen Soldaten als faul und untertänig, seelenlos und barbarisch, fanden deutsche und polnische Zeitungen eine plausible Erklärung für die Zerstörung der Stadt.²⁸ Ob es sich bei der Beschießung der Stadt um ein Kriegsverbrechen der deutschen Truppen gehandelt haben könnte, wurde hingegen weder in der deutsch- noch polnischsprachigen Presse Deutschlands und Österreich-Ungarns erörtert.²⁹

Ein weiteres zentrales Thema in der polnischsprachigen Presse waren die Polnischen Legionen, die in Galizien unter Aufsicht des k.u.k.-Armeeoberkommandos aus Freiwilligen gebildet worden waren und zu Kriegsbeginn unter der Führung Józef Piłsudskis kurzfristig die Stadt Kielce in Kongresspolen erobert hatten.³⁰ Besonders die in Krakau (Kraków) erscheinenden Zeitungen „Czas“ [Zeit], „Głos Narodu“ [Stimme des Volkes] und „Nowa Reforma“ [Neue Reform] beschrieben die zahlreichen Freiwilligenmeldungen, die Euphorie und die große Spendenbereitschaft der polnischen Bevölkerung. Die Blätter verbanden die loyale Haltung zu Kaiser Franz Joseph mit der aktiven Beteiligung am Kampf gegen Russland und belegten anhand von erfolgreich bestrittenen Kämpfen, hohen Verlusten und militärischen Auszeichnungen den Mut und die Tapferkeit der Legionen. Außerdem betonten sie das Tragen der polnischen Farben und das Singen polnischer Nationallieder durch die Legionäre.³¹ Solche nationalpolnischen Symbolhandlungen waren in Preußen verboten, doch durch einen Nachdruck dieser Artikel konnten die in Deutschland erscheinenden polnischsprachigen Zeitungen die symbolische Wirkung und Entfaltung des polnischen Pa-

25 Für die Meldungen des W.T.B. über Kalisch siehe beispielsweise: Freischärler in Belgien, Frankreich und Rußland, in: Neue Freie Presse v. 16. August 1914, Morgenblatt; Napad na wojska niemieckie w Kaliszu [Angriff auf die deutschen Truppen in Kalisch], in: Kurjer Poznański 187 v. 18. August 1914.

26 Vgl. Wer hat bei Kalisch geschossen?, in: Pester Lloyd v. 18. August 1914, Morgenblatt; Angriffe gegen die deutschen Soldaten in Kalisch und Czenstochau, in: Deutsche Presse v. 26. August 1914.

27 Vgl. Kalisz, in: Dziennik Poznański 189 v. 20. August 1914.

28 Vgl. Żołnierz rosyjski [Der russische Soldat], in: Dziennik Poznański 187 v. 18. August 1914. Das Blatt bezog sich auf einen Artikel im „Berliner Börsen-Courier“.

29 Vgl. Thakur-Smolarek, Der Erste Weltkrieg (wie Anm. 21), S. 105-114.

30 Vgl. Tomasz Serwatka: Józef Piłsudski a Niemcy [Józef Piłsudski und Deutschland], Wrocław 1997, S. 35-74.

31 Vgl. die zahlreichen, in den Rubriken „Legiony“ und „Naczelny Komitet Narodowy“ abgedruckten Artikel, z.B.: Legiony [Die Legionen], in: Czas 376 v. 24. August 1914; Legiony [Die Legionen], in: Czas 378 v. 25. August 1914; Naczelny Komitet Narodowy [Das Oberste polnische Nationalkomitee], in: Głos Narodu v. 1. September 1914, Wydanie poranne [Morgenausgabe]; Naczelny Komitet Narodowy – Legiony [Das Oberste Nationalkomitee – Die Legionen], in: Nowa Reforma 350 v. 17. August 1914.

triotismus in den Legionen verdeutlichen.³² Dadurch wurde die polnische Presse Galiziens für polnischsprachige Blätter in Deutschland zum wichtigen medialen Bezugspunkt.

Das Verhalten der preußischen Polen im Krieg wurde in der polnischsprachigen Presse kaum behandelt, geriet aber in den Fokus deutscher Journalisten und Publizisten. Nach Kriegsausbruch beobachteten sie aufmerksam, wie die in Deutschland und Österreich lebenden Polen sich verhielten, ob sie ihren Pflichten als Staatsbürger nachkamen und sich persönlich und materiell an den Kriegsanstrengungen ihres deutschen bzw. österreichischen „Vaterlandes“ beteiligten.³³ Besonders in Deutschland bestanden aufgrund der repressiven preußischen Polenpolitik und einer ausgeprägten kulturellen Identität der polnischen Bevölkerung Preußens Zweifel an der Loyalität, die jedoch beruhigt wurden, als die preußischen Polen ihren Wehrdienst zuverlässig erfüllten.³⁴ Mit vorsichtigen Zugeständnissen suchte die preußische Staatsregierung die polnische Bevölkerung in ihrer größtenteils loyalen Haltung zu bestärken und zugleich den deutsch-polnischen Nationalitätenkonflikt zu entschärfen, ohne jedoch die repressive Polenpolitik aufzuheben.

Ausführlich beschrieb der Schriftsteller und Korrespondent des linksliberalen „Berliner Tageblatts“, Emil Ludwig, die in diesem Zusammenhang gemachten Konzessionen, etwa die Erlaubnis zur Einsetzung des polnischen Bischofs Edward Likowski als Erzbischof von Gnesen und Posen, die liberalere Handhabung der antipolnischen Ansiedlungsgesetze seit Kriegsbeginn sowie die Zugeständnisse beim Gebrauch der polnischen Sprache im Religionsunterricht und im öffentlichen Leben. Auch hätten polnische Firmen im Krieg erstmals Staatsaufträge erhalten und seien an Heereslieferungen beteiligt, zudem seien Polen in den Ausschuss der Heeresverpflegung und in das Direktorium der Kriegskreditbank berufen worden. Schließlich habe der Burgfrieden zur Aufgabe des gegenseitigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Boykotts zwischen Deutschen und Polen geführt. Da die preußischen Polen sich seit Kriegsbeginn loyal zeigten, riet Ludwig der Staatsregierung zu weiteren Zugeständnissen und zu einer Neuorientierung der Politik.³⁵ Die präventiven Verhaftungen von polnischen Publizisten und Mitgliedern nationalpolnischer Organisationen zu Kriegsbeginn sowie das temporäre Erscheinungsverbot für polnische Zeitungen erwähnte Ludwig jedoch nicht. Entsprechende Hinweise waren vor allem der polnischsprachigen Presse in Deutschland zu entnehmen.³⁶

32 Exemplarisch: Legiony [Die Legionen], in: Dziennik Poznański 198 v. 30. August 1914; Zaprzysiężenie legionistów w Kielcach [Vereidigung der Legionen in Kielce], in: Dziennik Poznański 210 v. 13. September 1914; Bilans legionów [Bilanz der Legionen], in: Dziennik Poznański 229 v. 6. Oktober 1914; List żołnierza [Brief eines Soldaten], in: Katolik 140 v. 21. November 1914.

33 Emil Ludwig: Posen im Kriege, in: Berliner Tageblatt 606 v. 28. November 1914; OFB, Die Polen (wie Anm. 1). Siehe auch: Die Hoffnung Polens, in: Tägliche Rundschau 369 v. 23. Juli 1915.

34 Vgl. Jens Boysen: Nationale Minderheiten (Polen und Elsass-Lothringer) im preußisch-deutschen Heer während des Ersten Weltkriegs 1914–1918, in: Nordost-Archiv XVII (2008), H. 1, S. 108–136, hier S. 113–117; Alexander Watson: Fighting for Another Fatherland: The Polish Minority in the German Army, 1914–1918, in: English Historical Review 126 (2011), Nr. 522, S. 1137–1166, hier S. 1142–1151.

35 Vgl. Emil Ludwig: Posen im Kriege, in: Berliner Tageblatt 606 v. 28. November 1914. Siehe auch: Lech Trzeciakowski: Zabór pruski na przełomie epok [Das preußische Teilungsgebiet um die Jahrhundertwende], in: Dzieje Najnowsze 36 (2004), Nr. 3, S. 79–94, hier S. 83–86.

36 Siehe hierzu etwa: Aresztowanie [Verhaftung], in: Katolik 94 v. 5. August 1914; Do czytelników [An die Leser], in: Katolik 102 v. 25. August 1914; Polacy na Śląsku [Die Polen in Schlesien], in: Katolik 102 v. 25. August 1914.

Ein deutsches Medienthema im Weltkrieg: Die Verständigung zwischen Deutschen und Polen

In den ersten Monaten des Krieges war mit der Erörterung eines polnischen Aufstands, der Loyalität der polnischen Bevölkerung und einer möglichen deutsch-polnischen Verständigung eine Debatte über die „polnische Frage“ eröffnet worden, die in der Folgezeit intensiv, kontrovers, mitunter auch sehr polemisch geführt wurde und bis zum Kriegsende anhalten sollte. Daran beteiligten sich auf polnischer Seite hauptsächlich Anhänger des Krakauer Obersten Polnischen Nationalkomitees, die für die Abtrennung Kongresspolens von Russland und die Verbindung mit Galizien innerhalb Österreich-Ungarns eintraten. Diese nutzten neben Broschüren und Denkschriften die 1915 gegründeten deutschsprachigen Zeitschriften „Polnische Blätter“³⁷ und „Polen – Wochenschrift für polnische Interessen“³⁸ um die antirussische Haltung der Bevölkerung Kongresspolens zu beteuern und das Land historisch, religiös, kulturell, sprachlich und mentalitätsgeschichtlich als Teil des westeuropäischen Abendlandes darzustellen.³⁹ Dabei passten sie sich dem deutschen antirussischen Diskurs an und erweiterten diesen um eine polnische Komponente, womit sie jenseits der Kämpfe polnischer Soldaten und der Legionen auch rhetorisch am Krieg gegen Russland teilnahmen.⁴⁰ Offenbar wirkte Friedrich Naumanns im Oktober 1915 veröffentlichtes Buch „Mitteleuropa“ anregend. Der evangelische Theologe und liberale Politiker entwarf darin eine Wirtschafts- und Verteidigungsgemeinschaft unter Führung Deutschlands und Österreich-Ungarns mit Einbeziehung der Völker Ostmitteleuropas und insbesondere eines autonomen Polens. Naumanns Mitteleuropa sollte die militärischen Eroberungen Deutschlands im Osten in einen föderativen Staatenbund überführen und bildete mit dem politisch-moralischen Führungsan-

37 Vgl. Wilhelm Feldman gab ab Oktober 1915 in Berlin die „Polnischen Blätter“ heraus, die in einer Auflage von rund 3 000 Exemplaren erschienen, wovon 2 000 an Kiosken, in Buchhandlungen und Bahnhöfen vertrieben und die übrigen Exemplare an Journalisten, Politiker und einflussreiche Personen verschickt wurden. Iwona Kotelnicka: Wilhelm Feldman – ein polnisch-jüdischer Publizist in den Diskussionen seiner Zeit, in: Eleonore Lappin, Michael Nagel (Hrsg.): Deutsch-jüdische Presse und jüdische Geschichte. Dokumente, Darstellungen, Wechselbeziehungen, Bd. 1: Identität, Nation, Sprache, Bremen 2008, S. 209-228, hier S. 224, Anm. 57.

38 Der Vorsitzende des NKN, Ladislaus Leopold von Jaworski (1865–1930), gab die Zeitschrift ab Januar 1915 in Wien heraus; die Auflage betrug zwischen 2 700 und 3 300 Exemplaren. Garlicka, Organizacja (wie Anm. 16), S. 104 f., 107, Anm. 80.

39 Exemplarisch: Konstantin Ritter von Srokowski: Polen und Rußland, in: Polen 1 (1915), Nr. 1, S. 4-6, Nr. 2, S. 38-42; Stanisław Kutrzeba: Gegensätze und Quellen der polnischen und der russischen Kultur, in: Polen 1 (1915), Nr. 9, S. 226-231; Ludwik Morstin: Polen und Rußland. Zwei Nationen – zwei Ideen des Slaventums, in: Polen 1 (1915), Nr. 32, S. 125-129; A. Brückner: Was war Polens historische Mission?, in: Polnische Blätter 2 (1916), Nr. 18, S. 261-267.

40 Für den deutschen antirussischen Diskurs während des Krieges: Troy R. E. Paddock: Creating the Russian Peril. Education, the Public Sphere, and National Identity in Imperial Germany, 1890–1914, Rochester/NY 2009, S. 185-210; Thomas Lindemann: Die Macht der Perzeptionen und die Perzeption von Mächten, Berlin 2000, S. 199-251. – Solche Diskurse wurden unter den Kriegsgegnern gegenseitig geführt, siehe z.B.: Hubertus F. Jahn: Die Germanen. Perzeptionen des Kriegsgegners in Russland zwischen Selbst- und Feindbild, in: Gerhard P. Groß (Hrsg.): Die vergessene Front. Der Osten 1914/15, Paderborn 2009, S. 165-178; Peter Hoeres: Die Slawen. Perzeptionen des Kriegsgegners bei den Mittelmächten. Selbst- und Feindbild, in: Ebenda, S. 179-200.

spruch einen Kontrapunkt zu den ausufernden Annexionswünschen der deutschen Rechten.⁴¹ An solche Entwürfe für Nachkriegseuropa anknüpfend, plädierten polnische Politiker, Intellektuelle und Publizisten in zahlreichen Veröffentlichungen für eine deutsch-polnische Verständigung, erörterten die Frage der Wiedererrichtung Polens und suchten Vorbehalte auf deutscher Seite gegen einen polnischen Staat auszuräumen.

Unter den Polen, die öffentlich und in deutscher Sprache für die Annäherung Polens an die Mittelmächte warben, waren die Publizisten Wilhelm Feldman und Władysław Studnicki führend.⁴² Beide favorisierten zu Kriegsbeginn die Angliederung Kongresspolens an Galizien, vertraten in der Folge jedoch zunehmend die Anlehnung Polens an das militärisch mächtige Deutsche Reich.⁴³ Um die Zugehörigkeit Polens zu Europa zu belegen, beriefen sie sich auf das kulturelle Erbe Polens als Teil des christlichen Abendlandes: Auf Vorstellungen des mittelalterlichen *Antemurale Christianitatis* aufbauend, die zu einem Teil des nationalen polnischen Selbstverständnisses geworden waren, konstruierten sie einen unüberbrückbaren Antagonismus zwischen dem auf katholischer Religion und lateinischer Sprache gründenden Europa und dem von Orthodoxie und Byzantinismus geprägten Osten, den Feldman mit den Attributen „rückständig“ und „barbarisch“ bedachte.⁴⁴ Die angeblich strikt antirusische Haltung der polnischen Bevölkerung diene als deutlicher Ausweis der Zugehörigkeit zu Europa. Ferner unterstrichen die beiden Publizisten den Anspruch auf die südlichen und östlichen Gebiete des historischen Polens, um mit der territorialen Ausdehnung in dieser Richtung eine „polnische Kriegsfront“ gegen Russland zu schaffen.⁴⁵

Von der Wiedererrichtung des polnischen Staates und einem Bündnis mit Deutschland versprachen sich Feldman und Studnicki nicht nur politische, wirtschaftliche und militärische Vorteile für Polen. Sie betonten vielmehr auch den Nutzen für Deutschland, das einen militärischen Verbündeten gewinne, neue Absatzmärkte erschließe und ertragreiche Investi-

41 Vgl. Friedrich Naumann: *Mitteleuropa*, Berlin 1915, für die knappen Ausführungen zur Stellung Polens innerhalb Mitteleuropas, S. 100; sowie der Abschnitt „Mitteleuropa“ in: Ders.: *Österreich-Ungarn, der Waffengefährte Deutschlands*, Berlin 1917, S. 38-48, insbes. S. 45 f. Ausführlicher der 1917 entstandene Reisebericht Naumanns nach einer Reise in das besetzte Polen: Ders.: *Was wird aus Polen?*, Berlin 1917.

42 Der aus einer polnischen Adelsfamilie im lettischen Daugavpils (Dünaburg) stammende Journalist und Politiker Władysław Studnicki (1867–1953) stand Ende des 19. Jahrhunderts dem Sozialismus nahe, näherte sich dann der polnischen Nationalbewegung an und wurde während des Ersten Weltkrieges zu einem der stärksten und wirkmächtigsten Verfechter eines deutsch-polnischen Bündnisses. Włodzimierz Suleja: *System polityczny Władysława Studnickiego (do roku 1918)* [Das politische System Władysław Studnickis (bis 1918)], in: *Miś* (Hrsg.), *Twórcy* (wie Anm. 16), S. 135-178.

43 Jakub Glabiszewski: *Rosja w myśli politycznej Wilhelma Feldmana* [Russland im politischen Denken Wilhelm Feldmans], in: *Studia Historyczne* 50 (2007), Nr. 1, S. 45-62, hier S. 53; Suleja, *System polityczny* (wie Anm. 42), S. 171.

44 Wilhelm Feldman: *Die Zukunft Polens und der deutsch-polnische Ausgleich*, Berlin 1915, S. 16 (Zitat); ders.: *Deutschland, Polen und die russische Gefahr*. Mit einem Vorwort von Alexander Brückner, Berlin 1915, S. 52-69; Władysław von Studnicki: *Die Umgestaltung Mittel-Europas durch den gegenwärtigen Krieg*. Die Polenfrage in ihrer internationalen Bedeutung, Wien [1915], S. 9 f.

45 Studnicki, *Umgestaltung* (wie Anm. 44), S. 13-16, 19 (Zitat) u. passim; Feldman, *Lösung* (wie Anm. 17), S. 29; ders., *Deutschland* (wie Anm. 44), S. 79 f.; ders.: *Die staatsbildenden Faktoren Polens*, in: *Kieler Neueste Nachrichten* v. 9. November 1916.

tionsmöglichkeiten erhalte.⁴⁶ Die „politische Freundschaft zwischen Polen und Deutschen“ sei möglich, bekräftigte Feldman seinen Standpunkt in der für eine deutsche Großmachtrolle und einen ethischen Imperialismus eintretenden Zeitschrift „Das größere Deutschland“.⁴⁷ Allerdings machten beide deutlich, dass Deutschland ebenfalls zu Zugeständnissen bereit sein müsse, wenn es seine Einflussosphäre im Osten erweitern wolle: Zum einen müssten die in Regierungskreisen und unter den deutschen Rechten kursierenden Annexionswünsche aufgegeben werden, zum anderen sei der Abbau der repressiven Polenpolitik in Preußen nötig.⁴⁸

Auch wenn ihre Schriften vielfältig und zum Teil widersprüchlich rezipiert wurden,⁴⁹ waren Feldman und Studnicki sowie weitere polnische Publizisten, Politiker und Intellektuelle in mehrfacher Hinsicht bedeutend für die öffentliche Debatte über die „polnische Frage“: Mit ihren Veröffentlichungen vermittelten sie in der deutschen Öffentlichkeit den Eindruck, dass die Polen die Abtrennung Kongresspolens von Russland wünschten, und traten zugleich als publizistische Wegbereiter einer neuen staatsrechtlichen und politischen Entwicklung in Polen auf. Ferner eröffneten sie den deutschen Lesern ihre – die „polnische“ – Perspektive auf Kongresspolen und offerierten Entwürfe für die Umwandlung des bisherigen russischen Herrschaftsgebietes in einen Bündnispartner Deutschlands und Österreich-Ungarns.⁵⁰ Indem sie die Erweiterung des Einflussbereichs der Mittelmächte mit einer deutsch-polnischen Verständigungspolitik kombinierten, lieferten sie außerdem schlagende Argumente gegen Annexionen und formulierten somit ein verlockendes Angebot an die gemäßigte Richtung in der deutschen Kriegszieldebatte. Zwar erhoben sie den Anspruch, für die gesamte polnische Nation zu sprechen, präsentierten den deutschen Lesern jedoch nur einen Ausschnitt aus den polnischen Diskussionen über die Zukunft Polens. Denn die Russland und den Westmächten zuneigenden politischen Gruppen beteiligten sich nicht in deutscher Sprache an der Debatte.⁵¹

46 Vgl. Studnicki, Umgestaltung (wie Anm. 44), S. 5 f., 18; Feldman, Deutschland (wie Anm. 44), S. 34; ders., Lösung (wie Anm. 17), S. 32-34; ders., Zukunft (wie Anm. 44), S. 28 f.

47 W. Feldman: Die polnische Frage, in: Das größere Deutschland 1 (1914), Nr. 36, S. 1094-1106, hier S. 1104.

48 Vgl. Feldman, Lösung (wie Anm. 17), S. 28; ders., Deutschland (wie Anm. 44), S. 74-77, 80; ders., Zukunft (wie Anm. 44), S. 64 f.; Studnicki, Umgestaltung (wie Anm. 44), S. 16 f., 20-26.

49 Exemplarisch für die Rezeption in der deutsch- und polnischsprachigen Presse: [Emil] Daniels: Die Polen, in: Preußische Jahrbücher 160 (1915), Nr. 4, S. 159-176, hier S. 163-165; Eine falsche Voraussetzung, in: Die Post 573 v. 10. November 1915; My zostaniemy! [Wir bleiben!], in: Kurjer Poznański 167 v. 25. Juli 1915; Opinia zaboru pruskiego [Die Meinung des preußischen Teilungsgebiets], in: Kurjer Poznański 170 v. 29. Juli 1915.

50 Siehe beispielsweise: Alexander von Guttry: Die Polen und der Weltkrieg. Ihre politische und wirtschaftliche Entwicklung in Rußland, Preußen und Österreich, München 1915; Moritz von Straszewski: Die polnische Frage, Wien 1915; Franz Kwilecki: Polen und Deutsche gegen Rußland, Berlin 1915; Polens Unabhängigkeit, Europas Gleichgewicht. „Sum cuique“, Luzern 1915; Xaver Drucki-Lubecki: Gedanken zur polnischen Frage, in: Friedrich Thimme (Hrsg.): Vom inneren Frieden des Deutschen Volkes. Ein Buch gegenseitigen Verstehens und Vertrauens, Leipzig 1916, S. 481-489.

51 Zur Diskussion über die Zukunft Polens in der polnischsprachigen Öffentlichkeit: Elżbieta Stadtmüller: Polskie nurty polityczne wobec Niemiec w latach 1871–1918 [Polnische politische Strömungen gegenüber Deutschland 1871–1918], Wrocław 1994, S. 215-309; Thakur-Smolarek, Der Erste Weltkrieg (wie Anm. 21).

Nach der Einnahme Warschaws und der vollständigen Besetzung Kongresspolens durch die Mittelmächte im Sommer 1915 meldeten sich vielmehr auch konservative Polen aus den preußischen Ostprovinzen, meist adlige Grundbesitzer, öffentlich zu Wort. Angesichts der als dauerhaft erachteten deutsch-russischen Feindschaft und der Aussicht auf Annäherung Kongresspolens an die Mittelmächte hofften sie, dass sich das deutsch-polnische Verhältnis normalisieren werde. Daher appellierten sie an die polnische Bevölkerung Preußens, dem preußischen König ihre Loyalität zu bekunden und die dauerhafte Zugehörigkeit der ehemals polnischen Landesteile zum Deutschen Reich anzuerkennen. Im Gegenzug habe die Staatsregierung die antipolnischen Ausnahmegesetze aufzuheben, die staatsrechtliche Gleichstellung der Polen zu garantieren und die Pflege des polnischen Nationalbewusstseins zu ermöglichen. Mit ihren Vorschlägen für ein friedliches Zusammenleben im preußischen Staat auf der Grundlage beiderseitigen Entgegenkommens empfahlen sich die konservativen Polen als Träger einer Verständigungspolitik und verlässliche Partner der preußischen Staatsregierung.⁵²

Die Veröffentlichungen wurden in deutschen Zentrums- und linksliberalen Zeitungen positiv beurteilt, während konservative und nationalliberale Blätter sie ignorierten, weshalb sich in der deutschsprachigen Presse keine Diskussion entspann.⁵³ In der polnischsprachigen Presse wurden vergleichbare Aussagen jedoch kontrovers diskutiert. Während nationaldemokratische Zeitungen sich reserviert gaben und vor einem verfrühten und gutgläubigen Entgegenkommen warnten,⁵⁴ plädierte der deutschfreundliche polnische Publizist Adam Napieralski⁵⁵ in einem programmatischen Artikel in der Tageszeitung „Katolik“ und in anderen oberschlesischen Zeitungen emphatisch für eine deutsch-polnische Verständigungspolitik.⁵⁶ Ebenso sprachen sich u.a. der Herausgeber der auflagenstarken westpreußischen „Gazeta Grudziądzka“ [Graudenzer Zeitung], Wiktor Kulerski,⁵⁷ sowie der Wirtschaftspolitiker Jac-

52 Vgl. [Józef] v. Zychlinski: Zur deutsch-polnischen Verständigung, in: *Germania* 348 v. 31. Juli 1915; Johannes Szoldrski: Noch einiges zur polnischen Frage, in: *Der Tag* v. 4. September 1915, illustr. Teil; [Johannes] Kapitzka: Ein Beitrag zur deutsch-polnischen Aussöhnung, in: *Germania* 440 v. 23. September 1915 u. 441 v. 24. September 1915; Olgierd Czartoryski: Müssen Deutsche und Polen sich immer befehden? Betrachtungen eines konservativen Polen, Stuttgart u.a. 1915, S. 15-17, 20-24; Kwilecki, Polen und Deutsche (wie Anm. 50).

53 Zur deutsch-polnischen Verständigung, in: *Kölnische Volkszeitung* 626 v. 3. August 1915; Graf Kwilecki-Dobrojewo über die polnische Frage, in: *Kölnische Volkszeitung* 669 v. 17. August 1915; Deutsche und Polen gegen Rußland, in: *Germania* 387 v. 24. August 1915; Ignaz Jezower: Die Polen in Preußen. Eine Stimme für die Neuorientierung, in: *Vossische Zeitung* 399 v. 7. August 1915.

54 Vgl. Nie upada na duchu! [fig. Den Kopf nicht hängen lassen!], in: *Orędownik*, zit. nach: *Kurjer Poznański* 153 v. 9. Juli 1915; Bardzo ‚szlachetne‘ zadanie [Ein sehr ‚edelmütiges‘ Ansinnen], in: *Dziennik Berliński*, zit. nach: W obronie własnej [Selbstverteidigung], in: *Kurjer Poznański* 157 v. 14. Juli 1915; My zostaniemy! [Wir bleiben!], in: *Kurjer Poznański* 167 v. 25. Juli 1915.

55 Vgl. Adam Napieralski war bereits 1914 mit einem Programm für eine deutsch-polnische Verständigung hervorgetreten. Felicja Figowa: Napieralski i Korfanty wobec Niemiec i sprawy polskiej w początkach pierwszej wojny światowej [Napieralski und Korfanty gegenüber Deutschland und der polnischen Frage zu Beginn des Ersten Weltkrieges], in: *Zaranie Śląskie* 23 (1960), Nr. 2, S. 194-210, insbes. S. 200-202.

56 Vgl. Nasza postawa podczas wojny [Unsere Haltung im Krieg], in: *Katolik* 84 v. 15. Juli 1915.

57 Vgl. Lech Trzeciakowski: Niemcy a polskie ugrupowanie polityczne w zaborze pruskim w okresie I wojny światowej [Deutschland und die polnischen politischen Gruppen im preußischen Teilungs-

kowski in einer Zuschrift an die Posener Zeitung „Goniec Wielkopolski“ [Der großpolnische Bote] für eine Entspannung im deutsch-polnischen Verhältnis aus.⁵⁸ Deutsche Zeitungen gaben die deutschfreundlichen Äußerungen wieder, um ihren Lesern die Verständigungsbereitschaft der konservativen Polen in Preußen zu illustrieren.⁵⁹ Allerdings überschätzten sie deren Rückhalt in der Bevölkerung enorm, denn die Appelle blieben ohne großen Einfluss und die deutschfreundliche polnische Presse stürzte in der Folge wegen sinkender Verkaufszahlen in eine tiefe Krise.⁶⁰ Da die Veröffentlichungen der konservativen Polen in deutscher Sprache zugänglich waren, überbrückten sie immerhin die bislang weitgehend abgegrenzten deutsch- und polnischsprachigen Öffentlichkeiten in Deutschland und stellten Angebote an die deutschen Leser dar, sich unmittelbar mit den politischen Vorstellungen und Wünschen der Polen zu befassen.

Parallel zu dem Engagement von polnischen Publizisten und Politikern in der deutschsprachigen Öffentlichkeit nahm in der deutschen Presse das Interesse an Polen zu. Allein die Besatzungsverwaltung im besetzten Kongresspolen wurde in zahlreichen Zeitungsartikeln beschrieben und in der Regel äußerst positiv bewertet.⁶¹ Aus deutscher Sicht wurde den Polen durch die „Kulturarbeit“ der Mittelmächte die Teilhabe am zivilisatorischen Fortschritt Westeuropas gewährt, wofür die Eröffnung der Warschauer Hochschulen im November 1915 ein weltweit rezipiertes Beispiel sei.⁶² Des Weiteren befassten sich deutsche Zeitungen und Zeitschriften vermehrt mit der Literatur, Kultur und Geschichte Polens,⁶³ ferner wurden große literarische Werke ins Deutsche übersetzt,⁶⁴ die wissenschaftlichen Forschungen über

- gebiet während des Ersten Weltkrieges], in: Ders. (Hrsg.): *W kręgu polityki. Polacy – Niemcy w XIX wieku*, Poznań 2002, S. 40-53, hier S. 43 f.
- 58 Vgl. *Dążności Ugodowe* [Versöhnungstendenzen], in: *Goniec Wielkopolski* 183 v. 13. August 1915.
- 59 Eine bedeutungsvolle Kundgebung aus dem preußisch-polnischen Lager, in: *Kölnische Volkszeitung* 624 v. 2. August 1915; Jul. Bachem: *Das Echo der Napieralskischen Kundgebung*, in: *Der Tag* v. 28. August 1915, illustr. Teil; *Zur polnischen Frage*, in: *Posener Zeitung* v. 18. August 1915, erstes Blatt; *Preußen und die Polen*, in: *Norddeutsche Allgemeine Zeitung* v. 19. August 1915, zweite Ausgabe.
- 60 Vgl. Albert S. Kotowski: *Zwischen Staatsräson und Vaterlandsliebe. Die Polnische Fraktion im Deutschen Reichstag 1871–1918*, Düsseldorf 2007, S. 179; Trzeciakowski, *Niemcy* (wie Anm. 57), S. 43 f., 52.
- 61 Exemplarisch für zahlreiche Artikel in der deutschen Presse: *Das neue „Polen links der Weichsel“*, in: *Posener Neueste Nachrichten* 4899 v. 3. Juli 1915; *Deutsche Friedensarbeit in Polen*, in: *Kölnische Zeitung* 1171 v. 18. November 1915; G. Menzel: *Deutsche Kulturarbeit in Feindesland*, in: *Der Tag* v. 25. September 1915, illustr. Teil; Paul Harms: *Deutsche Verwaltung in Polen*, in: *Berliner Tageblatt* 594 v. 20. November 1915.
- 62 Vgl. Jesse Curtis Kauffman: *Warsaw University under German Occupation: State Building and Nation *Bildung* in Poland during the Great War*, in: *First World War Studies* 4 (2013), Nr. 1, S. 65-79.
- 63 Beispielsweise druckte der sozialdemokratische „Vorwärts“ zum 70. Geburtstag des Schriftstellers Henryk Sienkiewicz ein Fragment aus dessen Roman „Mit Feuer und Schwert“. Henryk Sienkiewicz: *Der Zug der Kosaken*, in: *Vorwärts* v. 4. Mai 1916, Unterhaltungsblatt. Im Sommer 1918 publizierte das Blatt im Feuilleton Władysław Reymonts Roman „Das gelobte Land“. Vgl. Hubert Orłowski: „Polnische Wirtschaft“. *Zum deutschen Polendiskurs der Neuzeit*, Wiesbaden 1996, S. 289.
- 64 So erschienen in der Reihe „Die polnische Bibliothek“ im Georg Müller Verlag München u.a. Werke von Jan Kochanowski, Adam Mickiewicz, Juliusz Słowacki und Zygmunt Krasiński. Die polnische Bibliothek, in: *Polnische Blätter* 2 (1916), Nr. 34, S. 193 f.

Kongresspolen nahmen zu⁶⁵ und die Zeitschriften „Polnische Blätter“ und „Polen – Wochenschrift für polnische Interessen“ lieferten regelmäßig Nachrichten aus dem Nachbarland.

Mit ihrem Werben für eine Revision der preußischen Polenpolitik, das konfliktfreie Zusammenleben zwischen Deutschen und Polen und einen polnischen Staat suchten die polnischen Verfasser ein Klima der Verständigung und eine erwartungsvolle Atmosphäre in der deutschen Öffentlichkeit zu erzeugen. Es ist bemerkenswert, dass sich auch deutsche politische Entscheidungsträger wie Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg und der Warschauer Generalgouverneur Hans von Beseler auf die Debatte bezogen. Beide bedienten sich rhetorisch bei den Befürwortern einer deutsch-polnischen Verständigung und begründeten die Einbeziehung Polens in den Einflussbereich der Mittelmächte mit der Zugehörigkeit des Landes zum westlichen Kulturkreis, mit dem polnisch-russischen Antagonismus und den gemeinsamen Sicherheitsinteressen gegen Russland.⁶⁶ Somit schien sich auch in der politischen Kommunikation über die „polnische Frage“ ein Wandel abzuzeichnen, der mit der Proklamation des Königreiches Polen am 5. November 1916 seinen Höhepunkt und Abschluss fand.

Das Königreich Polen und das Ende der Verständigungsdebatte

In dem im Namen der Kaiser Deutschlands und Österreich-Ungarns verkündeten Manifest der Errichtung des Königreiches Polen wurde die Bildung eines „selbständigen Staat[es] mit erblicher Monarchie und konstitutioneller Verfassung“ auf dem Gebiet Kongresspolens in Aussicht gestellt, der mit einer eigenen Armee an den Ruhm der „polnischen Heere früherer Zeiten“ anknüpfen sollte.⁶⁷ Die Verstärkung durch ein polnisches Heer war für die politischen und militärischen Führungen der Mittelmächte angesichts der prekären Kriegslage im Herbst 1916 mit den verlustreichen Schlachten um Verdun und an der Somme sowie der Gebietsverluste Österreich-Ungarns infolge der russischen Brusilov-Offensive der eigentliche Grund für die Proklamation. Obwohl das neue Königreich weder fest umrissene

65 Zum Beispiel publiziert in den Reihen „Veröffentlichungen der Archiv-Verwaltung bei dem Kaiserlich-Deutschen Generalgouvernement Warschau“ mit drei Bänden sowie „Beiträge zur polnischen Landeskunde“ mit sieben Bänden während des Krieges. Adolf Warschauer: Deutsche Kulturarbeit in der Ostmark. Erinnerungen aus vier Jahrzehnten, Berlin 1926, S. 281-294, 301 f.

66 Siehe die Ausführungen Bethmann Hollwegs zu Polen in seinen Reichstagsreden: Verhandlungen des Deutschen Reichstags, 13. Leg., II. Sess., Bd. 306, 13. Sitz., 19.8.1915, S. 219; ebenda, Bd. 306, 22. Sitz., 9.12.1915, S. 436 f.; ebenda, Bd. 307, 39. Sitz., 5.4.1916, S. 852; sowie die Ansprachen Beselers an deutsche Journalisten: Paul Nathan: Fortschritte in Polen, in: Berliner Tageblatt 174 v. 5. April 1917; Josef Adolf Bondy: Beseler und der Aufbau Polens, in: Posener Tageblatt 378 v. 15. August 1917; W. K.: Eine Fahrt nach Polen. II. Die Politik des Generalgouverneurs v. Beseler, in: Frankfurter Zeitung v. 17. August 1917, erstes Morgenblatt. Zu Beselers politischen Vorstellungen: Robert Spät: Für eine gemeinsame deutsch-polnische Zukunft? Hans Hartwig von Beseler als Generalgouverneur in Polen 1915–1918, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 58 (2009), H. 4, S. 469-500, hier S. 476-479.

67 Das Manifest wurde in allen großen Zeitungen Deutschlands und Österreich-Ungarns wiedergegeben, siehe beispielsweise: Manifest der Errichtung des Königreiches Polen, in: Norddeutsche Allgemeine Zeitung v. 5. November 1916, zweite Ausgabe; Polen als selbständiger Staat, in: Neue Freie Presse v. 5. November 1916, Morgenblatt.

Grenzen noch ein Staatsoberhaupt besaß und obwohl es als innenpolitisch autonomer, aber außenpolitisch, wirtschaftlich und militärisch abhängiger Staat in den Einflussbereich der Mittelmächte einbezogen werden sollte, war die Proklamation ein bedeutendes politisches Ereignis. Vor dem Hintergrund der repressiven preußischen Polenpolitik in der Vorkriegszeit schien das anvisierte Bündnis einen außergewöhnlichen Kurswechsel zu markieren und die Beziehungen zwischen Deutschen und Polen auf eine neue Grundlage zu stellen.

In erster Linie war die Proklamation aber ein besonderes Medienereignis, das weltweit für Aufsehen sorgte und in den folgenden Tagen die Schlagzeilen bestimmte. In Deutschland und Österreich-Ungarn beschrieben die Zeitungen ausführlich die feierliche Verkündung, die Begeisterung der polnischen Bevölkerung und die Umzüge, Kundgebungen und Ansprachen im neuen Königreich Polen.⁶⁸ Sie interpretierten die Euphorie als politische Loyalität und konstatierten die Bereitschaft der Polen zur Zusammenarbeit mit den Mittelmächten. Auch hoben sie hervor, dass die polnische Bevölkerung und Presse in Preußen und Galizien die Proklamation mehrheitlich begrüßt hätten.⁶⁹ Allerdings sprach aus solchen Beurteilungen eher die Erwartung, dass die Polen sich dankbar zeigen würden. Zwar hatte die polnische Presse die Proklamation überrascht aufgenommen und als bedeutenden Schritt des Entgegenkommens bewertet, jedoch blieben viele – insbesondere nationaldemokratische – Zeitungen skeptisch.⁷⁰

Nachdem die deutsche Presse ausführlich über das neue Königreich berichtet hatte, rückte bald der politische Entscheidungsprozess zur Errichtung eines polnischen Staates in den Vordergrund. Die Verhandlungen zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn hatten unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattgefunden, weder die Parlamente noch die Presse hatten vorab öffentlich Stellung zu dem Vorhaben nehmen können. Nun zeigten sich vor allem deutsche konservative und nationalliberale Blätter angesichts des geheimen Vorgehens enttäuscht und machten ihre Abneigung gegen den neuen polnischen Staat deutlich. Dabei bedienten sie sich der Argumente und des Vokabulars der linken Parteien, beklagten einen „Rückfall in absolutistische Regierungsformen“⁷¹ und verurteilten das neu erstandene Polen als ein „Produkt *autokratischer Regierungsweise*“.⁷² Auf der anderen Seite des politischen Spektrums kritisierten sozialdemokratische, linksliberale und zentrumsnahe Zeitungen gleichfalls die anachronistische Politik „von oben“ ohne Beteiligung des Reichstags oder der betroffenen Bevölkerung. Denn durch die Ausschaltung der Parlamente und der Öffentlichkeit seien die

68 Vgl. Die Errichtung des Königreichs Polen. Die Begeisterung in Warschau, in: Norddeutsche Allgemeine Zeitung v. 6. November 1916; Erich Dombrowski: Die Feier in Warschau, in: Berliner Tageblatt 569 v. 6. November 1916; Rudolf Cuno: Das neue Königreich, in: Vossische Zeitung 569 v. 6. November 1916; Warschauer Eindrücke, in: Kölnische Zeitung 1136 v. 8. November 1916.

69 Exemplarisch für die Bezugnahme deutscher Zeitungen auf die polnische Presse: Der Eindruck in Polen, in: Norddeutsche Allgemeine Zeitung v. 7. November 1916, zweite Ausgabe; Die Errichtung des Königreichs Polen, in: Norddeutsche Allgemeine Zeitung v. 10. November 1916, zweite Ausgabe.

70 Vgl. Thakur-Smolarek, Der Erste Weltkrieg (wie Anm. 21), S. 357-369.

71 Das Königreich Polen und der Alldeutsche Verband, in: Rheinisch-Westfälische Zeitung v. 15. November 1916. Das Blatt zitierte aus: An der Schwelle eines neuen Polen, in: Alldeutsche Blätter 26 (1916), Nr. 46, S. 433-436, hier S. 435.

72 Auf dem Wege zur Lösung?, in: Die Post 569 v. 6. November 1916 (kursive Hervorhebung im Original gesperrt).

Sozialdemokratie und die Linksliberalen daran gehindert worden, ihren Einfluss zugunsten eines freiheitlichen und demokratischen Polens geltend zu machen.⁷³

Die Einschätzung über das Mitspracherecht der Volksvertretung und der Presse hing von der prinzipiellen Haltung gegenüber den Polen ab. Während den deutschen Rechten die bloße Existenz des neuen Staates bedenklich erschien, Sozialdemokraten und Linksliberale dagegen die Mitbestimmung der betroffenen Bevölkerung anmahnten, wurde die Kritik schwächer, je größer die Sympathie für das neue Polen ausfiel. Für die deutschen Zeitungsläser erschien die Situation jedoch als ambivalent, da die Bewertung der Proklamation mit der Kritik an der Vorgehensweise der Regierungen verquickt wurde. Von dem in vielen Zeitungen geäußerten Vorwurf, das deutsche Volk sei übergangen worden, konnten sich die Leser direkt angesprochen fühlen. Ob daraus gefolgert werden kann, dass die deutsche Bevölkerung dem neuen Polen mehrheitlich reserviert gegenüberstand, muss jedoch offen bleiben.

Die von der Presse eingeforderte Stellungnahme der Volksvertreter erfolgte schließlich zwei Wochen später im Preußischen Abgeordnetenhaus. Am 20. November 1916 nahm die konservativ-nationalliberale Mehrheit nach einer hitzigen Parlamentsdebatte einen Antrag an, in dem festgestellt wurde, dass die Proklamation des Königreiches Polen „wichtigste Lebensinteressen“ des preußischen Staates berühre. Das Haus lehnte präventiv alle weiteren Beschlüsse ab, die sich nachteilig auf die preußischen Ostprovinzen auswirkten, und forderte die preußische Staatsregierung auf, weiterhin für die Wahrung des „deutschen Charakters“ der Ostprovinzen und für den Schutz des „Deutschtums“ einzutreten.⁷⁴

Mit diesem Antrag rückten die Konservativen und Nationalliberalen die preußischen Ostprovinzen in den Mittelpunkt der Diskussion und erhoben den Anspruch, die Außenpolitik Deutschlands gegenüber Polen maßgeblich zu bestimmen. Die Polnische Fraktion protestierte gegen den Antrag, bewertete die Proklamation zurückhaltend und bekräftigte die nationale Zusammengehörigkeit aller Polen. Damit traten die Fronten zwischen deutschen Rechten und polnischen Nationaldemokraten wieder hervor, die sich anschließend in der öffentlichen Debatte weiter verhärteten. Unter Rückgriff auf die hitzigen Auseinandersetzungen der Vorkriegszeit bezogen sich sowohl die Befürworter als auch die Gegner einer deutsch-polnischen Verständigung auf das Königreich Polen, um ihren Standpunkt in der preußischen Polenpolitik zu unterstreichen: Während die Befürworter mithilfe der entgegenkommenden Politik der Mittelmächte in Kongresspolen eine grenzüberschreitende Gleichbehandlung aller Polen zu erwirken suchten, erhoben die Gegner den polnischen Staat zur potenziellen Bedrohung für Deutschland und begründeten damit die Beibehaltung der antipolnischen Ausnahmegesetze in Preußen.⁷⁵

73 Zum Manifest in Warschau, in: Vorwärts v. 6. November 1916; Die vorläufige Regelung der Polenfrage, in: Münchner Post v. 7. November 1916; Das Königreich Polen, in: Freisinnige Zeitung v. 7. November 1916; Zur Würdigung Neu-Polens, in: Germania 518 v. 7. November 1916; Zur Staatwerdung Polens, in: Kölnische Volkszeitung 901 v. 9. November 1916.

74 Verhandlungen des preußischen Hauses der Abgeordneten, 22. Leg., III. Sess. 1916/18, Drucksachen, Bd. 4, Nr. 285, S. 2336. Für die Annahme des Antrags: Verhandlungen des preußischen Hauses der Abgeordneten, 22. Leg., III. Sess. 1916/18, Bd. 3, 40. Sitz., 20.11.1916, Sp. 2423.

75 Für die sozialdemokratische, linksliberale und Zentrumsprelle: Die Polendebatte im Abgeordnetenhaus, in: Vorwärts v. 21. November 1916; Der Polenantrag, in: Vossische Zeitung 597 v. 21. November 1916; Die Polenfrage im Landtag, in: Frankfurter Zeitung v. 21. November 1916, zweites Morgenblatt; Ein Unglückstag im preussischen Abgeordnetenhaus, in: Kölnische Volkszeitung

Darüber hinaus trug die Freigabe der Kriegszieldiskussion Ende November 1916 wesentlich dazu bei, dass die deutsche politische Rechte ihre Annexionspolitik an der deutschen Ostgrenze immer offener propagierte und gegen den polnischen Staat richtete, dessen bloße Existenz die territoriale Ausdehnung Deutschlands behindere.⁷⁶ In den ersten beiden Kriegsjahren waren solche Kriegsziele öffentlich kaum vertreten worden. Vielmehr war die deutsche Öffentlichkeit weitgehend ein geschützter Kommunikationsraum für die Befürworter einer Entspannung im deutsch-polnischen Verhältnis gewesen. Sie hatten von den veränderten Rahmenbedingungen der öffentlichen Kommunikation, dem Burgfrieden, der unterbundenen Kriegszieldiskussion und der Zensur profitiert und somit die Debatte über die „polnische Frage“ entscheidend beeinflussen können. Ihre Gegner – neben den deutschen Rechten auch die polnischen Nationaldemokraten – waren in der Öffentlichkeit kaum präsent gewesen, traten aber nach Freigabe der Kriegszieldiskussion wieder selbstbewusst hervor und verwarfen das Projekt einer deutsch-polnischen Verständigungspolitik.

Mit der Proklamation war zwar eine wichtige außenpolitische Entscheidung gegen die Annexionsbestrebungen der Rechten und zugunsten der Befürworter gemäßiger Kriegsziele gefällt worden und die Etablierung einer indirekten Herrschaft in Ostmitteleuropa ohne direkte Gebietserwerbungen schien eingeläutet. Dennoch verschwand die Vision einer Annäherung und Verständigung zwischen Deutschen und Polen bis zum Sommer 1917 weitgehend aus der öffentlichen Debatte. Die Erwartung vieler Verständigungsbefürworter, dass Polen sich als militärisch potenter Bündnispartner der Mittelmächte bewähren und dafür mit dem sukzessiven Ausbau des Staatswesens belohnt werde, erfüllte sich nicht. Das Projekt der Staatsgründung erlebte vielmehr einen großen Rückschlag, als im Juli 1917 die Bildung eines polnischen Heeres scheiterte, da viele Rekruten den Eid verweigerten, in dem auf ein Bündnis mit Deutschland und Österreich-Ungarn Bezug genommen wurde – und die Besatzungsmächte daraufhin den angesehenen Legionsbrigadier Józef Piłsudski internierten.⁷⁷

Die Zentrumsblätter, linksliberalen und sozialdemokratischen Zeitungen Deutschlands berichteten im Jahr 1917 zwar über politische Ereignisse in Polen, allerdings erschöpfte sich die Berichterstattung zumeist in kritischen Einwänden gegenüber vermeintlichen Fehlentwicklungen. Den detaillierten Entwürfen der deutschen Rechten, die von der bloßen militärischen Verwaltung des Landes über die Rückgabe an Russland bis hin zu Anne-

936 v. 21. November 1916. – Für die deutsche rechte Presse: P. B: Nach der Polendebatte, in: Deutsche Tageszeitung 594 v. 24. November 1916; Die Parteien und die Polen, in: Die Post 597 v. 21. November 1916; Ein lehrreicher Tag. Polnische Loyalität im preußischen Abgeordnetenhaus, in: Berliner Neueste Nachrichten v. 21. November 1916.

76 Zu den deutschen Plänen der Annexion eines „polnischen Grenzstreifens“ vgl. Wolfgang J. Mommsen: Anfänge des *ethnic cleansing* und der Umsiedlungspolitik im Ersten Weltkrieg, in: Eduard Mühle (Hrsg.): Mentalitäten – Nationen – Spannungsfelder. Studien zu Mittel- und Osteuropa im 19. und 20. Jahrhundert, Marburg 2001, S. 147-162; Christhardt Henschel: Territoriale Expansion und „völkische Flurbereinigung“. Überlegungen für einen „polnischen Grenzstreifen“ im Ersten Weltkrieg, in: Karoline Gil, Christian Pletzing (Hrsg.): Granica. Die deutsch-polnische Grenze vom 19. bis zum 21. Jahrhundert, München 2010, S. 61-74; sowie immer noch grundlegend: Imanuel Geiss: Der polnische Grenzstreifen. Ein Beitrag zur deutschen Kriegszielpolitik im Ersten Weltkrieg, Lübeck u.a. 1960.

77 Vgl. Włodzimierz Suleja: Próba budowy zrębów polskiej państwowości w okresie istnienia Tymczasowej Rady Stanu [Der Versuch des Aufbaus von Grundlagen der polnischen Staatlichkeit während des Bestehens des Provisorischen Staatsrates], Wrocław 1981, S. 241-256.

xionsplänen und Kolonisationsphantasien ein weites Spektrum abdeckten, setzten sie keine verheißungsvolle Vision für eine deutsch-polnische Verständigung entgegen. Als die Aufstellung eines Heeres scheiterte und somit die erwartete militärische Gegenleistung der Polen für das politische Zugeständnis der Proklamation ausblieb, waren immer weniger Publizisten und Politiker dazu bereit, sich inhaltlich mit der scharfen und destruktiven Kritik der Rechten auseinanderzusetzen und positive Deutungsangebote zu propagieren. Selbst die im Oktober 1917 erfolgte Einsetzung eines polnischen Regenschaftsrates als exekutive Staatsgewalt, der gleichwohl unter der Kontrolle der Besatzungsmächte stand,⁷⁸ hatte keinen bedeutenden Einfluss auf die besonders in Deutschland stark antipolnisch geprägte öffentliche Debatte.

Aufgrund des militärischen Vorrückens der Mittelmächte an der Ostfront, der Revolutionen in Russland 1917 und schließlich der Friedensverträge von Brest-Litovsk 1918 lag Polen nun ohnehin an der Peripherie des Krieges im Osten und damit im Randbereich der öffentlichen Aufmerksamkeit. Insbesondere der Friedensvertrag mit dem neu geschaffenen Staat Ukraine wirkte sich verheerend auf das deutsch-polnische Verhältnis aus. Während die Mittelmächte vorteilhafte Bedingungen durchsetzten, wurde mit der Überlassung des von den Polen als Teil des polnischen Staates angesehenen Cholmer Landes deutlich signalisiert, dass das Königreich Polen in den Planungen der deutschen Militärs und Politiker für die zukünftige Gestaltung Ostmitteleuropas nur eine untergeordnete Rolle spielte und sogar ein Hindernis für Annexionen und die Schaffung eines „polnischen Grenzstreifens“ darstellte.⁷⁹ Die Siegesgewissheit in Deutschland im letzten Kriegsjahr und die Erwartung territorialer Gewinne im Osten hatten schließlich gravierende Folgen für das deutsch-polnische Verhältnis, denn in der deutschen Öffentlichkeit hielt sich trotz des Scheiterns der Westoffensive der Glaube an ein Kriegsende, bei dem Deutschland die Friedensbedingungen diktieren werde.⁸⁰

Der Schock, die Desillusionierung und die Enttäuschung infolge der Kriegsniederlage waren schließlich umso größer und wurden aus deutscher Sicht durch den polnischen Staat verkörpert, der sich ab November 1918 unter dem Schutz der Westmächte Teile der preußischen Ostprovinzen aneignete. Die Machtlosigkeit Deutschlands gegenüber den polnischen Aufständen in Posen und Schlesien, ferner die Bedingungen des Friedensvertrages von Versailles und die Gebietsabtretungen an Polen, bildeten das Fundament für die angespannten und frostigen deutsch-polnischen Beziehungen in der Nachkriegszeit. Eine Verständigung der sich feindlich gegenüberstehenden Staaten Deutschland und Polen war in der Zeit der Weimarer Republik kaum denkbar.⁸¹ Die Bemühungen der Befürworter einer deutsch-polnischen Verständigung während der Kriegszeit waren durch den Ausgang und die Konsequenzen des Krieges, die in Deutschland als Abfolge schwerer Demütigungen

78 Vgl. Janusz Pajewski: *Odbudowa państwa polskiego 1914–1918* [Der Wiederaufbau des polnischen Staates 1914–1918], Warszawa 1978, S. 181–184.

79 Frank Golczewski: *Deutsche und Ukrainer, 1914–1939*, Paderborn u.a. 2010, S. 179–196.

80 Vgl. Michael Epkenhans: *Die Politik der militärischen Führung 1918: „Kontinuität der Illusionen und das Dilemma der Wahrheit“*, in: Jörg Duppler, Gerhard P. Gross (Hrsg.): *Kriegsende 1918. Ereignis, Wirkung, Nachwirkung*, München 1999, S. 217–233.

81 Vgl. Rudolf Jaworski: *Zwischen Polenliebe und Polenschelte. Zu den Wandlungen des deutschen Polenbildes im 19. und 20. Jahrhundert*, in: Dietrich Beyrau (Hrsg.): *Blick zurück ohne Zorn. Polen und Deutsche in Geschichte und Gegenwart*, Tübingen 1999, S. 55–70, hier S. 63 f.

empfunden wurden, vollständig diskreditiert. Die intensiven öffentlichen Erörterungen der ersten beiden Kriegsjahre über eine Annäherung und Verständigung zwischen Deutschen und Polen und über die Errichtung eines mit Deutschland verbündeten polnischen Staates blieben somit eine flüchtige Episode in den deutsch-polnischen Beziehungen.

Summary

The start of the First World War placed the public debate around the „Polish question“ on new foundations in Germany and Austria-Hungary: In the war against Russia the Central Powers attempted to secure the goodwill of the Polish people in all three partitioned areas. In the light of Prussia's repressive policy towards Poland in the pre-war era, the signs of a policy change were registered with interest in the German- and Polish-speaking press of both states and were discussed in terms of their significance for the war and for German-Polish relations. At the beginning of the war, public debate on the „Polish question“ focussed on the possibility of a people's uprising in Congress Poland as a means of weakening Poland's war enemy, Russia. In the autumn of 1914, Polish and German journalists, publicists and politicians raised the question of Polish statehood and argued in favour of a policy of rapprochement and agreement between Germany and Poland. A shift in German-Polish relations was becoming apparent; this took on more tangible shape with the introduction of an administrative body for the occupied territory in Congress Poland as of August 1915 and the proclamation of the Kingdom of Poland in November 1916 and benefitted from the peaceful domestic situation in Germany and Austria-Hungary. However, the establishment of a Polish state by Germany and Austria-Hungary was unable to fulfil the high expectations of either the Poles or the Central Powers; as a result, the debate around rapprochement and agreement between Germany and Poland began to flail, and, particularly in Germany, was replaced by a discussion of annexationist war goals.

„Unsere Fohnen bringen euch Recht un Freiheit“¹ – Das deutsche Judentum zwischen Patriotismus, Antisemitismus und „Ostjudenfrage“

von Johann Nicolai

Einleitung

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges war der Beginn einer gewaltigen Transformation auf dem europäischen Kontinent. In Deutschland war er der Anfang eines Weges, der sein Ende in der industriellen Vernichtung von Millionen von Juden, in Millionen von Kriegstoten und in der Besetzung und Teilung der deutschen Nation finden sollte. Zu Beginn des Ersten Weltkrieges war ein großer Teil derjenigen Gruppe, die zu den ersten Opfern des von deutschem Boden ausgehenden totalitären Strebens werden sollte – die deutschen Juden –, auf der Seite der patriotischen Kräfte.

Es galt, sich als „gute Deutsche“ zu beweisen, um die antisemitischen Strömungen endgültig zu besiegen, durch die sie in ihrem Heimatland immer noch von wesentlichen Positionen in Politik und Gesellschaft ferngehalten wurden. Zudem fühlten sich viele deutsche Juden durch den Aufruf Wilhelms II., sich am Krieg zu beteiligen, persönlich angesprochen, zumal ihnen nun auch die Möglichkeit eingeräumt wurde, den Rang eines Offiziers zu erreichen.

„Deutsches Judentum“ ist in dem folgenden Beitrag als ein übergreifender Begriff zu verstehen, in dem zwei der wichtigsten politischen Strömungen zusammengefasst werden: das deutsch-patriotische Judentum und das zionistische Judentum. Jenes hatte seinen organisatorischen Rahmen im 1893 in Berlin gegründeten Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (kurz: Centralverein oder C.V.) gefunden. Nur ein Jahr danach gründete sich die Zionistische Vereinigung für Deutschland (ZVfD) in Köln, die fortan als wichtigste Gegenspielerin fungierte.² Schon nach kurzer Zeit wurden die ideologischen Auseinandersetzungen zwischen den beiden „Parteien“ so polemisch geführt, dass streng nach der Zugehörigkeit zu einer der beiden sich ausschließenden Gruppen unterschieden wurde.³ Durch eine weitere Radikalisierung der ZVfD unter der Leitung des zur Generation der jungen Zionisten gehörenden Kurt Blumenfeld, der sich für eine stärkere Bindung der Juden an Palästina aussprach, wuchsen die Spannungen zwischen beiden Lagern noch weiter.⁴

Unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg, im Mai 1913, erging sogar der Beschluss vonseiten der ZVfD, Mitglieder des Centralvereins aus den eigenen Reihen auszuschließen.

1 Im deutschen Reich (IdR), Berlin, Oktober 1914, S. 409.

2 Der Centralverein hatte bei Kriegsausbruch ca. 38 000 Mitglieder, die ZVfD mit etwa 10 000 Mitgliedern deutlich weniger. Insgesamt lebten um die Jahrhundertwende ca. 500 000 Juden in Deutschland. Vgl. Avraham Barkai: „Wehr Dich!“. Der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens 1893–1938, München 2002, S. 121.

3 Vgl. Steven M. Lowenstein: Ideologie und Identität, in: Michael A. Meyer (Hrsg.): Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit. Bd. III: Umstrittene Integration 1871–1918, München 1997, S. 278–301, hier S. 299.

4 Vgl. Barkai, Wehr Dich! (wie Anm. 2), S. 52.

Kernpunkt der Kontroverse war der Umgang mit einem im Nahen Osten zu schaffenden jüdischen Staat. Während die deutschen Zionisten auf der radikalen Position beharrten, dass dieses Land Heimstatt für alle Juden sein sollte, trat der Centralverein vor allem für die Einwanderung osteuropäischer Juden ein. Der kurz danach ausbrechende Erste Weltkrieg brachte diese interne Kontroverse jedoch zu einem vorläufigen Ende. Beide Organisationen stellten sich bei Ausbruch des Krieges, wie auch viele andere Deutsche, in tiefer patriotischer Überzeugung in den Dienst ihres Heimatlandes und veröffentlichten im August 1914 entsprechende Kriegsappelle an ihre Mitglieder. Diese Aufrufe werden im Verlauf dieses Artikels vorgestellt und analysiert.

Den zweiten thematischen Schwerpunkt bildet die gemeinsame Proklamation der Leitung der deutschen und österreichisch-ungarischen Armee von Mitte September 1914, die sich in jiddischer und hebräischer Sprache an die Juden in Russisch-Polen richtete. In ihr warb die Armeeführung der Mittelmächte offen um die Kollaboration der Juden in den besetzten Gebieten und bot ihnen als Gegenleistung die Aussicht auf Privilegien nach Ende des Krieges an. Der Aufruf löste vor allem im deutschen Judentum eine rege Debatte über den Umgang mit den „Ostjuden“ und deren Verhältnis zu den „Westjuden“ aus. Eine Reihe von Zeitungsartikeln und Broschüren jüdischer Zeitungen aus den Jahren 1914 und 1915, die in diesem Artikel ebenfalls vorgestellt werden sollen, geben davon Zeugnis.

Nicht behandelt werden soll hingegen die so genannte Judentzählung von 1916, welche für das patriotische Engagement der deutschen Juden im Ersten Weltkrieg einen Wendepunkt darstellte und auch den Keim für erneute Auseinandersetzungen zwischen den beiden Lagern des deutschen Judentums legte, die sich bis zur Zerschlagung des selbstorganisierten jüdischen Lebens in Deutschland nach den Novemberpogromen 1938 hinziehen sollten.

Die Reaktion der deutschen Juden bei Kriegsausbruch

Aufgrund seiner deutschpatriotischen Ausrichtung rief der Centralverein erwartungsgemäß zu Beginn des Ersten Weltkrieges in einer knappen Erklärung an seine Mitglieder zur aktiven Kriegsteilnahme auf:

„An die deutschen Juden! In schicksalsernster Stunde ruft das Vaterland seine Söhne unter die Fahnen. Daß jeder deutsche Jude zu den Opfern an Gut und Blut bereit ist, die die Pflicht erheischt, ist selbstverständlich! Glaubensgenossen! Wir rufen Euch auf, über das Maß der Pflicht hinaus Eure Kräfte dem Vaterlande zu widmen! Eilet freiwillig zu den Fahnen! Ihr alle – Männer und Frauen – stellet Euch durch persönliche Hilfeleistung in den Dienst des Vaterlandes!“⁵

Die im ZVfD organisierten deutschen Zionisten standen dem Kriegseifer des Centralvereins indes nicht nach und veröffentlichten in ihrer Vereinszeitung einen eigenen Aufruf:

„Deutsche Juden!
In dieser Stunde gilt es für uns aufs Neue zu zeigen, dass wir stammesstolzen Juden

5 IdR, Berlin, September 1914, S. 339.

zu den besten Söhnen des Vaterlandes gehören. Der Adel unserer viertausendjährigen Geschichte verpflichtet. Wir erwarten, daß unsere Jugend freudigen Herzens freiwillig zu den Fahnen eilt.

Deutsche Juden!

Wir rufen Euch auf, im Sinne des alten Pflichtgebots mit ganzem Herzen, ganzer Seele und ganzem Vermögen Euch dem Dienste des Vaterlandes hinzugeben.“⁶

Das hervorstechende Merkmal beider Aufrufe ist zunächst die Anrede, die sich nicht an eine bestimmte Gruppierung, sondern an die deutschen Juden schlechthin richtete. Auf den zweiten Blick finden sich allerdings dezente Hinweise auf die aus einem bestimmten ideologischen Blickwinkel angesprochenen Leser: Der Aufruf des Centralvereins titulierte sein Publikum nämlich als „Glaubensgenossen“. Das spielte indirekt auf den „jüdischen Glauben“ an, welcher neben dem Bekenntnis zur deutschen Staatsbürgerschaft Bestandteil des Vereinsnamens war. Demgegenüber sprach die ZVfD ihre Mitglieder als „stammes stolze Juden“ an, was auf die nationaljüdisch-zionistische Gesinnung verwies, die die Vereinigung vertrat. Auch ist die Form der beiden Aufrufe unterschiedlich: Während der Centralverein gemessen am Pathos seiner Zeit einen verhältnismäßig nüchtern gehaltenen Text veröffentlichte und dabei vor allem die Erfüllung der Pflicht betonte, war der Aufruf der ZVfD deutlich emotionaler und stärker von jugendlichem Elan erfüllt, erkennbar an Wendungen wie „freudigen Herzens“ oder „mit ganzem Herzen, ganzer Seele und ganzen Vermögen“.

Beachtung verdient auch die Einbettung der Aufrufe in die Zeitungen der beiden jüdischen Organisationen in Deutschland. Der Centralverein stellte seinem eher nüchternen Kriegsaufruf ein martialisches Gedicht auf dem Titelblatt der Vereinszeitung „Im deutschen Reich“ voran, welches an den Patriotismus der Leser appellieren sollte. Das unter den Initialen M.H. veröffentlichte Poem⁷ pries die Überwindung von Deutschlands Zerrissenheit durch seine Einheit als Deutsches Kaiserreich und beklagte den Neid der Nachbarländer auf die erstarkte Nation. Die Länder der Entente erhielten jeweils abwertende Charakterisierungen: „russische Tücke“ stand neben „fränkischer Rachgier“ für die Niederlage im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 und der „Hinterlist Englands“.

Mit diesen negativen Eigenschaften erklärte der Verfasser, warum sich die drei Länder in einem Bündnis gegen Deutschland zusammengefunden hatten. Gegen diese „niedereren Tugenden“ der Feindmächte stellte der Dichter die moralisch und kriegerisch überlegenen Tugenden aller Deutschen, welche schließlich zum Sieg über die Feinde führen sollte:

„[...] Doch eines vergaß jener Feiglinge Schar
– Und das wird ihr sich’res Verderben –
Daß ja nie unser Mut noch gebrochen war.
Den die Väter uns immer vererben.
Wenn die ganze Welt voll Teufel wär“,⁸

6 Jüdische Rundschau (JR), Berlin, 7. August 1914 (15. Ab 5674), S. 1.

7 Möglicherweise handelt es sich um den Vorsitzenden des Centralvereins von 1894–1917, Maximilian Horwitz.

8 Diese Textzeile ist eine unmittelbare Anspielung auf die zweite Strophe des Kirchenlieds „Eine

Wir würden sie alle verjagen
 Das wir einig sind, ein Volk, ein Heer,
 Und in Liebe und Treu und betragen.
 Ja, wir stehn zueinander! Verschwunden ist
 Jeder Unterschied, wo er bestanden;
 Ob hoch oder nieder, ob Jud' ob Christ,
 Ein Volk nur in all unseren Landen!
 Wir kämpfen zusammen für Kaiser und Reich,
 Zusammen die Neider wir schlagen:
 Durch Kampf zum Sieg! Und Streich auf Streich!
 Durch Kriegsnot zu ruhigen Tagen!⁹

Der schwülstig gehaltene Abschluss des Kriegsgedichtes weist vor allem auf eine wesentliche Errungenschaft hin, auf die der Centralverein in seinem Kriegsaufruf und dem Gedicht Bezug nahm: die Stellung der deutschen Juden als gleichberechtigte Staatsbürger, Mittel der Abwehr gegen antisemitische Agitation und Gründungszweck des Centralvereins. Diese Ausrichtung wird besonders in dem Gedichtvers „ob Jud oder Christ“ deutlich, der ein religionsübergreifendes „deutsches Wir-Gefühl“ bei den Lesern erzeugen und sie zum mutigen Kampf im Krieg motivieren sollte. Das Gedicht mündet schließlich in Siegesgewissheit. Die deutsche Seite erscheint im Licht moralischer Überlegenheit. Implizit wird daran auch den deutschen Juden ein Anteil eingeräumt.

Dieser Appell blieb nicht der einzige Mobilisierungstext, den die Vereinszeitschrift „Im deutschen Reich“ im September 1914 veröffentlichte. Auf das Gedicht und den Kriegsaufruf folgte der Artikel „Unter den Waffen“, ein Pamphlet, das die Kriegsbeteiligung der Juden mit Blick auf die Feindesländer weiter begründete. Der Artikel verwies besonders auf die „barbarische Mißhandlung der russischen Juden“ in Russland, die den „moralischen Tiefstand der Russen“ zeige.¹⁰ Die russische Kriegsführung enthülle nunmehr „die ganze Bestialität kosakischer Horden.“¹¹ Bemerkenswert in dieser Charakterisierung ist die Darstellung des Zarenreichs als unzivilisiert im Gegensatz zu den als Kulturvölkern anerkannten Mächten Westeuropas – das machen die Begriffe „barbarisch“, „Bestialität“ und „Horden“ deutlich, die Assoziationen zu Angriffen östlicher Reitervölker erzeugen sollten.

Frankreich und England wurden nicht in gleicher Weise herabgesetzt. Der unbekanntes Verfasser des Textes warf Frankreich zwar „Rachsucht“ für das verlorene Gebiet Elsass-Lothringen vor. Eigentlich sei aber wieder Russland an der Kriegsbeteiligung schuld gewesen, da Frankreich, um sich den neuen Verbündeten geneigt zu machen, angeblich Mil-

festen Burg ist unser Gott“ von Martin Luther. Durch die Verwendung dieser symbolkräftigen Hymne des Protestantismus sollte die Nähe des deutschpatriotischen Judentums zum deutschen Kaisertum besonders hervorgehoben werden.

9 IdR, Berlin, September 1914, S. 338.

10 Ebenda, S. 341.

11 Ebenda. Dieser Hinweis bezog sich auf die bis 1905 im Umfeld der Ersten Revolution stattfindenden Pogrome gegen Juden im Russischen Zarenreich. Die Serie von Pogromen begann 1903 mit dem Pessachpogrom von Kišinëv mit 45 Toten und setzte sich an mehreren Orten des Ansiedlungsrayons fort. Vgl. Fred Skolnik (Hrsg.): *Encyclopedia Judaica*, Eintrag POGROMES, Detroit, MI u.a. 2007, S. 280 f.

liardenopfer bringen musste, die das Rentnervolk beinahe ruiniert hätten.¹² Selbst wenn sich Frankreich nun von dem Bündnis frei machen sollte, sei es doch schon zu tief darin verstrickt. Um seine „Investition“ in Russland wieder zurückzugewinnen, müsse Frankreich demnach nun den ganzen Weg mit Russland gehen, würde damit aber seine uralte Kulturtradition schänden und verdiene es, unter den „deutschen Schlägen“ für diesen „Verrat an den großen Idealen der Menschheit“ bestraft zu werden.¹³ Englands Kriegseintritt begründete der Text schlicht damit, dass ihm Deutschland zu mächtig geworden sei. Der aufblühende Handel und die deutschen Kolonien seien England ein Dorn im Auge gewesen. Somit galt die Beteiligung am Ersten Weltkrieg aus dieser Sicht vor allem der Bekämpfung Russlands, das aufgrund der katastrophalen Auswirkungen der Pogrome für die jüdische Bevölkerung Osteuropas auch vonseiten der deutschen Juden als Hauptgefahr wahrgenommen wurde, die es zurückzudrängen galt.

In diesem Sinne schloss der Text auch mit einem eindringlichen Appell an die dem Centralverein nahestehenden deutschen Juden, die besondere Gefahr, die von Russland ausgehe, zu erkennen und sich in den Dienst der „richtigen Seite“ zu stellen:

„Besondere Begeisterung führte die Juden ins Feld: Die unmenschliche Behandlung der Juden in Rußland gibt dem Kampf gegen das russische Moskowitertum für die Juden eine besondere Bedeutung. Indem Frankreich und England sich mit einem solchen Staate verbündeten, ihn zu fördern suchten, haben sie sich derselben Unkultur schuldig gemacht. Und wenn wir als Deutsche schon an sich mit Begeisterung zu den Waffen gegriffen haben, so haben wir es als deutschen Juden um so lieber getan, als ein Kampf gegen Barbarei und Unkultur mit diesen Krieg verbunden ist. Und Gott wird mit unseren deutschen Fahnen sein, weil sie einem Heere voranschweben, das einig und kräftig ist in sich, tapfer und gottesfürchtig, getragen von der Liebe der Zurückbleibenden und von der Güte und Wahrheit der Sache, welche es vertritt!“¹⁴

Herauszuheben sind an dieser Stelle vor allem zwei in der Argumentation für die Beteiligung der deutschen Juden im Weltkrieg exponierte Schlüsselwörter: Moskowitertum und Gott.

Die ursprünglich wertneutrale Bezeichnung Moskowiter für die Einwohner der russischen Hauptstadt erfuhr 1830 nach der Niederschlagung des polnischen Aufstands durch das russische Zarenreich eine polemische Umdeutung durch den polnischen Ethnografen und Historiker Franciszek Henryk Duchński (1816–1893). Duchński unterschied in seiner rassistischen Lehre in Europa vor allem zwischen „arischen“ Völkern, welche sich durch Ackerbau und Sesshaftigkeit auszeichneten, und den „turanischen“ Völkern, die er als „mehr oder weniger nomadisch“ beschrieb. Der Ethnograf legte Wert darauf, dass Polen und Ruthenen (bzw. Ukrainer) unter die westlichen, „arischen“ Völker zu zählen seien, während er vor allem Russen, Mongolen und die Turkvölker – allerdings auch die „Semiten“! – als

12 Dieser Hinweis nahm Bezug auf französische Banken, welche Russland von 1886 bis 1890 größere Kredite eingeräumt hatten, sodass nun die Auslandsschulden zu günstigeren und kalkulierbaren Bedingungen getilgt werden konnten. Vgl. George F. Kennan: Die schicksalhafte Allianz. Frankreich und Russland am Vorabend des Ersten Weltkrieges, Köln 1990, S. 60.

13 IdR, Berlin, September 1914, S. 341.

14 Ebenda, S. 342.

„turanisch“ von diesen abgrenzte. Die so von Duchński gezogene Grenze zwischen Mittel- und Osteuropa fand fortan Verbreitung bei polnischen und ukrainischen Nationalisten, welche gegen die „moskowitzischen“ Russen polemisierten, indem sie ihnen die Zugehörigkeit zum slawischen Kulturkreis und damit zur europäischen Zivilisation absprachen.¹⁵ Vor diesem Hintergrund war es erstaunlich, in welcher unreflektierter Weise der Centralverein, der die Abwehr des Antisemitismus in Deutschland als eine seiner Kernaufgaben verstand, sich diesen, in seiner Wurzel antisemitischen Begriff aneignete und für seine eigene Kriegspolemik gegen das russische Zarenreich verwendete. Es mochte freilich dem Centralverein gar nicht bewusst sein, welchen Ursprung diese Polemik gegen die „Moskowiter“ hatte, da sie im allgemeinen Diskurs fortwährend gebraucht wurde und sich damit Staatstreue und Patriotismus beweisen ließen.

Zu dieser Problematik gesellte sich der Gottesbegriff, welcher die religiösen Grenzen zwischen Christentum und Judentum zu verwischen suchte und dadurch auch die gemeinsamen spirituellen Wurzeln der beiden monotheistischen Religionen betonte. Durch dieses Mittel versuchte der Centralverein, neben seinem deutsch-patriotischen Bekenntnis auch eine religiöse Brücke zum mehrheitlich christlichen Deutschland zu schlagen und die Kriegsführung gegen Russland somit auch als Glaubenskrieg zu begründen.

Eine teilweise andere Form für die Begründung der Kriegsbeteiligung wählten die zionistischen deutschen Juden: In Ergänzung zu dem Aufruf an die Mitglieder der ZVfD in der „Jüdischen Rundschau“ stellte der Leitartikel unmittelbar eine Verbindung zu dem 9. Av des jüdischen Kalenders her – dem traditionellen jüdischen Trauertag anlässlich der Zerstörung des Zweiten Tempels in Jerusalem im Jahr 70 nach unserer Zeitrechnung. Dieser religiöse Gedenktag war wenige Tage vor dem Erscheinen dieser Ausgabe der Zeitung begangen worden und fiel ironischerweise fast mit dem Datum des Kriegsausbruchs Ende Juli 1914 zusammen. Der von dem Herausgeber der „Jüdischen Rundschau“, Heinrich Loewe, verfasste Leitartikel betonte besonders die Bemühungen des deutschen Kaisers, den Frieden zu bewahren. Demgegenüber wies er „der Schutzmacht der serbischen Königsmörder“, d.h. Russland, die Hauptschuld für die Eskalation der Kriegssituation zu und beschuldigte das Zarenreich, es verstanden zu haben, eine „Koalition von Feinden gegen Deutschland“ zusammenzubringen und es von allen Seiten anzugreifen.¹⁶ Loewe hob hervor, dass die Juden immer gewusst hätten, dass das „Moskowitzertum“ wortbrüchig sei und verwies auf die Erfahrungen mit der „Gemeinheit und Verlogenheit“ der dort herrschenden Gewalten – womit er ähnlich wie der Centralverein unreflektiert den unterschwellig antisemitischen Begriff in seine Polemik gegen Russland übernahm.

Die Argumentationslinie des zionistischen Autors gleicht der des Centralvereins, wenn er auf die Pogrome gegen die Juden in Russland verwies und diesen Deutschland als „Land der Kultur“ gegenüberstellte. Dies ist angesichts der wenige Jahrzehnte später von deutschem Boden ausgehenden Vernichtung der vor allem osteuropäischen Juden eine bemerkenswerte Feststellung und scheint den schon damals in Deutschland erkennbaren Antisemitismus auszublenken. Frankreich und England als „Länder alter Gesittung“ bezichtigte Loewe,

15 Ivan L. Rudnytsky: Franciszek Duchński and his Impact on Ukrainian Political Thought, in: Ihor Ševčenko, Frank E. Sysyn (Hrsg.): Eucharisterion. Essays presented to Omeljan Pritsak on his Sixtieth Birthday by his Colleagues and Students, Bd. 2, Cambridge, MA 1979/80, S. 690-705.

16 JR, Berlin, 7. August 1914 (15. Ab 5674), S. 1.

in ihrem Bündnis mit Russland, „der kosakischen Vormacht des Mittelalters“, „das Land zu erwürgen, in dem das Herz der europäischen Kultur schlägt, das Volk zu erdrosseln, das allein Europa vor der ‚Verkosakung‘ zu schützen imstande ist.“¹⁷ Auch an dieser Stelle zeigen sich wieder die von Duchński ausgehenden Ressentiments, welcher der „turanschen“ russischen Barbarei, die in diesem Fall die Gestalt des „Kosaken“ annimmt, die europäische und also – im Sinne des polnischen Ethnografen – „arische“ Kultur entgegenstellte. Bis zu diesem Punkt ähnelte die Argumentation Loewes sehr stark dem martialischen Kriegspathos des Centralvereins.

Die ideologischen Unterschiede zwischen beiden jüdischen Organisationen machte der Herausgeber der „Jüdischen Rundschau“ im folgenden Abschnitt deutlich. Zunächst wies er auf den in der ZVfD weniger stark ausgeprägten deutschen Patriotismus hin und betonte vor allem das mit Nachdruck vertretene nationale Judentum. Dennoch bekundete er anschließend die „selbstverständliche Treue zum deutschen Vaterland“, sodass auch die zionistischen deutschen Juden „als deutsche Bürger freudig alle Forderungen an Hab und Gut, an Leben und Blut“ erfüllen würden.¹⁸ Diese Positionierung der Zionisten macht die Problematik deutlich, zwischen dem tief empfundenen deutschen Patriotismus und der alltäglichen Erfahrung des Antisemitismus zu lavieren, dessen Anhänger den Juden ehrliche Vaterlandsliebe absprachen. Aus diesem Grunde betonte Loewe die „ruhige Entschlossenheit“, mit welcher die deutschen Zionisten sich als Kriegsfreiwillige in die deutsche Armee einreihen. Die hauptsächliche Kriegsmotivation war aber aus zionistischer Sicht eine „noch offene Rechnung“ der Juden mit den Russen:

„Als Juden haben wir mit den Barbaren des Ostens [Russen; J. N.] noch eine besondere Rechnung offen. Das Blut der Juden, ihrer Märtyrer und Glaubenshelden, dampft seit Jahrhunderten vom russischen Boden zum Himmel empor. Unmittelbar vor dem freventlich von Rußland angezündeten und von England angezettelten Weltbrande wurden vierzigtausend Juden aus Kiew widerrechtlich ausgewiesen. Was würde unseren Frauen und Kindern für ein Los werden, wenn der Russe siegen sollte.“¹⁹

Aus der Perspektive Loewes ergab sich, dass vor dem Hintergrund der Behandlung der russischen Juden die jüdischen Deutschen als Bürger einer Feindmacht erst recht ein furchtbares Schicksal zu erleiden hätten. Auf diese Weise wurde die Kriegssituation noch zusätzlich emotional aufgeladen und die jüdischen Frontsoldaten an ihre besondere Pflicht erinnert, ihre Familienangehörigen in der Heimat durch einen tapferen Kriegsdienst zu schützen.

Diese Tapferkeit leiteten die Zionisten von ihren jüdischen Ahnen und deren Kämpfen in der Antike vorrangig gegen die römischen Besatzer des Landes Judäa her (auch wenn sie den Römern immer wieder unterlagen). Sie verwiesen auf den Todesmut der Makkabäer, den „Riesenkampf“ eines Bar-Kochba und den „Heldentod Hunderttausender unseres Volkes in allen Zeiten“.²⁰ Loewe drückte auch sein Vertrauen aus, dass der deutsche Kaiser die

17 Ebenda.

18 Ebenda.

19 Ebenda.

20 JR, Berlin, 7. August 1914 (15. Ab 5674), S.1.

deutschen Juden richtig führen werde. Ähnlich wie der Centralverein wies auch die „Jüdische Rundschau“ auf die „göttliche Gerechtigkeit“ des Kampfes hin. Beide ideologischen Strömungen sprachen von der Kriegsführung und dem Kampf gegen das „Moskowitertum“ als von einem Streit für Gott gegen „Gottlose“.²¹

Der Aufruf an die Juden in Russisch-Polen und die Debatte der deutschen Juden über die „Ostjudenfrage“ in den ersten Kriegsjahren

Wenige Monate nach Kriegsausbruch berichtete die Zeitung des Centralvereins in ihrer Oktoberausgabe 1914 von einem Aufruf der deutschen und österreichisch-ungarischen Armeen an die Juden Polens. Dieser wurde sowohl in hebräischer Sprache als auch im „jüdischen Jargon“ verbreitet und auch von der zionistischen Presse zur Kenntnis genommen.²² Die Fassung des Textes im Jargon²³ lautete:²⁴

„Zu die Jidden in Paulen.

Die heldische Armees von die graube mitteleuropäische Regierungen, Deutschland un Esterreich-Ungarn, seinen arein in Paulen.

Der mechtiger Marsch von unsern Armees hat gezwungen die despotische russische Regierung zu antlaufen.

Unsere Fohnen bringen eich Recht un Freiheit: gleiche Birgerrechte, Freiheit vorn Glauben, Freiheit zu arbeiten ungestert in allen Zweigen von ekonomischen un kulturellen Leben in eier Geist!

Zu lang hot ihr sich geplogt unter dem eisernem moskowitischen Joch.

Wi Freind kummen mir zu eich, die barbarische fremde Regierung is aus!

Die gleiche Recht vor Jiden soll weren gebaut auf feste Fundamenten.

Loßt eich nischt, wi a ßach mol friler, obnarren durch chanusedige [fadenscheinige; J. N.] Versprechungen!

Zu hot nischt auch in 1905 der Zar zugesogt die gleiche Recht vor Jiden, un zu hot er nischt darauf

gegeben den hechsten Manifest?

Wie hat man eich abgezohlt dem dosigen Chauw [vorherige Verpflichtung; J. N.], was man hot auf sich genommen vor der ganzen Welt?

21 Vgl. z.B. IdR, September 1914, S. 341.

22 Die Zeitung IdR druckte in ihrer Oktoberausgabe von 1914 die Fassung im „jüdischen Jargon“, während die JR am 9.9.1914 zunächst eine deutsche Übersetzung (S. 359) und schließlich in der Ausgabe vom 18.9.1914 (S. 369) die hebräische Fassung wiedergab.

23 Der Begriff „Jargon“ bedeutet in diesem Kontext die Umgangssprache der osteuropäischen Juden, welche weitestgehend aus der jiddischen Sprache bestand. In der hier wiedergegebenen Textpassage soll vor allem die Alltagssprache nachgeahmt werden, um so auch die Nähe zu einfachen Bevölkerungsschichten herzustellen.

24 Vom hochdeutschen Gebrauch abweichende Worte wurden übersetzt. Zusätzlich wurde für die Transkription der erneute Abdruck des Aufrufs an die Juden Polens in der österreichischen Zeitung „Die Wahrheit“, erschienen in Wien am 11.7.1924, S. 12, herangezogen, welcher für einige jiddische Worte eine Übersetzung anbot.

Gedenkt dos Araustreiben, wos man treibt togteglich, die jidische Massen von eingessesene Mekaumaus! [Ortschaften; J. N.]
Gedenkt Kischinew, Homel, Bialystok, Siedletz un viel hunderter andere blutige Pro-gomes!
Gedenkt den Bailis-Prozeß un die Arbeit von die barbarische Regierung, zu verbrei-ten dem schrecklichen Liegen von Blutgebrauch bei die Jiden!
Asau hot der Zar gehalten sein monarchisch Wort, wos er hot gegeben, eiendig²⁵ in die Klemm!
Er is jetzt wieder in die Klemm! – Ot, das is die Siboh [Vergeltung; J. N.] von seine Versprechungen.
Eier heiliger Chauw ist ajetzt zusammen zu nehmen alle Kreften, mitzuarbeiten bei die Befreiung.
Alle Volkskreften: eier junger Daur [Geschlecht; J. N.], eiere Kehillaus [Gemeinden; J. N.]
eiere Chewraus [Vereine; J. N.] müssen sich schtellen wie ein Mann, mizuhelfen zu die heilige Sach.
Mir erwarten, as ihr wet beweisen durch Fakten eier Verschtand un eier Ueberge-benheit. [Ergebenheit; J. N.]
Wendet sich mit dem greßten Bitochaun [Vertrauen; J. N.] zu die Kommandaten vun unsere Militär in die Oerter, wos seinen nohent zu eich.
Alle Sorten Lieferungen wellen bald un gut bezohlt. Bahnt dem Weg, zu bezwingen im ganzen dem Sfaune [Feind; J. N.] un zu bringen dem Nizochaun [Sieg; J. N.] vun Freiheit un Gerechtigkeit.
Die obere Leitung vun die verbindet deutsche un esterreichisch-ungarische Armees.²⁶

Der Aufruf der Heeresleitung der Mittelmächte an die Juden in Polen forderte unverhoh-len zur Kollaboration mit den Besatzungsmächten auf. Indem man in ähnlicher Weise wie die deutschen Juden zur Kriegsmotivation auf die Pogrome und die katastrophale wirt-schaftliche und soziale Situation der Juden im Zarenreich verwies, erhofften sich die Mit-telmächte eine Schwächung des Kriegsgegners im Osten. Das Versprechen der Armeefüh-rung an die polnischen Juden war nicht allein die „Befreiung“ von den „russischen Besat-zern“ und die Möglichkeit der freien wirtschaftlichen und kulturellen Entfaltung, sondern auch die Gewährung von grundlegenden Bürgerrechten, die der russische Zar zwar verspro-chen, aber nicht gewährt hatte. Dadurch sah man sich gegenüber den im Ansiedlungsrayon lebenden Juden mit überzeugenden Argumenten für die Unterstützung der Mittelmächte gewappnet.

In der Diskussion unter den deutschen Juden stellte sich weniger die Frage nach Erfolg oder Misserfolg dieser Kampagne, sondern es begann eine allgemeine Debatte über das Verhältnis der Juden in West- und Mitteleuropa zu den Juden in Osteuropa. Als „Ostjuden“ wurden zunächst diejenigen Juden bezeichnet, die im russischen Machtbereich lebten, wozu mit „Kongresspolen“ allerdings auch mitteleuropäische Gebiete zählten. Insofern konterka-

25 Gemeint ist wohl „elendig“, vgl. auch Wiedergabe des Wortes in der „Wahrheit“ von 1924 (wie Anm. 22).

26 IdR, Berlin, Oktober 1914.

rierte die Bezeichnung „Ostjuden“ für die polnischen Juden die durch Duchiniński gezogene Linie zwischen Polen und der Ukraine im Westen und Russland im Osten Europas.

Den ersten Aufsatz, der das Verhältnis zwischen „polnischen Juden“²⁷ und Deutschland diskutierte, veröffentlichte der Königsberger Rabbiner Felix Perles²⁸ bereits im Herbst 1914 unter dem Titel „Der Krieg“. Der Autor rekapitulierte in dieser kurzen Broschüre die ersten drei Monate seit Kriegsausbruch und stellte eine „Umwertung der Werte“ fest.²⁹ Er diagnostizierte besonders eine „wirksame Sympathie“ der mohammedanischen Völker für die deutsche Sache und zog aufgrund der Bedrohung der islamischen Welt durch die kolonialen Interessen Englands und Frankreichs im Orient eine Parallele zur Lage der in Russland lebenden Juden. Seine Kernthese war jedoch, dass die Ursprünge des „polnischen Judentums“ in Deutschland lagen und es somit „eine Enklave deutscher Sprache und deutscher Gesittung im slavischen Osten“ darstelle.³⁰ Die jiddische Sprache war für ihn eine „erstarrte Form des oberdeutschen Dialektes“, und er pries die Treue der osteuropäischen Juden zu dieser Sprache als Beweis für deren Treue zum althergebrachten Deutschtum.³¹

Auch der Umstand, dass die im Mittelalter nach Osten ausgewanderten Juden seiner Ansicht nach kaum etwas von der sie umgebenden polnischen Kultur angenommen hatten, bewies für Perles, dass sich die osteuropäischen Juden die deutsche Kultur bewahrt hatten. Offensichtlich wollte Perles Sympathien für die „polnischen Juden“ in der nichtjüdischen deutschen Bevölkerung erzeugen, indem er sie als Deutsche jüdischer Abstammung im Osten zeichnete. Auf dieser Grundlage kritisierte Perles auch den im Deutschen Reich weit verbreiteten Antisemitismus und stellte fest, „daß das Deutschtum in den Ostmarken“³² innerlich und äußerlich schon ganz andere Wurzel geschlagen hätte, wenn nicht gerade dort auch auf deutscher Seite der Antisemitismus um sich gegriffen und einen beträchtlichen Teil der jüdischen Einwohner zu Abwanderung gezwungen hätte.“³³ Der Rabbiner aus Königsberg führte die mangelnde Verankerung des Deutschtums und den stockenden Germanisierungsprozess der mitteleuropäischen Gebiete darauf zurück, dass die nichtjüdischen Deutschen nicht bereit waren, das deutsche Judentum als Bestandteil der deutschen Kultur anzuerkennen, welches somit durch Abwanderung weiter geschwächt worden sei. Seine Hoffnung war, dass die Annäherung von Deutschen und Polen im Krieg auch kultu-

27 Der Autor fasste unter dem Begriff „polnische Juden“ allerdings alle im Ansiedlungsrayon lebenden Juden zusammen.

28 Dr. Felix Perles (1874–1933) war ein aus München stammender Rabbiner in Königsberg (Ostpreußen). Er studierte Philosophie und Orientalische Sprachen in München und Breslau und promovierte 1895 an der Universität München. In den Jahren 1896 bis 1898 durchlief Perles ein Studium an der École Rabbinique de France in Paris, welches er 1898 mit einem Rabbinerdiplom abschloss. Von 1899 bis zu seinem Tod 1933 war Perles der zweite Rabbiner in Königsberg und lehrte ab 1924 als Honorarprofessor für moderne hebräische und aramäische Literatur an der Universität Königsberg. Vgl. Michael Brocke, Julius Carlebach (Hrsg.): Biographisches Handbuch der Rabbiner, Tl. 2, München 2009, S. 474.

29 Felix Perles: Der Krieg und die polnischen Juden in ihrem Verhältnis zu Deutschland, Königsberg 1914, S. 3.

30 Ebenda, S. 4.

31 Vgl. ebenda, S. 5.

32 Gemeint sind hier die bis 1920 zum Deutschen Reich gehörenden Gebiete Polens, wie z.B. die „Provinz Posen“/Großpolen.

33 Perles, Krieg (wie Anm. 29), S. 6.

relle Auswirkungen zeitigen werde, die wiederum zu einer Durchdringung der entlegenen Gebiete des Ansiedlungsrayons mit deutscher Kultur führe. Perles bezog sich dabei auf ein Zitat des russischen Zaren Nikolai I. (1825–1855): „Der polnische Jude ist ein Edelstein, nur fehlt ihm der Schliff.“³⁴ Allerdings wandte Perles ein, dass die russische Kultur diesen „Schliff“ nicht verleihen könne und charakterisierte die Massen des russischen Volkes als geprägt von „Trunksucht, Roheit und Aberglauben“. Auf Grundlage seiner These von den deutschen Wurzeln der „polnischen Juden“ warb er deshalb für die von ihnen seiner Ansicht nach selbst angestrebte Bindung an Deutschland und bezog sich anerkennend auf den Kriegsaufruf „An die Juden in Polen“, der seiner Einschätzung nach einen tiefen Eindruck auf ihr Gemüt ausgeübt haben musste. Den Kernsatz des Pamphlets „Unsere Fahnen bringen Euch Recht und Freiheit“ beschrieb er als einen hellen Sonnenstrahl, welcher in die tiefe Nacht ihres Elends gefallen sei.³⁵

Seinen Aufsatz schloss Perles mit einem patriotischen Bekenntnis zum deutschen Kaiser und glaubte sich damit in Einigkeit mit den „polnischen Juden“. Die Niederringung Russlands sah er vor allem als „Erlösung der 5 Millionen [Juden; J. N.] aus der russischen Hölle“ und den Sieg Deutschlands als „Sieg der Humanität“. Perles zeigte sich zuversichtlich, dass die im Ansiedlungsrayon lebenden Juden dem deutschen Kaiser durch ihre Treue Dankbarkeit erweisen würden und schloss seinen Aufsatz zum Beleg mit vier Versen aus den Psalmen ab,³⁶ welche den biblischen, für seine Weisheit bekannten König Salomo priesen. Implizit versuchte der Rabbiner damit die Rolle Kaiser Wilhelms II. für die osteuropäischen Juden mit der jüdischen Tradition zu verknüpfen und damit den biblischen König mit dem modernen Kaiser auf eine Stufe zu stellen. Zweck dieser Verknüpfung war es, die jüdische Religion mit pathetischem Kriegspatriotismus zu verbinden. Das sollte zum einen eine sicherlich ehrlich empfundene Vaterlandsliebe ausdrücken, zum anderen aber auch antisemitischen Agitatoren in Deutschland die Grundlage nehmen.

Da sich Perles bei seinem Aufsatz jedoch nicht um die Heranziehung von Quellen aus dem besetzten Polen bemühte, welche von Erfolg oder Misserfolg des Aufrufes der deutschen Heeresleitung berichteten, beschäftigte ihn letztlich vorwiegend die Situation der Juden in Deutschland, was für die weiteren Debattenbeiträge in der deutschpatriotisch-jüdischen Presse stilprägend werden sollte. Man sprach über die „Ostjuden“, ohne jemals selbst mit ihnen zu sprechen oder ihnen Raum für ihren Standpunkt zu bieten.

Um eine durchaus andere Einschätzung bemühte sich die zionistische „Jüdische Rundschau“, welche sogar in ihren Kriegsausgaben Anstrengungen unternahm, ein möglichst „objektives“ Bild von der Situation auf den Schlachtfeldern zu bieten. Zu diesem Zweck zitierte die Zeitung nicht nur Berichte von „guten Kennern russischer Verhältnisse“, sondern auch Zeitungen aus dem durch die Mittelmächte besetzten Polen wie auch aus anderen Teilen Europas. Einen Eindruck aus Sicht der polnischen Juden über die Kriegssituation vermittelte ein kurzer Bericht der in Łódź herausgegebenen Zeitung „Der Israelit“.³⁷ Es sei kein Wunder gewesen, dass nach der „Schreckensherrschaft durchziehender Kosaken“ die deutschen Truppen als „Erlöser“ angesehen würden, wenn auch absehbar sei, dass eine

34 Ebenda, S. 7.

35 Ebenda, S. 15.

36 Vgl. Psalm 72, 12–14.

37 Wiedergegeben in der JR, Berlin, 23.10.1914, S. 396.

offene Sympathie von den Russen nicht ungeahndet bleiben werde. Als Beispiel wurde die russische Rückeroberung von Pabianice (südlich von Łódź) angeführt, in der es eine Zusammenarbeit mit den polnischen Juden gegeben hatte und als Reaktion von der russischen Armee folgende Erklärung verbreitet wurde, welcher man mit der Festnahme jeweils einer jüdischen und einer deutschen Geisel Nachdruck verlieh:

„Angesichts dessen, daß die deutsche und jüdische Bevölkerung den Deutschen einen allzu freundlichen Empfang bereitet, ihnen Waffen ausgeliefert, sich deutschen Geldes bedient und überhaupt alle Forderungen der Deutschen erfüllt hat, wird den deutschen und jüdischen Einwohnern eine Kontribution von 50 000 Rubel auferlegt.“³⁸

Dieser knappe Bericht aus dem Kriegsgebiet in Polen machte zweierlei deutlich: Erstens war der Aufruf der Mittelmächte an die polnischen Juden zunächst durchaus erfolgreich und es kam zu der gewünschten Unterstützung des deutschen Heeres. Zweitens wurde diese Kollaboration jedoch durch das russische Heer rücksichtslos unterbunden und führte zu massiven Sanktionen für die in den rückeroberten Gebieten lebenden Menschen. Dies zeigte die besondere Grausamkeit der Kriegsrealität, sodass eine zu freundliche Haltung gegenüber Kriegsgegnern stets vergolten wurde.

Aus Perspektive des deutschpatriotischen Judentums verfasste im Frühjahr 1915 der in Oppeln lebende Rabbiner Felix Goldmann³⁹ einen längeren Beitrag über die polnischen Juden. Einleitend wies der Autor auf den strikten Abschluss der Grenze durch die russische Regierung hin, welche durch umständliche Passvorschriften das Ansiedlungsrayon für westeuropäische Reisende zu einer unbekanntem Welt gemacht habe. Er sah in dem Einmarsch der deutschen und österreichischen Truppen in das Gebiet einen Wandel, welcher dieses „Neuland“ plötzlich zugänglich machte. Zugleich warnte er davor, dass die dort von den Soldaten vorgefundene Situation „Wirklichkeit, doch nicht Wahrheit“ sei. Das dort vermittelte Bild sei vor allem durch die „traurigen Kriegsmomente“ verzerrt worden.⁴⁰

Als Motiv für das Verfassen des Artikels sah Goldmann die in der deutschen Presse oftmals ungerechte und lieblose, da oberflächliche und falsche Beurteilung der polnischen Juden. In den Publikationen ergieße sich ein billiger Sarkasmus „über ihren Schmutz, über ihre Betrügereien, über ihre Aufdringlichkeit, über ihren Hang zur Spionage, über die sittlichen Verhältnisse jüdischer Frauen und Mädchen, über ihrer häßliche und läppische Sprache,

38 Ebenda.

39 Dr. Felix Goldmann (1882–1934) war ein in London geborener, aus einer Kaufmannsfamilie stammender liberaler Rabbiner. 1893 übersiedelte seine Familie nach Berlin. Nach seinem Abitur nahm Goldmann 1901 dort ein Studium der Orientalischen Sprachen, Geschichte und Philosophie auf, welches er 1905 abschloss. Im Jahr 1907 promovierte er in Freiburg (Breisgau) und erhielt im gleichen Jahr das Rabbinerdiplom von der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums in Berlin. Unmittelbar nach seinem Studienabschluss nahm Goldmann seine Tätigkeit als liberaler Rabbiner in Oppeln auf. Im Ersten Weltkrieg diente er als Feldrabbiner im Offiziersrang. Von 1917 bis zu seinem Tod 1934 war er Rabbiner in Leipzig und dort im Landesverband Mitteldeutschland des Centralvereins aktiv. Vgl. Brocke, Carlebach (Hrsg.), Biographisches Handbuch (wie Anm. 28), S. 227.

40 IdR, Berlin, Mai 1915, S. 101.

über ihre Tracht“.⁴¹ Goldmann betonte jedoch, dass er die deutschen Juden keinesfalls als Sachwalter der polnischen Juden betrachte, nicht zuletzt deswegen, weil diese Vorwürfe in Einzelfällen keineswegs unberechtigt seien. Seine Sorge richtete sich vor allem gegen eine Verfestigung eines Vorurteils gegen die Gesamtheit der polnischen Juden, welches als Ventil für den ohnehin schon in Deutschland existierenden Judenhass dienen könne, um auf diesem Umweg auch deutschen Juden zu schaden. Seine Bedenken gegen die negative Berichterstattung über die polnischen Juden lag daher vor allem in einer Verschärfung des Antisemitismus in Deutschland, für dessen Bekämpfung der Centralverein seit seiner Gründung 1893 stets eingetreten war.

Ähnlich wie in der Argumentation des Rabbiner Perles im Vorjahr begann Goldmann, die Geschichte der Juden in Osteuropa darzustellen. Er spannte den Bogen von der Verfolgung der Juden in Deutschland im Mittelalter über die durch die Kosaken in Russland bis hin zu verschiedenen Pogromen, welche bis in die Gegenwart vorgekommen seien. Im „schamlosen russischen System“ sah der Autor einen wichtigen Grund für die zerrüttete Moral der polnischen Juden.

Der Rabbiner verwahrte sich dagegen, dass die Wurzeln jener Zerrüttung im Wesen des Judentums lägen. Ähnlich wie Perles beklagte er die geringen geistigen Entwicklungsmöglichkeiten, die den polnischen Juden in Russland gerade wegen der Zusammendrängung im Ansiedlungsrayon zur Verfügung gestanden hätten. Anders als Perles beschränkte Goldmann indes die Schuldzuweisung nicht allein auf Russland, sondern verwies daneben auf volkswirtschaftliche Gründe. In der Vergangenheit habe der Handel in Polen in den Händen der Juden gelegen, welche dadurch den eigentlichen Mittelstand darstellten. Durch die Anpassung der nichtjüdischen Polen an diese Wirtschaftsform seien die Juden jedoch überflüssig geworden und der polnische Antisemitismus wirke wie ein Boykott.⁴²

Die Verantwortung Russlands für die Lage der polnischen Juden sah Goldmann vorrangig in den Anordnungen gegen jüdische Bildungsbestrebungen, welche zu einer Proletarisierung des Volkes führen sollten, um den politischen Widerstand zu brechen. Als Ergebnis der durch diese Politik entstandenen wirtschaftlichen Verarmung beschrieb Goldmann schließlich auch die in den Städten vorhandene jüdische Prostitution, die er daher als Folge der dort herrschenden bittersten Not und nicht als Ausdruck sittlicher Verkommenheit verstanden wissen wollte.⁴³

Ähnlich wie Perles stellte Goldmann die „eigentümlich deutsche Sprache der Juden“ als osteuropäische Variante des Deutschen dar. Er betonte, „daß der Jargon bis auf einzelne in das mitteleuropäische Idiom eingedrungene hebräische oder slawische Wörter keine verdorbene Mischsprache ist, sondern ein echter deutscher Dialekt“.⁴⁴ Insofern verwahrte er sich, diese Varietät des Deutschen ins Lächerliche zu ziehen.

Im Gegensatz zu den vor allem in der nichtjüdischen deutschen Presse verbreiteten negativen Klischees hob Goldmann in seinem Artikel den Idealismus der polnischen Juden als besondere Tugend hervor. Dieser zeige sich in einer rührenden Treue zum Glauben und in der gründlichen Beschäftigung mit dem talmudischen Schrifttum. Daraus schloss

41 Ebenda, S. 102.

42 Vgl. ebenda, S. 104.

43 Vgl. ebenda, S. 105.

44 Ebenda, S. 106.

Goldmann, dass die Juden des Ostens ein Doppelleben führten: „Äußerlich sind sie elend und arm, und im Inneren tragen sie den Schatz eines lebendigen, idealen Strebens. Ihr Leib ist mit häßlichen Fetzen behängt, ihr Antlitz ist bekümmert und verzerrt, aber ihr Herz ist mutig und ihre Seele ist erfüllt von Kraft und Zukunftshoffen.“⁴⁵ Das Hoffen dieser Menschen sei auch nicht auf Deutschland als Erlöser gerichtet, welcher Wohltaten bringe, sondern auf die freie Entfaltung der Gerechtigkeit, welche die Verwertung ihrer Fähigkeiten ermögliche.

Goldmann wollte mit seinen Ausführungen einer negativen Berichterstattung über die „Ostjuden“ in Deutschland begegnen, indem er die positiven Eigenschaften dieser Menschen hervorhob und die Gründe für deren elende Lebensweise im Russischen Reich und dessen Politik zu erkennen glaubte. Die Parallelen zum Beitrag des Rabbiners Perles vom Herbst 1914 sind unverkennbar, wenngleich sich Goldmann um eine sachlichere und differenziertere Beschreibung bemühte, indem er beispielsweise auch antisemitische Strömungen in der polnischen Bevölkerung erwähnte. Dennoch erscheint auch dieser Artikel vom Frühjahr 1915 eher als Ausdruck der Sorge, dass das deutsche Judentum durch eine negative deutsche Presse Schaden erleiden würde, als eine wirkliche Auseinandersetzung mit den „polnischen Juden“ selbst. Diese Schlussfolgerung beruht auf der mangelnden Einbeziehung von Quellen aus der betreffenden Region. Die beiden Ferndiagnosen zeugen daher vor allem von der Eigenwahrnehmung der deutschen Juden.

Schlussbetrachtung

Zusammenfassend ist über die publizistische Begleitung der ersten Weltkriegsmonate durch den Centralverein und seine Vereinszeitschrift „Im deutschen Reich“ im Herbst 1914 und Frühjahr 1915 folgendes festzuhalten: Auf einen schon im August 1914 unmittelbar zum Kriegsbeginn veröffentlichten, relativ nüchtern abgefassten Aufruf des Vereins folgte eine erneute Publikation des Aufrufs in der Septemбераusgabe der Vereinszeitschrift. Flankiert wurde der Kriegsaufruf nun von einem martialischen Gedicht – möglicherweise vom Vereinsdirektor persönlich verfasst –, in welchem die Russen als kulturlose, barbarische Horden dargestellt, die anderen Mächte der Entente – Frankreich und England – hingegen als Deutschland grundsätzlich ebenbürtige Kulturnationen bewertet wurden. Diesen Status büßten die beiden Länder zeitweise ein, da sie sich mit dem „unkultivierten“ Russland verbündeten. Zudem erinnerte die Zeitschrift auch an die schlechte Behandlung der Juden in Russland und appellierte neben dem deutschen Patriotismus auch an die jüdische Solidarität.

Der separate Kriegsaufruf der ZVfD richtete sich in einem jugendlicheren Ton an seine Mitglieder und wies zunächst auf den jüdischen Gedenktag der Zerstörung des Zweiten Tempels in Jerusalem hin. Auf Grundlage dieser Anleihe an die Tradition des Judentums argumentierten die Zionisten ebenso wie der Centralverein für die Kriegsteilnahme im Ersten Weltkrieg als einem vor allem gegen Russland gerichteten Konflikt und erinnerten an die Pogrome um die Jahrhundertwende.

Dem Aufruf der deutschen und österreichisch-ungarischen Heeresleitung an die polnischen Juden zur Kollaboration wurde in den ersten Kriegsmonaten anscheinend durchaus

45 Ebenda, S. 107.

Folge geleistet. Das jedoch führte zu harten Strafmaßnahmen der russischen Armee. Im deutschen Heer verbreiteten sich nach der Besetzung von Gebieten des Zarenreichs Anfang 1915 verstärkt antisemitische Ressentiments, welche in der deutsch-jüdischen Presse nun widerlegt werden sollten. Um die Sympathien zwischen nichtjüdischen Deutschen und polnischen Juden zu verstärken, bemühten sich die beiden Rabbiner Perles aus Königsberg und Goldmann aus Oppeln, das polnische Judentum als Träger deutscher Kultur in Osteuropa und als Basis einer künftigen deutschen Einflusssphäre in diesem Gebiet darzustellen. Das partielle Elend der jüdischen Existenz, das bei den Besatzungstruppen zumeist ablehnende Reaktionen hervorrief, suchten beide Autoren durch die Lebenssituation in Russland und die Unterdrückung der Juden zu erklären.

Dabei war ihre Intention allerdings auch, deutsche Juden vor einem verstärkten Antisemitismus durch die sich allgemein verbreitenden negativen Sichtweisen auf osteuropäische Juden zu schützen. Bezeichnend war zudem, dass beide Rabbiner in ihre Darstellungen keine Quellen aus Polen einbezogen und daher kein wirklicher Dialog entstand, wenngleich beide durch ihr Engagement als Feldrabbiner und Gefangenenseelsorger durchaus Zugang zu diesen hatten. Die einzige Strömung innerhalb des deutschen Judentums, die polnische Juden zumindest in Form von kurzen Zitaten aus polnischen Zeitungen zu Wort kommen ließ, war die zionistische.

Summary

At the beginning of the First World War many German Jews saw the battlefield as a way of proving their patriotic sentiments towards the German nation. Two important Jewish organisations – the Central Association of German Citizens of Jewish Faith (Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, C.V.) and the Zionist Organisation for Germany (Zionistische Vereinigung für Deutschland) – were particularly active in the mobilisation of German Jews during the First World War. Both organisations made their own appeals to their followers, using their particular standpoints to justify the need for involvement in the war. Whereas the C.V. focussed on the Germanness of the German Jews, the German Zionists referred back to antiquity to show how Jews had historically proven ready and able to fight and defend themselves. How to deal with the Eastern European Jews was a further issue which surfaced in the early months of the war. In an endeavour to counter the emerging polemic of the German press against the Jews in Eastern Europe, the rabbis Felix Perles and Felix Goldmann focussed on the Eastern European Jews' close cultural ties with German culture. This was clearly a journalistic attempt to fend off temporarily latent, anti-Semitic sentiments, of which German Jews were also the targets.

REZENSIONEN

Sean McMeekin: Russlands Weg in den Krieg. Der Erste Weltkrieg – Ursprung der Jahrhundertkatastrophe, Berlin: Europa-Verlag 2014, 446 S.

Der Titel ist irreführend. Es geht in diesem Buch nicht nur darum, wie Russland in den Ersten Weltkrieg eintrat. Der Originaltitel „The Russian Origins of the First World War“ kann zwar suggerieren, dass es nur um die Ereignisse vor und am Anfang des Krieges geht. Aber in Wahrheit soll er anzeigen, dass McMeekin es sich als Aufgabe gestellt hat, die Motive zu analysieren, mit denen Russland den Ersten Weltkrieg führte. Und diese Motive enthüllen sich deutlicher, wenn man das Verhalten der politischen und militärischen Führer während der gesamten Zeit analysiert, in der Russland am Krieg beteiligt war. Deshalb reicht die Darstellung bis zur Oktoberrevolution.

Die in der Geschichtsschreibung seit Jahrzehnten dominierende Fischer-These, wonach es im Wesentlichen allein Deutschland war, das 1914 einen großen europäischen Krieg wollte und herbeiführte, ist neuerdings schon von Christopher Clark ausführlich und publikumswirksam in Frage gestellt worden. Clark hat sich in seinen „Schlafwandlern“ auf die Tendenzen in Serbien und Frankreich, einen Krieg herbeizuführen, konzentriert. Sein Buch ist im Original 2012 erschienen, doch schon 2011 hatte McMeekin sein Werk über entsprechende Tendenzen in Russland herausgebracht. Dass die deutschen Übersetzungen in umgekehrter Reihenfolge (2013 und 2014) erschienen sind, sollte also nicht darüber hinwegtäuschen, dass McMeekin hier keineswegs einem Modetrend nachgegeben hat und seine Arbeit völlig originell ist.

Zu Recht betont der Autor immer wieder, dass das Thema der russischen Kriegsziele bisher in der Literatur weitgehend vernachlässigt worden ist, teils aus Mangel an Interesse, teils wegen Unzugänglichkeit wichtiger Quellen. Als wesentliches Motiv für den Eintritt Russlands in den Krieg wurde der Schutz Serbiens gegen den Angriff von Österreich-Ungarn meistens akzeptiert. Doch McMeekin kann glaubhaft machen, dass es sich hierbei für die russische Führung nur um einen willkommenen Anlass handelte und dass die wahren Motive an anderer Stelle zu suchen sind, nämlich in Russlands Verhältnis zum Osmanischen Reich. Im Jahr 1914 rechnete man allgemein mit dessen baldigem Zusammenbruch, ebenso wie mit dem von Österreich-Ungarn. In beiden Fällen wollten Russlands Politiker und Militärs an der Verteilung der Konkursmasse prominent beteiligt sein. Vor allem hofften sie darauf, nun endlich das Ziel zu erreichen, das man in Russland schon seit Katharina der Großen angestrebt hatte: die Eroberung Konstantinopels und die Kontrolle über die Meerengen am Bosphorus und an den Dardanellen. Dass die Türken die Zufahrt zu den wirtschaftlich für Russland so wichtigen Schwarzmeerhäfen kontrollierten, wurde zunehmend als bedrohlich für die russische Wirtschaft und die Bewegungsfreiheit des Militärs empfunden. Als sich Anfang 1914 im Zuge der Liman-von-Sanders-Krise die Perspektive abzuzeichnen schien, dass diese Kontrolle durch Deutschland übernommen würde, diskutierte man in der russischen Führung die Möglichkeit, einen europäischen Krieg zu provozieren, in dessen Folge das Osmanische Reich unter den Mächten der Tripelallianz aufgeteilt würde. Die Mobilisierung der Allianz konnte außerdem das Problem beenden, dass das verbündete England noch zu dieser Zeit die Türkei mit Schlachtschiffen und anderem Kriegsmaterial belieferte.

In der Julikrise 1914 begann Russland schon am 25. Juli mit einer Teilmobilmachung, die einen viel größeren Umfang hatte, als es für die Verteidigung Serbiens gegen Österreich nötig gewesen wäre, sowohl was die Zahl der mobilisierten Truppen als auch ihre örtliche Verteilung betraf. Als der Krieg dann ausgebrochen war, konzentrierte der russische Generalstab die Aktivität seiner Armeen auf die Eroberung des österreichischen Galiziens, also weder auf Serbien noch auf die deutschen Ostgebiete, wie dies Frankreich und England wünschten. Das primäre Ziel Russlands kann somit nicht die Entlastung der Front im Westen gewesen sein, die Priorität lag auf eigenen Eroberungen. Nach russischen Planungen vom Herbst 1914 sollten nicht nur Galizien, sondern auch Schlesien, Großpolen und Ostpreußen dem Russischen Reich einverleibt werden.

Das Problem der Meerengen konnte Russland hingegen erst angehen, als auch die Türkei im November 1914 auf der Seite der Mittelmächte in den Krieg eingetreten war und die Meerengen gesperrt hatte. Jetzt konnte Russland deren Eroberung offen als Kriegsziel vertreten. Eine amphibische Landung am Bosphorus hatte man schon länger geplant, verfügte nun aber nicht über die Mittel dazu, weil die Armee zu stark von den Kämpfen an den Fronten mit Deutschland und Österreich in Anspruch genommen war. McMeekin hält es für eine Torheit der englischen Diplomatie, dass sie in dieser Lage von sich aus den Russen anbot, die Meerengen einzunehmen. Nachdem England 1853–1856 noch Krieg geführt und 1878 mit Krieg gedroht hatte, um eine russische Kontrolle der Meerengen zu verhindern, war man nun bereit, sie selbst zu erobern und dann an Russland zu übergeben, ohne dafür eine nennenswerte Gegenleistung einzufordern. Immerhin sollte die englische Landung auf den Dardanellen durch einen gleichzeitigen Angriff der Russen am Bosphorus unterstützt werden. Doch dieser erfolgte praktisch nicht, was mit zum Scheitern der Engländer und Franzosen bei Gallipoli beitrug.

Die Ambitionen der russischen Führung beschränkten sich jedoch nicht auf den Westen des Osmanischen Reichs. Sie versuchte den Krieg auch dazu zu nutzen, die russische Einflussphäre südlich des Kaukasus zu erweitern. Dort bediente man sich sowohl der Armenier als auch der Kurden, um den Konflikt mit den Türken zu verschärfen. Mit dem Ausbruch des Kriegs waren die meisten Armenier im Osmanischen Reich auf die Seite Russlands getreten und unternahm im Frühjahr 1915 einen Aufstand gegen die türkische Herrschaft. Russland unterstützte zwar den Aufstand, musste dann aber infolge der deutschen Gorlice-Offensive wieder alle Kräfte nach Westen werfen. So war man nicht in der Lage, die Armenier vor der Rache der Türken und vor dem darauf folgenden Völkermord zu schützen.

In Persien hatten sich lange die Engländer den russischen Ausdehnungsgelüsten entgegengestellt. Im Krieg wurden die Russen aber auch hier als Verbündete gebraucht, zumal als der englische Vormarsch vom Persischen Golf auf Bagdad ins Stocken kam. So konnte Russland ab Ende 1915 Einheiten von Aserbaidschan nach Persien vorschicken, war jedoch auch hier nur zu einer Kriegführung mit halber Kraft in der Lage.

Dennoch brachte das Engagement im Osten Erfolge. Nachdem Frankreich und England einen Plan zur künftigen Aufteilung des Osmanischen Reichs ausgearbeitet hatten, kamen im Frühjahr 1916 die Unterhändler Sykes und Picot nach Petrograd. Hier ließen sich die Briten dazu bewegen, die vorgesehene französische Einflusszone zugunsten Russlands zu verkleinern, sodass Russland ein großes Gebiet in Nordostanatolien zur direkten Herrschaft zugesprochen wurde. Dagegen verweigerte sich die russische Führung dem französischen Anliegen, eine größere Selbstständigkeit für Polen in Aussicht zu stellen.

Selbst die Provisorische Regierung von 1917 hielt an den russischen Kriegszielen fest. Sie verfolgte weiter die Pläne einer eigenen Invasion an den Meerengen, die nur nicht zur Ausführung kam, weil die russische Westfront zusehends instabil wurde, was schließlich auch zum Ende der Kerenskij-Regierung beitrug. Die Bolschewiki hingegen veröffentlichten nach ihrer Machtübernahme genüsslich die Dokumente der Vorgängerregierungen, aus denen hervorging, dass es Russland im Krieg immer primär um die Meerengen gegangen war. Doch dieses Faktum fiel angesichts der grundlegenden Umwälzungen, die sich danach in Russland vollzogen, in der Historiografie bald einer weitgehenden Vergessenheit anheim.

Man kann die Frage stellen, ob die Neigung McMeekins, die Engländer als diplomatische Einfaltspinsel hinzustellen, nicht übertrieben ist. Denn auch er spricht von deren Befürchtung, dass Russland die Fronten wechseln könnte. Selbst wenn das nie eine realistische Möglichkeit war, kann der Glaube daran doch zu der Ansicht geführt haben, dass man den Russen etwas bieten müsse, um die Allianz mit ihnen aufrechtzuerhalten.

Insgesamt ist das Buch gut lesbar, wozu auch die kundige Übersetzung beiträgt. Nur manche Sätze sind zu lang geraten, und die relativ hohe Zahl von Druckfehlern hätte sich wohl vermeiden lassen. Die gute Vertrautheit des Autors mit der einschlägigen Literatur führt dazu, dass im Text deren Kenntnis oft vorausgesetzt wird. Der Leser muss bereit sein, in das komplizierte Geflecht von Handlungen und Gegenhandlungen, Interpretationen und Mutmaßungen einzutauchen, das die Beschäftigung mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs und mit den Motiven seiner Beteiligten unweigerlich mit sich bringt. Aber viele historisch Interessierte dürften daran seit dem Jubiläums-Hype wieder gewöhnt sein. Für sie und für die Forschung ist dieses Buch sicherlich eine Bereicherung.

Martin Faber, Freiburg

Bärbel Kuhn, Astrid Windus (Hrsg.): Der Erste Weltkrieg im Geschichtsunterricht. Grenzen – Grenzüberschreitungen – Medialisierung von Grenzen, St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 2014, 250 S.

The 100th anniversary of the outbreak of the Great War provided an opportunity for didactic historians to speak out. How to render the presentation of the First World War to pupils in a way which would comply with the contemporary objectives of history didactics? In 2014, the initiators of the book in question brought together historians, history didactics specialists, and history teachers to an event in Oberhausen and invited them to discuss the issue of borders, border crossings, and border changes during the First World War. Borders were understood not only in a geographical, but also in a social, cultural, and psychological sense. The book which appeared as the outcome of the discussion serves primarily as a methodological aid for German school teachers aiming to introduce pupils to the theme of the First World War. The book seeks to show the war as one of the radical change-stimulating crisis situation which tends to transform people's evaluations and way of thinking. It specifically draws attention to the changes related to the evaluation of what is "one's own" and "alien", "normal" and "abnormal", "acceptable" and "unacceptable", i.e. all those changes in ways of thinking that, during the war, encouraged people to cross or to shift hitherto existing barriers.

The book consists of four chapters which cover the following themes (in this order): 1) how the war in political borderlands changed spatial conceptions and simultaneously space-related identities; 2) the kind of impact the war made on crossing or shifting hitherto existing barriers in economics and gender and cultural relations; and 3) how borders and boundaries are represented in contemporary media devoted to the Great War (in computer games, literature, and cartography). Chapter four is the most practical: it presents suggestions and didactic-methodological commentaries on how to develop the themes and examples discussed in the first three chapters into cycles of several lessons. Each theme in the book is broken down into smaller sub-themes, which are presented by combining professional commentaries and specific illustrative examples: passages from original sources, cartographic documents, photographs, and other visual materials. The examples are provided with additional reference lists.

The book can be seen as a successful attempt to provide teachers with theoretical knowledge and practical tips on how to present the First World War in an up-to-date manner in lessons. True, the vast majority of the examples analysed in the book do not give any indication that this was a “world” war: they focus on Europe. Nonetheless, the book cannot really be described as eurocentric, since in the majority of cases it addresses examples relating to the Western Front of the Old Continent. Except for the “Polish question” and some contexts in which Russia is mentioned, the book basically fails to provide examples related to the Eastern Front of Europe, although this played a no less important role, but for different reasons did not remain so deeply engraved in people’s memories. The fact that issues related to the Western Front continue to shape the canon of the First World War narrative is a much deeper problem and one which has recently received increasing attention.¹ This may be one of the fundamental Great War-related mental “barriers” still to be crossed in the future, not merely by the editors and readers of the reviewed book.

Vasilijus Safronovas, Klaipėda

1 Gerhard P. Groß (ed.): Die vergessene Front. Der Osten 1914/15. Ereignis, Wirkung, Nachwirkung, Paderborn a.o. 2006; Joachim Bürgschwentner, Matthias Egger a.o. (eds.): Other Fronts, Other Wars? First World War Studies on the Eve of the Centennial, Leiden a.o. 2014.

Jörn Leonhard: Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkrieges, München: C.H. Beck 2014, 1157 S., 62 Abb., 143 Karten, 5 Tabellen, 4 Schaubilder.

Jörn Leonhard hat ein großes Buch über einen Krieg geschrieben, den er als „prägende[n] Auftakt, als elementare Krise und frühzeitige[n] Umbruch des jungen 20. Jahrhunderts“ (S. 10) charakterisiert. Diese Leistung ist nicht nur einer stupenden Sachkenntnis geschuldet, sondern auch der Gliederung des Stoffes und dem Aufbau des Buches, wie im Folgenden noch auszuführen sein wird.

Eindringlich ist bereits die Darstellung der Julikrise 1914, bei deren Erörterung der Autor einen überzeugenden Weg durch das Gestrüpp der gegenseitigen Wahrnehmungen und Befürchtungen einschlägt, die er mit dem Begriff der „konkurrierenden Handlungslogiken“ (S. 106) zu erfassen sucht. Leonhard versteht es auch, die bereits in den ersten Augusttagen über Europa hinausreichenden Implikationen deutlich zu machen, so z.B. mit dem Hinweis,

die Verletzung der belgischen Neutralität habe für den britischen Kriegseintritt weit weniger eine Rolle gespielt als eine künftige Bedrohung Indiens durch ein siegreiches Russland (S. 109). Blendend ist die Analyse der Agenda der Beteiligten, die in einer sehr abgewogenen Stellungnahme zur „Schuldfrage“ mündet (S. 116 ff.).

Hinsichtlich der Gliederung ist hervorzuheben, dass die ereignisgeschichtliche Darstellung immer wieder durch intensive Schilderungen unterbrochen wird, die auf zeitgenössischen Zeugnissen beruhen, so z.B. das Kapitel über die August-Panoramen im Sommer 1914 (S. 127 ff.) oder die Ausführungen zu „Maschinen und Material: Eskaliertes Töten im Krieg“ (S. 146 ff.). Überzeugend belegt Leonhard die Wirkung der neuen Waffen, sei es das Maschinengewehr oder die Artillerie, auf deren Vernichtungskapazitäten die immensen Verluste dieser Art der Kriegsführung zurückzuführen waren (S. 147 ff.). So ist völlig zutreffend von einer „Vernichtungsdimension“ (S. 153) die Rede. Eine weitere Konstante, die sich durch das mehr als 1 000 Seiten umfassende Buch zieht, ist die Mischung von historischer Schilderung und Rezeptionsgeschichte, die sich etwa in besonders gelungener Weise bei der Gegenüberstellung der beiden Mythen Marneschlacht und Langemarck zeigt (S. 175 ff.).

Die Darstellung wird zudem durch zusammenfassende Passagen sowohl unterbrochen als auch gebündelt; so werden etwa die ersten Kriegsmonate unter dem Begriff „Entgleisung und Eskalation“ (S. 250 ff.) auf den Punkt gebracht. Dabei erweist es sich als besonders gelungener kompositorischer Einfall, diese Zusammenfassungen chronologisch in den Ablauf des Geschehens einzuordnen, indem die betreffenden Kapitel jeweils am Ende eines jeden Jahres die abgelaufene Dauer des Krieges aufgreifen (z.B. für 1916: „29 Monate Krieg: Erwartungen und Erfahrungen in der Mitte des Krieges“, S. 608). Die Verklammerung der Darstellung, die durch diese Resümees erreicht wird, verdeutlicht dem Leser nochmals die Charakteristika der jeweiligen Zeitspanne. Ähnlich beeindruckend sind die Ausführungen zum nach 1918 viel beschworenen Fronterlebnis, in denen Leonhard den heutigen Stand der Forschung vorstellt und durch eine Menge zeitgenössischer Erinnerungen und Beobachtungen illustriert (S. 325 ff.: „Kontingenz und Eigensinn. Die Front als soldatischer Erfahrungsraum und die Grenzen der nationalen Kriegsrhetorik“). Das direkt anschließende Kapitel „Drückeberger, Profiteure, Verräter: Die Heimatfront zwischen ökonomischen Zwängen, Sozialkonflikten und politischer Labilität“ (S. 347) rundet das Bild in adäquater Weise ab; etwas zu ausführlich mag dabei über die Entwicklung in England referiert werden. Völlig zu Recht spricht Leonhard nunmehr von Kriegsgesellschaften, um den Wandel der inneren Ordnung der Krieg führenden Staaten hervorzuheben. Deutlich wird auch, dass die Auseinandersetzung „soziale Spannungen und Konflikte [...] katalysierte [...], deren Ursprünge weit vor 1914 zurückreichten“ (S. 356). Mit Kapiteln zu den multiethnischen Kriegsgesellschaften und dem Verhalten der Intellektuellen sowie einer kurzen Zusammenfassung zu 17 Monaten Krieg schließen die Ausführungen zum Kriegsjahr 1915.

Es gelingt Leonhard, das Kriegsjahr 1916 als eine radikale Neuausrichtung aller Kriegsanstrengungen zu analysieren. Insbesondere gilt dies für die Schlachten von Verdun und an der Somme, beide bis heute Erinnerungsorte und Mythen des Materialkrieges. Doch bleibt der Blick des Verfassers nicht auf die Westfront fixiert, sondern er widmet auch der Entwicklung in Ost- und Südosteuropa, die ja durch eine andere militärische Erfahrung als der Stellungskrieg im Westen gekennzeichnet war, den ihr zustehenden Raum.

Deutlich wird dabei vor allem die Eigendynamik des Krieges und seiner Folgen (S. 541), wobei insbesondere die Ausführungen zum Umgang der Gesellschaften mit den Kriegsop-

fern Beachtung verdienen (S. 548 ff.): „Versorgung und Fürsorge wurden zu Schlüsselbegriffen in der öffentlichen Wahrnehmung der Kriegsgesellschaften“ (S. 564 f.). Insofern überzeugt die Wertung, 1916 sei die „Binnenschwelle des Krieges“ gewesen (S. 548): „Ein paradoxer Mechanismus wurde erkennbar: Der Preis des Krieges garantierte seine Fortsetzung: nur ein Sieg konnte die bisherigen Opfer rechtfertigen, ihnen einen Sinn geben“ (S. 610). Hieraus ergibt sich nochmals die tiefe Zäsur von 1916: „Mit immer größeren Opfern und mit immer radikaleren technischen Mitteln wurde in einem Krieg gekämpft, dessen konkrete Ziele radikaler und nach innen kontroverser wurden und dessen überkommene Begründungen an Überzeugungskraft einbüßten“ (S. 613).

Welche Akzente setzt der Autor bei seiner Schilderung des durch die russischen Revolutionen und den Kriegseintritt der USA schon immer als Epochenjahr erkannten Jahr 1917, das unter der Überschrift „Expansion und Erosion: 1917“ (S. 614) vorgestellt wird? Leonhard wird der Herausforderung gerecht, indem er die beiden Ereignisse als einen Wandel der „Dimension des Krieges“ (S. 651) bezeichnet. Biografische Skizzen der beiden Protagonisten Lenin und Wilson ebnet den Weg zu der Schlussfolgerung: „Für Lenin waren künftige Kriege daher in letzter Konsequenz nur noch als internationalisierte Bürgerkriege denkbar, während Wilson die Außenpolitik als Weltinnenpolitik auf der Basis eines Systems kollektiver Sicherheitsinteressen verstand“ (S. 661).

Immer wieder unterbricht der Autor zudem die lineare Darstellung mit Einschüben, die sich literatur-, erinnerungs- und medienpolitischen Themen widmen, wie etwa der Schilderung zweier Gebäude der Harvard University, die jedes auf seine Art diesen Krieg evozieren (S. 688 ff.). Und auch für 1917 prägt Leonhard eine Denomination, der zuzustimmen ist, indem er dieses Jahr als „globale[n] Moment“ (S. 706) bezeichnet und damit die „Dynamik von Erwartungen in vielen Gesellschaften ganz unterschiedlicher Weltregionen“ meint, „wie der Krieg langfristig den überkommenen Status von Herrschaftsrechten und politischer Teilhabe verändern könnte“.

Eine ebenfalls selten beachtete, aber dennoch wichtige Beobachtung findet sich zur Einleitung des letzten Kriegsjahres, nämlich die Offenheit der Kriegsentscheidung bis in den Sommer 1918 hinein. Durch die nachfolgenden Jahrzehnte, insbesondere durch den Zweiten Weltkrieg geprägt, vermag es in der Tat scheinen, als ob die deutsche Niederlage schon weit früher festgestanden hätte. Leonhard entwickelt auch eine interessante Parallele zum Beginn des Krieges, was schon in der Kapitelüberschrift „Endspiel. Die andere Wiederkehr des Krieges an der Westfront“ (S. 827) zum Ausdruck kommt. Dem deutschen Leser wenig bekannt sind die Ermüdungserscheinungen und Probleme der alliierten Truppen sowie die erst langsam Wirkung zeigende Kriegsanstrengung der USA (S. 828 ff.). Auch diese Passagen verdeutlichen ein weiteres Stilmerkmal der Monografie: die Funktion von Erinnerungen und (in weitaus weniger Fällen) Originaldokumenten. Die ausgewählten Zitate zeugen von einer besonders diffizilen und gelungenen Auswahl, wie z.B. im Moment des Waffenstillstands die Beobachtung eines englischen Corporals: „Als der Waffenstillstand in Kraft trat, war ich im Schützengraben, und die Deutschen gegenüber kamen aus ihrem Graben heraus, verbeugten sich vor uns und gingen weg. Das war's“ (S. 919). Ein bedenkenswerter Epilog über die Wahrnehmung und Erinnerung an den Großen Krieg und an seine Hypothesen für das 20. Jahrhundert schließen den Band ab.

Zwei zentrale Stärken des Werkes seien abschließend hervorgehoben. Die eine besteht darin, allgemein Bekanntes mit weiteren Erkenntnissen zu bereichern, einer anregenden

Neuinterpretation zu unterziehen oder Lücken in den bislang vorhandenen Darstellungen zu erzählerisch zentralen Themen zu machen. Der andere Vorzug liegt schlicht und ergreifend in der allumfassenden, immer konzisen und nachvollziehbaren Darstellung der Entwicklungen in den Krieg führenden Staaten und an den vielen Fronten, wobei weder einer rein militärischen noch einer ausschließlich politischen noch einer isolierten sozialen Geschichte der Vorzug gegeben wird. Diese Ausgewogenheit, verbunden mit der Sicherheit des Urteils und der sprachlichen Sachlichkeit und Lesbarkeit, hebt das Buch aus der Vielzahl der zum „Jubiläum“ erschienenen Werke heraus.

Joachim Tauber, Lüneburg

Rudolf Jaworski: Mütter – Liebchen – Heroinen. Propagandapostkarten aus dem Ersten Weltkrieg, Köln u.a.: Böhlau Verlag 2015, 202 S., Abb.

Rudolf Jaworski, bis 2009 Professor für Geschichte Ostmitteleuropas an der Universität Kiel, hat sich in der hier vorzustellenden Monografie mit großem Elan einem Thema gewidmet, das in den letzten Jahren an Zuspruch gewonnen hat und dem anlässlich des Erinnerungsjahrs an den Beginn des Ersten Weltkrieges erneut große Aufmerksamkeit zuteilwurde.

Doch unabhängig von historischen Zäsuren hat das Interesse an Postkarten in der Forschung zugenommen: Groß ist die Zahl sowohl kommentierter, wissenschaftlich annotierter als auch nicht-kommentierter Dokumentationen historischer Postkarten. Unter solchen mit politischen Motiven nehmen die Propagandapostkarten des Ersten Weltkrieges einen zentralen Platz ein. Von allen kriegführenden Staaten wurden sie vom Kriegsausbruch an als politisches Instrument nutzbringend eingesetzt. Jaworski führt allein für das erste Kriegsjahr die beeindruckende Zahl von einer Million Postkarten auf dem Gebiet der Doppelmonarchie an (S. 12). Diesen „Boom“ bringt der Verfasser mit der Betrachtungsweise des Ersten Weltkrieges als „ersten groß angelegte[n] Medien- und Propagandakrieg“ in Verbindung, in dem die Postkarte als Propagandakarte gerade aufgrund ihrer ideologischen, den Krieg antreibenden Rolle von Bedeutung war (S. 13). Vor diesem Hintergrund richtet Jaworski den Blick auf Frauenmotive und -darstellungen.

Das vielschichtige Interesse des Verfassers bei der Dokumentation und Bildanalyse der Quellen kommt dem lesenden Publikum, sei es wissenschaftlich arbeitend oder nur thematisch interessiert, insofern zugute, als die Nutzbarmachung von Postkarten im Rahmen von Kriegspropaganda leicht nachvollziehbar wird. Die staatspolitische Inanspruchnahme, unabhängig davon, auf welche Kriegspartei sich das Augenmerk richtet, wird klar ersichtlich und der Zweck der präsentierten visuellen Gestaltungsmöglichkeiten in seiner – man möchte sagen – Banalität erkennbar.

Gute 130 Bildpostkarten mit Frauenmotiven hat Jaworski für die vorliegende Untersuchung zusammengetragen und auf ihre Darstellungsweise von Geschlechterbeziehungen sowie ihre allegorische Bedeutung im europäischen Ländervergleich der kriegführenden Parteien hin untersucht und kontextualisiert. Obgleich der Verfasser in der Einleitung postuliert, insbesondere die bislang kaum beachteten osteuropäischen Länder in den Fokus zu rücken, ist das Gros der Postkarten doch deutscher und französischer Provenienz. Dennoch erweist sich der vergleichend angelegte Ansatz als äußerst gewinnbringend, denn ganz

im Sinne eines genderzentrierten Ansatzes gelingt es dem Verfasser, die Wechselseitigkeit zwischen Frauen- und Männerbildern in den einzelnen Herkunftsländern aufzuzeigen.

Jaworski gliedert die von ihm exemplarisch gewählten Bildpostkarten in zwölf Weiblichkeitsdiskurse bzw. Informationskontexte, die wiederum in jeweils einem eigenen Kapitel vorgestellt werden. Mit der Überschrift des ersten Kapitels – „Schutzengel und andere Geisteswesen“ – wird bereits die Funktionalisierung von Frauen auf Kriegspostkarten angesprochen. Es ist die typisierte und idealisierte Frauenfigur, mit der „abstrakte Werte- und Idealvorstellungen“ weitergereicht wurden und sich die jeweiligen Kriegsparteien moralischen Beistand erhofften (S. 21). Die oftmals als Engel gestalteten Figuren nehmen hier unterschiedlichste Funktionen ein, vom bereits genannten Schutzengel zum Rache-, Friedens- oder Kriegsel. Anders als die Engel, die in allen Ländern als Motive herangezogen wurden, lassen sich Heiligenfiguren in ihrer schützenden Funktion auf eine katholisch geprägte Bildsprache zurückführen.

Sehr viel konkreter werden im zweiten Kapitel „Weibliche Allegorien als Kollektivkörper“ weibliche nationale oder imperiale Symbolfiguren wie die „Germania“, „Austria“ und „Marianne“ sowie „Britannia“ und „Rossija“ als die wohl bekanntesten Allegorien in ihren verschiedenen Darstellungskontexten untersucht. Jaworski hebt in diesem Zusammenhang auch die Kollektivfiguren der kleineren kriegführenden Staaten hervor, die weniger bekannten „Čechie“ und „Polonia“ oder auch die „Helvetia“ und „Italia“.

Anknüpfend daran werden im Kapitel „Militärische Bündnisse und weibliche Partnerschaften“ die Hintergründe für die Inbildsetzung von Bündnissen in Form von weiblichen Allegorien analysiert. Der Verfasser bezieht sich dabei auf die vertraulich wirkenden weiblichen Beziehungsmuster, mit denen die Bündnisse als „natürlich vorgegeben und sympathisch ausgewiesen werden“, sowie auf den appellativen Charakter weiterer Motive (S. 46).

Den zahlreichen Darstellungsvarianten, in denen der „Muttermythos“ hervorgehoben wird, widmet sich der Verfasser im nächsten Kapitel. Mütterlichkeit konnotiert mit Vertrautheit und Geborgenheit sowie Tradition und Zukunftssicherung finden sich in Marienbildern ebenso wie in „Mutterland“-Vorstellungen wieder, wie sie u.a. in Russland transportiert wurden.

Frauen und Militär stellen das zentrale Themengebiet der folgenden Kapitel dar: In „Militarisierte Geschlechterbeziehungen“ werden Geschlechterstereotype inszeniert und oftmals mit sprachlichem, bevorzugt doppeldeutigem Inhalt vorgestellt. „Frauen und Uniform“ sticht durch die Mischform von Soldatinnenfiguren hervor, bei denen unklar bleibt, ob der Adressatenkreis hier nicht v.a. in der weiblichen Leserschaft zu suchen ist. „Die Frau daheim – der Mann im Feld“: Dieser Überschrift lässt sich die – laut Jaworski – vermutlich größte Gruppe aller Bildpostkarten aus dem Ersten Weltkrieg zuordnen. Den Hintergrund dieser Abbildungen bildet die Konstruierung einer weiblichen „Heimatfront“ durch eine visuelle Gegenüberstellung von „Hausfrauen-“ und Soldatenfront. Diese emotional extrem aufgeladenen Darstellungen, etwa das nur in Frankreich und Italien vorkommende Bild der mütterlichen Patin eines ledigen Soldaten, herrschten bei allen Kriegsparteien in unterschiedlicher Ausprägung vor und bauten auf differierenden kulturellen Denkmustern auf. Die idealisierten Darstellungen der „Heimatfront“ sind unter der Kapitelüberschrift „Frauen arbeiten für den Sieg“ zusammengetragen. In zahlreichen Motiven arbeitender Frauen tritt hier die beruhigende Botschaft an die Frontsoldaten über eine intakte, funktionierende Infrastruktur in der „Heimat“ zutage.

Ein ganz anderes Spektrum von Frauenarbeit wird in „Die Krankenschwester: Kameradin oder Objekt der Begierde?“ angesprochen. Hier fallen die Präsentationen von Weiblichkeit sehr unterschiedlich aus: Wie der Verfasser herausarbeitet, dominiert die sexuelle Attraktivität der Krankenschwestern gerade in Postkarten aus England und Frankreich, während auf Postkarten aus Osteuropa und Russland eine solche Präsenz komplett entfällt (S. 127). Auf diese sexuelle Betonung wird erneut in dem Postkartensample „Andere Städtchen, andere Mädchen“ verwiesen. In diesem Postkartensample kommt deutlich die Faszination zum Ausdruck, die für die Soldaten von den Frauen aus den „fremden“, besetzten oder kriegsverbündeten Ländern ausging. In einigen Bildern zu besetzten Regionen lassen sich Spuren von Gewaltbereitschaft finden.

In direktem Kontrast dazu stehen die Abbildungen sterbender oder toter Soldaten, in denen dem Tod ein heldenhafter Sinn zugeschrieben wird. In „Heldentod und Frauenleid“ stehen sich zwei Botschaften gegenüber: Der Blickwinkel der trauernden Frau, christlich stilisiert und in ihrer Mütterlichkeit einer Marienabbildung vergleichbar, sowie der sterbende Held, der von seinem Sterbelager den Blick gen Himmel zu seiner Familie richtet.

Der Verfasser beendet seine Kategorisierung der Chronologie gemäß mit dem Ende des Krieges: „Sieg und Niederlage in weiblicher Gestalt“. Für die bildliche Verarbeitung des Krieges bedurfte es vermutlich mehr als nur der Präsentation stilisierter Frauentypen oder nationaler Weiblichkeitsallegorien, aber auch und insbesondere unter den Verlierern waren Szenen aus der christlichen Mythologie stark vertreten.

Jaworski hat sich in dieser Publikation nicht zum ersten Mal eines Themas der visuellen historischen Forschung angenommen. Verschiedene Forschungsergebnisse, gerade aus dem Bereich der Postkarten- und Plakاتفorschung, liegen bereits vor. Diese Fachkompetenz ist der hier vorzustellenden Monografie zu entnehmen. In diesem Buch werden keine methodischen und theoretischen Diskurse wiedergegeben – auf diese wird *en passant* verwiesen. Hier wird vielmehr eine komparatistische Studie genutzt, um auf die erheblichen Parallelitäten in der Darstellung weiblicher Allegorien in den kriegsbeteiligten Ländern zu verweisen. Dabei wird das Interesse des Lesenden am Thema durch den überaus flüssigen, beinahe süffisanten Schreibstil auf keiner Seite gebremst. Kommentare bis hin zu Bewertungen von Postkartendarstellungen wie etwa: „Trotz der massiv aufgetragenen und mehrfach wiederholten kollektiven Merkmalszuschreibungen handelte es sich letztlich um drei ziemlich gleichförmige und harmlos-liebe Puppengesichter, die jedem Kaffeekränzchen Ehre gemacht hätten, aber kaum den Eindruck kampfbereiter Amazonen erweckten“ geben auch der Schriftsprache jene bildliche Ausstrahlung, welche die abgebildeten Postkartenmotive auszeichnet.¹

Das Konzept des Verfassers, seine Untersuchung mit einem europaweiten Bezug durchzuführen, ist aufgegangen. Gerade auf dieser komparatistischen Ebene wird deutlich, dass sich die Frauenmotive auf Postkarten, mithin die Stilisierungen von Frauen und Allegorien von Weiblichkeit, über die Grenzen hinweg in weiten Bereichen ähnelten und in ihrer politischen Funktion glichen. Insbesondere unter den verbündeten Staaten zeichnet der Verfasser regelrechte „Trends“ nach, die auf eine Übernahme von Darstellungsstilen, Motiven und Weiblichkeitsinstrumentalisierungen schließen lassen. Als Bildbotschaften mentaler Verfasstheit und zugleich als Hinweis auf Geschlechterkonzepte stellen Postkarten, dies

1 Zu einer Postkarte, auf der „Austria“, „Germania“ und „Turcia“ als Porträts abgebildet sind, S. 46.

zeigt Jaworski anschaulich, einen nicht zu unterschätzenden Quellenfundus dar, der in der Forschung viel zu lange vernachlässigt wurde.

Lediglich zwei kleine Nachträge seien abschließend erwähnt: Dabei handelt es sich um eine Anregung inhaltlicher Art sowie um eine eher redaktionelle Randnotiz. Zum einen wäre eine Einbettung der Ergebnisse in einen gesamtkunsthistorischen Kontext begrüßenswert, denn gerade in der darstellenden Kunst spielen weibliche Allegorien seit Mitte des 19. Jahrhunderts in der Skulpturenkunst Deutschlands eine tragende Rolle. Dies galt insbesondere dann, wenn es um die Verbildlichung von Nation im Kontext von Kriegen ging, setzte sich die Abbildung allegorischer Weiblichkeit doch von der bildhauerischen Arbeit über Briefmarken und Geldscheine bis hin zur Postkarte fort.² Vermutlich aber würde ein solches Vorgehen das bestehende Format des Buches gravierend verändern und den Lesegenuss schmälern. Und zum anderen: Sollte an eine Neuauflage der Publikation gedacht werden, wäre über ein Abbildungsverzeichnis nachzudenken, in dem die Postkarten als Quellen mit Verleger, Verlags- und Vertriebsregionen, möglicherweise sogar ihre Grafiker Nennung fänden.

Anja Wilhelmi, Lüneburg

2 Beginnend mit u.a. Silke Wenk: *Versteinerte Weiblichkeit. Allegorien in der Skulptur der Moderne*, Köln u.a. 1996, hier S. 87-112.

Robert Spät: Die „polnische Frage“ in der öffentlichen Diskussion im Deutschen Reich, 1894–1918, Marburg: Verlag Herder-Institut 2014, X, 477 S.

Die preußische Polenpolitik und der sich verschärfende deutsch-polnische Nationalitätenkonflikt um 1900 sind in den letzten Jahrzehnten Gegenstand einer Vielzahl von Untersuchungen geworden. Dabei wurden die Wechselwirkungen zwischen repressiver Politik und Erstarken der polnischen Nationalbewegung, die Tätigkeit nationalistischer Organisationen und die Entwicklung kolonialer Deutungs- und Herrschaftsformen herausgearbeitet. Im Fokus standen damit vor allem die Akteure und Konzeptionen, die zu einer Verschärfung des Nationalitätenkonfliktes beitrugen. Es ist ein Verdienst der 2013 mit dem Wissenschaftspreis des polnischen Botschafters in Berlin ausgezeichneten Studie von Robert Spät, die Auseinandersetzung der deutschen Öffentlichkeit mit der preußischen Polenpolitik in ihrer ganzen Breite darzustellen und dabei besonders auf die für eine deutsch-polnische Verständigung eintretenden Kritiker dieser Politik einzugehen.

Der Autor schildert in einem ersten Teil die mediale Debatte um die Gesetzgebung für die östlichen Provinzen Preußens und um den Umgang mit der dort lebenden polnischsprachigen Bevölkerung zwischen dem Ende der so genannten Versöhnungsära unter Reichskanzler Caprivi 1894 und dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914. Er thematisiert dabei zunächst die wachsende Kritik an der Politik Caprivis, die mit der Aktivierung negativer Polenbilder in der Öffentlichkeit sowie der Gründung des nationalistischen Ostmarkenvereins einherging, und schildert zugleich die vielfältigen Gegenstimmen gegen die erneute Verschärfung der repressiven Polenpolitik ab 1894. Anschließend wird die öffentliche Debatte um die Einführung des deutschsprachigen Religionsunterrichtes für polnischsprachige Schulkinder in den östlichen Landesteilen Preußens anhand der Berichterstattung

über die Schulstreiks in Wreschen 1901/02 sowie in einer Vielzahl von preußischen Orten 1906/07 vorgestellt. Schließlich erörtert Spät die in der Presse ausgetragenen Kontroversen um die Verschärfung der Ansiedlungsgesetzgebung 1904, die Sprachbestimmungen des Vereinsgesetzes von 1908 sowie um die Einführung und schließliche Umsetzung des Enteignungsrechtes zugunsten der Ansiedlung deutscher Bauern 1908/12. Insgesamt zeichnet Spät das Bild einer tief gespaltenen Öffentlichkeit, wobei die Grenze im Wesentlichen zwischen den politischen Lagern der preußischen Vorkriegspolitik verlief. Auf der einen Seite propagierte die Presse, die – vom Autor auch als rechte Presse bezeichnet – den im preußischen Landtag dominierenden Parteien der Konservativen und Nationalliberalen sowie den nationalistischen Verbänden nahestand, unter Verweis auf eine angebliche Bedrohung der deutschen Bevölkerung und der Interessen des Reiches durch die polnische Nationalbewegung eine stete Verschärfung der Repressionsmaßnahmen. Auf der anderen Seite kritisierte die sozialdemokratische, linksliberale und die dem Zentrum nahestehende katholische Presse, unterstützt von Veröffentlichungen für eine Verständigung eintretender polnischer Autoren, grundsätzlich die Ausrichtung der preußischen Politik, wenn auch mit unterschiedlicher Stoßrichtung. Im Zentrum der linksliberalen Publikationen stand die Forderung nach Rechtsgleichheit, die katholische Presse verurteilte die antipolnische vor allem als antikatholische Politik, die sozialdemokratische als gegen die polnischen Arbeiter gerichtet.

Der zweite Teil der Studie ist der Berichterstattung über Polen und den Debatten um eine Neuausrichtung der Polenpolitik während des Ersten Weltkrieges gewidmet. Der Autor konstatiert zunächst eine im Zuge der Besetzung polnischer Landesteile während der ersten Kriegsjahre rasch zunehmende Berichterstattung über Polen und polnische Kultur, an der sich auch polnische, auf Deutsch publizierende Autoren beteiligten. Negative Polenbilder, Stereotypen und Geschichtsdeutungen seien dabei partiell relativiert worden und eine an deutsch-polnischer Verständigung orientierte sowie die Gründung eines polnischen Staates auf russischem Gebiet befürwortende Ausrichtung der Presse habe zumindest scheinbar die Öffentlichkeit dominiert. Den Hintergrund bildeten die Erwartung, die polnische Bevölkerung der besetzten russischen Landesteile als militärischen Bündnispartner zu gewinnen, und die bis 1916 untersagte öffentliche Diskussion von Annexionszielen. Spät erörtert anschließend das Abebben des Interesses an Polen als potentiell Verbündeten und die Zunahme von gegen eine Zusammenarbeit gerichteten Pressebeiträgen nach der vorläufigen Konstituierung des Königreichs Polen durch die Mittelmächte 1916. Als bedingende Faktoren führt Spät an, dass die Organisation verbündeter polnischer Militärverbände misslang, dass die scheinbar günstige Kriegslage im Osten keine Kompromisse erforderlich machte und dass schließlich die Freigabe der Kriegszieldiskussion öffentliche Annexionsforderungen ermöglichte.

Abschließend geht Spät auf die Debatten um Änderungen der Gesetzgebung in Preußen und im Reich während des Krieges ein. Einige die polnische Bevölkerung besonders diskriminierende Bestimmungen der Ansiedlungsgesetzgebung wurden zwar auf dem Verwaltungsweg vorläufig außer Kraft gesetzt und polnischsprachiger Religionsunterricht wurde zunehmend geduldet, allerdings erfolgte bis Kriegsende keine grundsätzliche Gesetzesrevision. Spät konstatiert, dass die Entwicklung der Diskussionen um die Verhältnisse in den preußischen Ostprovinzen parallel zu denen um die Beziehungen zur polnischen Bevölkerung in den besetzten Gebieten verlief. Während der ersten Kriegsjahre nahm die öffentliche

Kritik an der Gesetzeslage stark zu, da die Inkonsistenz einer Politik offensichtlich war, die einerseits darauf zielte, die polnische Bevölkerung der besetzten russischen Gebiete als Bündnispartner zu gewinnen, andererseits aber nicht bereit war, sich endgültig von einer Gesetzgebung zu verabschieden, die die polnische Bevölkerung im Reich diskriminierte. Ab Ende 1916 nahm der Anteil der Publikationen, die sich gegen Versuche einer Verständigung mit der polnischen Minderheit im Reich aussprachen, aber wieder deutlich zu. Spät führt als Grund dafür neben der schon geschilderten Neubewertung der außenpolitischen Lage auch die wachsende Überzeugung an, die angekündigte Reform des Wahlrechtes in Preußen werde automatisch zu neuen Mehrheiten und damit zu einem Wandel der Politik führen. Warnungen vor den Folgen einer neuen Polenpolitik wurden in der konservativen und nationalistischen Presse nun zum Argument gegen die Einführung des Verhältniswahlrechtes. Die Studie schließt mit einem Ausblick auf die in der Weimarer Republik von der Presse jeder politischen Richtung geteilte Ablehnung der nach dem Krieg erfolgenden Grenzziehung zu Polen.

Der Erkenntniswert der detailreichen Untersuchung wird leider durch zwei folgenreiche Vorentscheidungen eingeschränkt. Der Autor betrachtet – wie er bereits in der Einleitung festhält – die Politik gegenüber der polnischsprachigen Minderheit im Deutschen Reich nur als Teil von dessen Umgang mit sprachlichen Minderheiten. Die von Klaus Zernack herausgearbeitete Belastung der Reichsgründung durch den Einschluss der früher polnischen Landesteile, der die deutsche Außenpolitik auf eine Abwehr polnischer Nationalstaatsbildung mehr oder weniger festlegte,¹ wird von ihm weitgehend ausgeblendet. Als „polnische Frage“ wird nicht die Frage nach der Wiederherstellung eines unabhängigen Polens diskutiert, sondern nur die Frage des Umgangs mit der polnischsprachigen Minderheit im Reich sowie zur Zeit des Ersten Weltkriegs auch die Frage der Zukunft des russischen Teilungsgebietes Polens. Dies mag dem Umstand geschuldet sein, dass die für eine deutsch-polnische Verständigungspolitik eintretenden Pressebeiträge, auf die Spät sich konzentriert, eine Thematisierung von Fragen nach einer zukünftigen polnischen Staatlichkeit und deren Grenzen gezielt vermieden oder dass sie tatsächlich – anders als noch in der Polendebatte in der Paulskirche von 1848 – von der Irrelevanz dieser Fragen ausgingen. Inwiefern das eine oder das andere zutrifft, bleibt allerdings unklar, da diese Fragen in der Studie – abgesehen von der Erwähnung „tendenziöser“ Zusammenstellungen polnischer Publikationen in der „rechten“ Presse, die damit versucht habe, die Bedrohung der Reichsgrenzen durch die polnische Nationalbewegung zu begründen – gar nicht thematisiert werden. Damit im Zusammenhang steht, dass Beiträge polnischer Autoren im Wesentlichen nur herangezogen werden, sofern diese sich in der deutschsprachigen Presse für eine Milderung der antipolnischen Gesetzgebung im Rahmen der bestehenden Staatsgrenzen und der deutschen Dominanz aussprachen. Über die Debatten in der polnischsprachigen Öffentlichkeit des Reiches und deren Verhältnis zu den deutschsprachigen ist kaum etwas zu erfahren – außer dass die zitierten, eher konservativen und aristokratischen Autoren zunehmend an Deutungsmacht verloren. Ob es im Übrigen sinnvoll ist, dass deren Namen im Text mit den unterschiedlichen damals genutzten eindeutschenden Schreibweisen wiedergegeben werden, sei dahingestellt.

1 Klaus Zernack: Polen in der Geschichte Preußens, in: Otto Büsch (Hrsg.): Handbuch der preußischen Geschichte, Bd. 2: Das 19. Jahrhundert und große Themen der Geschichte Preußens, Berlin 1992, S. 377-448.

Die zweite Grundentscheidung des Autors, die die Aussagekraft der Studie stark beeinträchtigt, ist die Konzentration auf die Kommentare in verschiedenen Presseorganen zu einzelnen Ereignissen und politischen Entwicklungen. Wie Spät selbst in der Einleitung anmerkt, war die Presse des Kaiserreichs eine weitgehend an einzelne politische Lager gebundene Meinungspressen. Insofern kann es nicht weiter verwundern, dass die Berichterstattung zu Gesetzgebungsverfahren, Gerichtsurteilen oder allgemeinen Entwicklungen sich im Wesentlichen an die vorgegebene politische Linie hielt und der Autor in der Zusammenfassung geradezu ritualisierte Reaktionen in den jeweiligen Lagern konstatiert. Über konkrete Konzepte eines zukünftigen Umgangs deutscher und polnischer Bevölkerung miteinander und über interne Diskussionen darüber innerhalb der jeweiligen Lager ist so gut wie nichts zu erfahren und es bleibt offen, inwieweit es dergleichen Debatten gegeben haben mag. Nur im Falle der von Hans Delbrück herausgegebenen Preußischen Jahrbücher werden die Entwicklung der Beiträge zu Fragen der Polenpolitik und deren Hintergründe an einer Stelle in längerfristiger Perspektive analysiert. Aber auch hier, wie bei der Analyse der liberalen Presse insgesamt, wird der aus der Forschung herausgearbeitete Zusammenhang der Debatten um Modernisierungs- und Polendebatte² nicht konsequent nachverfolgt. Ebenso wenig werden die damit zusammenhängenden Hintergründe des Schwankens der konservativen Presse zwischen Zustimmung zu nationalistischer Politik und Bedenken gegen radikale Maßnahmen deutlich herausgearbeitet.

Da sich die Studie auf die Befürworter einer deutsch-polnischen Verständigung konzentriert, fällt noch mehr auf, dass von internen Debatten in deren Spektrum kaum etwas zu erfahren ist. Gab es zum Beispiel keine Diskussion in der sozialdemokratischen Presse über das Verhältnis zu den unabhängigen Organisationsbemühungen der „Polska Partia Socjalistyczna“ [der Polnischen Sozialistischen Partei] oder über Mehrsprachigkeit in den eigenen sozialdemokratischen Vereinen und Parteiorganen? Wurde in der katholischen Presse nicht über das Verhältnis zwischen polnischen nationalen Kandidaten und denen des Zentrums bei Wahlkämpfen in Oberschlesien und Westpreußen diskutiert? Erörterten die vom Autor häufig zitierten Autoren der liberalen, für deutsch-polnische Verständigung eintretenden „Posener Neuesten Nachrichten“ nicht Möglichkeiten und Probleme der Zusammenarbeit mit polnischen Organisationen? Dies sind nur einige der Fragen, die sich beim Lesen der Studie stellen, ohne dass in ihr darauf näher eingegangen würde.

Insgesamt muss aber noch einmal betont werden, dass die Arbeit von Robert Spät eine große Menge Material auswertet und eine Vielfalt von Details beschreibt. Für zukünftige weiterführende Forschungen zur Wahrnehmung und zum Umgang mit der „polnischen Frage“ dürfte damit der Weg bereitet sein.

Karsten Holste, Halle

2 Grundlegend dazu Uwe Müller: Modernisierung oder Diskriminierung? Siedlungspolitik in den preußischen Ostprovinzen zwischen nationalitäten- und agrarpolitischen Zielen, in: Uwe Müller (Hrsg.): Ausgebeutet oder alimentiert? Regionale Wirtschaftspolitik und nationale Minderheiten in Ostmitteleuropa (1867–1939), Berlin 2006, S. 141–166.

Mark Hatlie: Riga at War 1914–1919 – War and Wartime Experience in a Multi-ethnic Metropolis, Marburg: Verlag Herder-Institut 2014, 362 S.

Die lang ersehnte Publikation der Arbeit von Mark R. Hatlie, mit der er 2009 an der Universität Tübingen promovierte, widmet sich der Stadt Riga während des Ersten Weltkrieges. In der Tradition seines Mentors Karl Schlögel möchte Hatlie einen tiefgründigen Blick auf ein geografisch begrenztes Gebiet über einen relativ kurzen, jedoch überaus ereignisreichen Zeitraum richten. Die Jahre des Ersten Weltkrieges bedeuteten für Riga „dramatic demographic dislocation, military violence, and rapid political change. Invasions, revolutionary upheaval, economic chaos, and material need, the collapse of empires and the creation of new states were all experienced here first hand“ (S. 310). Kaum eine Stadt erlebte wohl so viele Facetten des Krieges wie Riga. Um diesen vielen Facetten gerecht zu werden, erzählt Hatlie die bewegende Geschichte der fünf Kriegsjahre insgesamt viermal, jedes Mal aus einer anderen Perspektive, mit anderen Schwerpunkten.

Das erste Narrativ, zugleich der erste von zwei Hauptteilen des Buches, wird auf traditionell historische Art erzählt. Es beinhaltet Fakten, Ereignisse, kriegerische Auseinandersetzungen sowie andere Faktoren, die die Situation in der Stadt Riga beeinflussten. Die fünf Kapitel in diesem Teil stellen verschiedene Etappen des Krieges dar. Sie beginnen jeweils mit der Beschreibung einer wichtigen Feier, welche die jeweilige Etappe charakterisieren soll. So beginnt das erste Kapitel (S. 14-31) mit den Feierlichkeiten anlässlich des Zarenbesuchs im Jahre 1910, die das Riga der Vorkriegszeit symbolisieren. Diese Feierlichkeiten zeigen das Selbstverständnis der Stadt als eine „deutsche Bastion“ im Russischen Reich, während der Zar hauptsächlich das russische Element der Stadt berücksichtigte. Die Multiethnizität der Stadt war kein konfliktfördernder Faktor, sondern man lebte mehr oder weniger friedvoll als Nachbarn nebeneinander.

Das zweite Kapitel (S. 32-70) befasst sich mit der frühen Kriegszeit. Mit dem Begräbnis der ersten drei Gefallenen der Lettischen Schützeneinheiten beginnt Hatlie seine Ausführungen. Dieses Ereignis, viel weniger pompös als der Zarenbesuch fünf Jahre zuvor, symbolisiert die beginnende Rivalität zwischen den verschiedenen ethnischen Gruppen Rigas. Hatlie argumentiert wiederholt, dass die Einwohner Rigas sich nicht eigenständig ethnische Konfliktlinien aufgebaut hätten, sondern dass diese meistens daraus entstanden seien, dass die jeweils herrschende politische Macht Loyalität zu erzeugen versuchte. Diese Loyalität wurde in der Regel durch ethnisch konnotierte Feindbilder, beispielsweise „des Deutschen“, konstruiert.

Hinzu kam der massive demografische Wandel der Kriegsjahre. 1915 erfolgte eine Massenevakuierung, in deren Verlauf drei Viertel der Einwohner russischer Nationalität in andere Teile des Russischen Reiches umgesiedelt wurden, um die Stadt für die vorrückende deutsche Armee unattraktiv zu machen. In den folgenden Jahren erreichten zahlreiche Kriegsflüchtlinge, vornehmlich Letten, Riga. Sie waren in Kurland vor den deutschen Invasoren geflüchtet. Gleichzeitig verließen viele Letten zum Kriegsdienst die Stadt, während Soldaten aus anderen Teilen des Reiches in Riga stationiert wurden; zudem fand eine mehr oder weniger freiwillige Emigration von Teilen der deutschsprachigen Bevölkerung statt. Das Kapitel schließt mit den Folgen der Februar-Revolution von 1917. Nach der Abdankung des Zaren Nikolai II. verbreiteten sich Unruhen und chaotische Zustände im ganzen Reich, und Riga bildete keine Ausnahme. Die allgemeine Stimmung in der Stadt war optimistisch,

obwohl die Front immer näher kam, denn man glaubte, die Lage könne nicht schlechter werden.

Die deutsche Okkupation seit September 1917 ist das Kernthema des dritten Kapitels (S. 71-98), das mit der Feier des kaiserlichen Geburtstags im Januar 1918 beginnt. Die Situation hatte sich komplett geändert. Während 1910 vor allem das russische Element der Stadt gefeiert worden war, wurde nun das deutsche hochgehalten, insbesondere das Militär. Diese Periode, die ein gutes Jahr dauerte, wurde eingeläutet mit der Plünderung der Stadt durch die sich zurückziehenden russischen Truppen und den halbherzigen Versuch der deutschen Okkupationsbehörden, die Stadt zu „germanisieren“. Aufgrund der vorangegangenen Evakuierung, der Kriegszerstörungen und der andauernden Flüchtlingsströme konnten natürlich keine tief greifenden Verbesserungen festgestellt werden, obwohl sich das deutsche Militärregime, im Vergleich zu späteren Regimen, relativ moderat verhielt. Als der Erste Weltkrieg im November 1918 vorüber war, ergriffen die national gesinnten Letten die Chance, ein unabhängiges Lettland auszurufen. Doch nach nicht einmal zwei Monaten wurde die junge lettische Demokratie von den lettischen Bolschewiki überrannt.

Kapitel vier nennt Hatlie „Red Riga“ (S. 99-139). Darin beschreibt er die Periode von Januar bis Juli 1919, die zunächst das sehr chaotische „Kommunistenregime“ umfasst und die daran anschließende zweite deutsche Okkupation, diesmal von der 1918 gegründeten Landeswehr, die nach dem „roten Terror“ den „weißen Terror“ installierte. Nach vier Jahren Kriegszustand war die Situation für die Stadtbevölkerung katastrophal, und die gewalttätigen und teils unüberlegten politischen Entscheidungen der „roten“ Machthaber verschlimmerten die Lage weiter. So verwundert es sehr, dass sich die Einwohner, insbesondere die Letten, zusammaten, um die übrig gebliebenen Landeswehr-Truppen unter General Bermond-Avalov im Dezember 1919 aus der Stadt zu treiben, wie im Kapitel fünf (S. 144-150) erzählt wird.

Diese fünf Kapitel geben einen sehr knappen historischen Überblick über die Ereignisse der fünf Kriegsjahre (1915–1920). Hier weicht Hatlie kaum spürbar von der traditionellen Geschichtsschreibung ab, obwohl er eine Unmenge an Primärquellen in vier Sprachen zurate zieht, um ein ganzheitliches Bild der Lage zeichnen zu können. Was Hatlies Narrativ besonders macht, ist sein Fokus auf alle Bevölkerungsgruppen der Stadt. Während die eine oder andere Periode des Krieges in den bisher erschienenen Behandlungen meistens aufgrund der ideologischen oder nationalen Hintergründe seiner Autoren fokussiert wurde, blickt Hatlie weitgehend unvoreingenommen auf die Geschichte, auch wenn ihn die Grausamkeiten der verschiedenen Akteure nicht unberührt lassen.

Das sechste Kapitel, das den ersten Teil des Buches abschließt (S. 151-157), widmet sich dem demografischen Wandel der Stadt. Dabei geht es Hatlie nicht so sehr um die ethnische Zusammensetzung der Stadtbevölkerung, die in den anderen Kapiteln des Buches immer wieder verhandelt wird, sondern um Sterberaten und -gründe sowie um die Verteilung der Nationalitäten in den verschiedenen Stadtteilen.

Der zweite Teil des Buches erzählt die Geschichte des Krieges in Riga aus drei differierenden nationalen Perspektiven, ohne Ereignisse, Schlachten und Fakten. Im ersten Kapitel dieses Teils (S. 158-227) geht es um die deutsche Betrachtung, die in den Primärquellen deutlich überrepräsentiert ist, denn die deutschsprachige Bevölkerung hatte einen hohen Anteil an Intellektuellen und gut gebildeten Tagebuch- und Memoirenschreibern. Diese Bevölkerungsgruppe war es auch, die den Heimatcharakter Rigas am stärksten beschrieb und

für Hatlie die ergiebigsten Quellen hinterließ. Die deutsche Perspektive ist für Hatlie auch deshalb spannend, weil „in every sense of the word, they had lost the war [...] and yet, despite these losses, their relative number within Riga actually increased during the war“ (S. 225 f.).

Die Letten, die im darauf folgenden Kapitel (S. 228-285) analysiert werden, hatten eine weniger greifbare Meinung zum Krieg und zur Stadt Riga. Einerseits gab es die radikalisierten Sozialisten, für die Riga nur den Hintergrund ihres konkreten Beitrags zur Weltherrschaft des Proletariats darstellte, und andererseits die lettischen Nationalisten, die in Riga eine fremde Stadt auf lettischem Boden sahen. Erst im Laufe des Krieges, konkret im Jahr 1919, nach der lettischen Unabhängigkeitserklärung und dem Vorstoß der estnisch-lettischen Truppen nach Riga, wurde die Stadt wirklich ein Teil der lettischen Heimat. Erst danach konnte Riga als Teil Lettlands in Literatur und Politik vollständig integriert werden.

Das letzte Kapitel des Buches (S. 286-309) beschreibt die Sicht der Russen auf den Krieg in Riga. Dieses Kapitel ist noch weniger deutlich konturiert, denn es gibt kaum russischsprachige Ego-Dokumente, in denen die Stadt Riga in dieser Zeit eine Rolle spielt. Ein Großteil der russischsprachigen Elite war 1915 evakuiert worden und für die Russen war Riga oft ohnehin eher eine Außenstelle des Russischen Reiches, die nur bedingt als „Heimat“ angesehen wurde. Für den russischen Besucher war der „deutsche“ Charakter der Stadt nicht zu übersehen, sowohl vor als auch nach dem Krieg. So konzentriert Hatlie sich in diesem Teil auf die russisch-orthodoxe Kirche, die einzige lokal verortete russische Institution, die in Riga über die Kriegsjahre Bestand hatte. Dabei zitiert er sowohl lettisch- als auch russischsprachige Quellen als Ausdruck dieser „russischen“ Sicht, was zwar teilweise problematisch ist, andererseits aber auch eine Annäherung an die Realität ermöglicht. Die lettischsprachige Orthodoxie hatte sich – parallel zur restlichen Nation – erst von der fremden Vormundschaft emanzipieren müssen, was in diesem Fall im Laufe des Ersten Weltkrieges gelang.

Der Weltkrieg und die darauf folgenden Bürgerkriegswirren haben in Riga tiefe Spuren hinterlassen, nicht nur materieller Art. Im Epilog zeigt Hatlie noch einmal, welche Bedeutung diese Periode für die städtische Erinnerungskultur hat. Bis vor kurzem gab es in der Stadt keinen expliziten Erinnerungsort des Ersten Weltkrieges, da jüngere Ereignisse diese Erinnerung überlagert haben. Erst im Jahre 2000 wurde das sowjetische Monument zu Ehren der „Roten Lettischen Schützen“ nahe der Daugava im Zentrum Rigas zu einem Denkmal für die Lettischen Schützen im Allgemeinen umgedeutet. Diese zugegebenermaßen etwas holprige Umdeutung verankerte die Jahreszahl 1915 wieder sichtbar im Zentrum der Stadt. Andere Erinnerungsorte sind weniger materiell verortet, wie zum Beispiel der 22. Mai 1919, der bis in die 1970er Jahre als wichtigster Fixpunkt deutschbaltischer Kriegsgeschichte bestehen blieb (S. 210-216), oder der Bräufriedhof (Brāļu Kapi), der für die gefallenen Letten – egal auf welcher Seite – die letzte Ruhestätte wurde (S. 234-238, 280 f.).

So gelingt Hatlie ein hervorragendes Buch, das viele parallel laufende und zeitweise widersprüchliche historische Narrative vereint, um alltägliches Leben in der von Krieg und Unruhen geplagten Stadt Riga darzustellen. Für einige der Stadtbürger dieser Zeit waren die politischen Kämpfe des Weltkrieges und des Russischen Bürgerkrieges nur ein Hintergrund, vor dem sie ihre lang gehegten Ordnungsvorstellungen ausleben konnten. Für viele Bürger bedeuteten der Terror und das Elend aber das Ende „ihrer“ Stadt. Als einzige Sieger gingen

die Letten aus dem Konflikt hervor, die Riga für sich und ihre Identität erobert hatten, als Nebenprodukt der Auseinandersetzungen zwischen Deutschen und Russen. Sie waren die Einzigen, die nach den zahlreichen Umbrüchen noch ihre eigene Stadt erkennen konnten, wobei sie sich bemühten, diese Stadt auch den anderen Volksgruppen durch Autonomieregelungen und Mitspracherechten ein Stück weit zur Heimat zu machen. Das Buch liefert eine sehr plausible und vielschichtige Vorgeschichte zum Verständnis von Lettland und Riga in der Zwischenkriegszeit.

Sebastian Rimestad, Erfurt

Eva-Clarita Pettai, Vello Pettai: *Transitional and Retrospective Justice in the Baltic States*, Cambridge: Cambridge University Press 2015, 375 S.

Transitional Justice ist ein interdisziplinäres Forschungsfeld. Nach dem Zusammenbruch der Militärdiktaturen in Südamerika, der kommunistischen Regime in Mittel- und Osteuropa sowie des Apartheid-Regimes in Südafrika hat die *Transitional Justice*-Forschung in den letzten zwei Jahrzehnten stark expandiert. Anders als die deutsche Übersetzung „Transitionsjustiz“ vermuten lässt, umfasst *Transitional Justice* verschiedene Forschungsansätze, in denen nicht nur die Aburteilung der Verantwortlichen, sondern allgemein der Umgang mit der diktatorischen Vergangenheit untersucht wird – ein Aspekt, der in Deutschland meist unter dem Begriff „Vergangenheitsbewältigung“ zusammengefasst wird.

Eva-Clarita und Vello Pettai haben mit ihrer Monografie erstmals eine umfassende Studie zur *Transitional Justice* in den baltischen Staaten vorgelegt. Ziel der Studie ist es, die Politik der Wahrheitsfindung und der Wiederherstellung des Rechtsstaats in den baltischen Staaten im Kontext postkommunistischer Aufarbeitungsprozesse zu analysieren. Während im Rahmen von Sammelbänden und vergleichenden Aufsätzen die baltischen Staaten bereits von anderen Autoren behandelt worden sind, konzentrierten sich diese Studien meist auf Einzelaspekte der *Transitional Justice*, wie zum Beispiel dem Entfernen früherer Geheimdienstmitarbeiter und KP-Funktionäre aus gehobenen Positionen (Lustration). Die baltischen Staaten werden in Gesamtdarstellungen zum Thema *Transitional Justice* in Mittel- und Osteuropa auch gern ganz weggelassen, weil sie einen Sonderfall darstellen: Die Tatsache, dass Estland, Lettland und Litauen als Sowjetrepubliken Bestandteile der UdSSR waren, hat auch Auswirkungen auf ihre *Transitional Justice*.

Die Signifikanz der Monografie liegt darin, dass die Verfasser die verschiedenen Prozesse der *Transitional Justice* in den baltischen Staaten vergleichend betrachten, wobei die teils sehr unterschiedlichen Ansätze zum Umgang mit der Vergangenheit in den drei baltischen Staaten dennoch auch detailliert dargestellt werden: In jedem Kapitel gibt es Unterkapitel zu Estland, Lettland und Litauen, die sich der Darstellung der spezifischen nationalen Debatten und Eigenarten widmen. Die Studie stützt sich auf umfangreiches Quellenmaterial (Gesetze, Gerichtsurteile, Resolutionen, Kommentare in den Medien) sowie auf Primär- und Sekundärliteratur auf Deutsch, Englisch, Estnisch, Lettisch und Litauisch, ergänzt um Experteninterviews aus allen drei Staaten.

Eva-Clarita und Vello Pettai beginnen ihre Monografie mit einer historischen Abbildung: der Beschreibung des Gebäudes in der Innenstadt von Vilnius, das während der nationalsozialistischen Besetzung der Gestapo als Dienstzentrale und Gefängnis diente und während

der Sowjetzeit vom NKWD bzw. KGB zu gleichen Zwecken genutzt wurde. Ein kurzer Rückblick auf die Geschichte des Gebäudes zu Beginn gibt Aufschluss darüber, warum es in den baltischen Staaten – worauf bereits der Titel der Monografie hinweist – nicht nur um Transitionsjustiz geht, sondern vor allem auch um *retrospektive* Justiz. Denn ein großer Teil der Verbrechen, die es nach 1991 aufzuarbeiten galt, hatte sich in den 1940er und 1950er Jahren ereignet. Heute befindet sich in diesem Gebäude das „Genozid-Museum“, wobei in der Ausstellung, der aktuellen Tendenz der litauischen Erinnerungspolitik folgend, der Schwerpunkt auf die Darstellung und Erinnerung der sowjetischen Gewaltverbrechen gelegt wird. Dies gilt auch für die Autoren der Monografie, die sich in ihrer Studie auf die Maßnahmen der *Transitional Justice* in Estland, Lettland und Litauen in Bezug auf den Umgang mit der kommunistischen Vergangenheit konzentrieren. Dieser Schwerpunkt ist von der Aufarbeitungspraxis in den baltischen Staaten, die es zu untersuchen gilt, vorgegeben. Selbst wenn *Transitional Justice* in Bezug auf den Nationalsozialismus innerhalb der Monografie weniger Raum einnimmt, gelingt es den Autoren dennoch immer wieder, in den verschiedenen Kapiteln auch die Aufarbeitungspraxis in Bezug auf die Verbrechen der Nationalsozialisten in den Blick zu nehmen. Dies muss insofern als Verdienst unterstrichen werden, als dass der Diskurs in den baltischen Staaten komplett von den Debatten zur Aufarbeitung des Kommunismus dominiert wird.

Die Monografie umfasst sieben Kapitel, wobei das erste Kapitel den methodologischen Rahmen erläutert und das zweite Kapitel einen historischen Überblick zur Geschichte der baltischen Staaten sowie eine Einordnung der in Estland, Lettland und Litauen begangenen Verbrechen bietet. Das erste Kapitel zeichnet sich dadurch aus, dass in ihm nicht nur der theoretische Rahmen erläutert und die Studie in den Forschungsstand eingebettet wird, sondern dass es darüber hinaus mithilfe von Tabellen eine ausgezeichnete Orientierung bietet, um die komplexen Mechanismen der *Transitional Justice* einzuordnen. So gliedern die Autoren die von ihnen untersuchten Maßnahmen in kriminal-judikative, politisch-administrative und symbolisch-repräsentative Wahrheitsfindung und Rechtsprechung. Bei der knappen, einleitenden Darstellung der Geschichte inklusive der Debatte um die Verwendung des Begriffs „Genozids“ zur Beschreibung der Folgen der stalinistischen Massendeportationen im zweiten Kapitel äußern sich die Autoren erstaunlich zurückhaltend und bemerken lediglich, dass diese Debatte noch nicht abgeschlossen sei. Sie beziehen hier nicht klar Stellung hinsichtlich der kontroversen Frage, ob der Begriff auf die Folgen der Verbrechen durch den Kommunismus in den baltischen Staaten sinnvoll anzuwenden ist. In späteren Kapiteln, zum Beispiel bei der Diskussion um die Anwendung des Begriffs im litauischen Strafrechtsparagrafen, ist ihr Urteil wesentlich eindeutiger – dort lehnen Eva-Clarita und Vello Pettai die breite Auslegung und Verwendung des Begriffs „Genozid“ durch die litauische Justiz klar ab.

Die eigentliche Untersuchung der *Transitional and Retrospective Justice* beginnt mit dem dritten Kapitel, in dem die strafrechtliche Aufarbeitung in den baltischen Staaten nach 1991 in den Blick genommen wird. Hier stellen die Verfasser die juristische Verurteilung der in den baltischen Staaten verübten Kriegsverbrechen sowie der Verbrechen unter kommunistischer Herrschaft dar. Besonders gelungen ist die Verknüpfung der allgemeinen Analyse mit Fallbeispielen, wodurch interessante und kontroverse Fälle detailliert geschildert werden. Tabellen, in denen z.B. alle Anklagen von „Verbrechen gegen die Menschlichkeit/Genozid“ mit Namen des Angeklagten und Zeitpunkt des Urteils aufgelistet sind, geben zudem die Möglichkeit zur schnellen Orientierung.

Im vierten Kapitel liegt der Schwerpunkt vor allem auf der Lustration und der Problematik der in den baltischen Staaten nur bruchstückhaft erhaltenen KGB-Akten. Die Autoren untersuchen die Hintergrundüberprüfung von Amtspersonen, den formellen Ausschluss ehemaliger Funktionäre der Kommunistischen Partei und des Geheimdienstes von Ämtern, die öffentliche Stigmatisierung früherer KGB-Agenten sowie die Versuche, durch das Anregen von Selbstanzeigen – verbunden mit der Garantie auf Geheimhaltung der Personalien – das Wissen der Aufarbeitungsorgane zu erweitern. Besonders deutlich wird in diesem Kapitel die Problematik der Aufarbeitung zwischen dem Anspruch, demokratische europäische Rechtsstaaten zu errichten, auf der einen und dem Wunsch, ehemalige kommunistische Funktionäre und KGB-Mitarbeiter von Schlüsselpositionen der Politik, Justiz und Wirtschaft fernzuhalten, auf der anderen Seite. Anschaulich stellen die Autoren auch den Aspekt der politischen Instrumentalisierung von „Säuberungsmaßnahmen“ dar, insbesondere in Litauen, wo die Einführung bzw. Intensivierung von Lustrationsmaßnahmen sehr stark davon abhängig war, ob Parlament und Regierung gerade von einer links- oder rechtsgerichteten Partei dominiert wurden. In Bezug auf Estland und Lettland wäre eine stärkere Einbeziehung der Gesetze, die ehemalige sowjetische KGB-Mitarbeiter und hochrangige Militärs von der Staatsbürgerschaft ausschließen, in die Debatte über Lustration wünschenswert gewesen, gerade weil allgemeine Untersuchungen zu den postkommunistischen Staaten diesen Aspekt im baltischen Fall häufig besonders betonen.

Im fünften und sechsten Kapitel zeigt sich besonders, dass die Autoren das Forschungsfeld der *Transitional Justice* breiter auslegen, als das die deutsche Übersetzung *Transitionsjustiz* vielleicht vermuten ließe. Es geht in diesen beiden Kapiteln um Rehabilitation und Wiedergutmachung (Kapitel 5) sowie Wahrheitsfindung und symbolische Aufarbeitung (Kapitel 6). Gerade letzteres hat in den baltischen Staaten zu einer ganzen Reihe von Maßnahmen geführt, angefangen von der Einrichtung von Gedenktagen für die Opfer der nationalsozialistischen und kommunistischen Regime bis hin zur Musealisierung und staatlichen Maßnahmen zur Erforschung von Repressionen und ihren Opfern. Alle drei baltischen Staaten haben Gedenktage für die Opfer des Holocaust und der stalinistischen Massendeportationen eingerichtet, wobei das Leiden unter sowjetischer Herrschaft besondere Aufmerksamkeit erfährt. Eva-Clarita und Vello Pettai weisen darauf hin, dass die starke Tendenz, die eigene Opferrolle unter zwei Okkupationen zu betonen, in Estland, Lettland und Litauen einer umfassenden Auseinandersetzung mit der komplexen Vergangenheit, in denen Balten sowohl Opfer als auch Täter waren, teilweise noch im Wege steht.

Im siebten und letzten Kapitel wenden sich die Autoren der internationalen Dimension der baltischen Aufarbeitung zu und zeigen damit auf, dass die baltischen Maßnahmen der *Transitional Justice* unmittelbare Konsequenzen auf den europäischen Aufarbeitungsprozess haben. Im Mittelpunkt stehen hier die Versuche Estlands, Lettlands und Litauens, einerseits Anerkennung für die Opfer kommunistischer Verbrechen gegen die Menschlichkeit auf europäischer Ebene zu erwirken und andererseits ihre eigene historische Deutung im Hinblick auf Auseinandersetzungen mit dem Nachbarn Russland zu stärken. Die Verfasser kommen zu dem Schluss, dass Maßnahmen zur historischen Rechtsprechung die russisch-baltischen Beziehungen seit dem Zerfall der Sowjetunion stark geprägt haben. Die Autoren untersuchen detailliert mehrere Urteile des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte (EGMR). Mehrfach versuchten im Rahmen der *Transitionsjustiz* in den baltischen Staaten Verurteilte, teils mit russischer Unterstützung, eine Revision vor dem EGMR zu erwirken.

Während die baltischen Staaten klar darauf hinarbeiten, das gesamte Sowjetregime als verbrecherisch zu verurteilen, ist die Haltung europäischer Akteure, inklusive der Richter des EGMR, wesentlich zurückhaltender. Wie die Autoren betonen, zeigen die analysierten Urteile des EGMR, dass unter Straßburgs Richtern keine Einigkeit hinsichtlich der Verurteilung des Sowjetregimes als „durchgängig kriminell“ besteht. Auch die analysierten Resolutionen und Gedenkinitiativen demonstrieren, dass sich die Verurteilung kommunistischer Verbrechen auf europäischer Ebene meist ausschließlich auf die Opfer des Stalinismus bezieht.

Eva-Clarita und Vello Pettais Monografie „*Transitional and Retrospective Justice in the Baltic States*“ leistet einen entscheidenden Beitrag zum Thema Aufarbeitung. Es ist eine lesenswerte Studie sowohl für Experten der *Transitional Justice* als auch für Politologen, Historiker und andere Wissenschaftler, die sich für den postkommunistischen Transformationsprozess der baltischen Länder interessieren.

Katja Wezel, Pittsburgh, PA

Gitanas Nausėda, Vilija Gerulaitienė: Chronik der Schule von Nidden, Vilnius: Petro Ofsetas 2013, 330 S.

Die „Chronik der Schule von Nidden“ ist eine Quellenedition, welche die Chroniken der Niddener Schule aus den Jahren 1894 bis 1944 umfasst. Sie besteht aus drei historischen Dokumenten, nämlich der „Schulchronik der Schule zu Nidden (1894–1923)“, der „Chronik der Schule zu Nidden, Band I (1923–1933)“ sowie der „Schulchronik Nidden, Band II (1934–1944)“. Die beiden letztgenannten Bände wurden Anfang 2012 durch den litauischen Geschäftsmann Gitanas Nausėda bei einer Auktion in Berlin durch Zufall entdeckt. Dieser Teil umfasst auch den als Herzstück der Schulchronik zu bezeichnenden Abschnitt, welcher vom 1. [Ersten] Lehrer der Schule in Nidden, Henry Fuchs, in den Jahren von 1923 bis 1936 verfasst wurde. In diesem stellt er das Alltagsleben im Dorf Nidden, dem heutigen Nida, auf der Kurischen Nehrung während der Zwischenkriegszeit dar. Während der Arbeiten an der Edition der Chronik für die Jahre 1923–1944 erhielten die beiden Herausgeber Vilija Gerulaitienė und der bereits genannte Nausėda Kenntnis von der Existenz zweier identischer Fotokopien eines älteren Teils der Chronik von 1894–1923, welche dann zusätzlich mit den anderen Teilen ediert und in dem vorliegenden Buch publiziert wurden.

Aber was ist an einer Schulchronik so besonders, dass es die aufwendige Transkription, Edition und Herausgabe rechtfertigt? Bereits in der wissenschaftlichen Einleitung „Henry Fuchs, der Autor der Niddener Schulchronik“, verfasst von Nijolė Strakauskaitė, Dozentin am Institut für Geschichte und Archäologie der baltischen Region an der Universität Klaipėda, wird eine Antwort auf diese Frage gegeben. Obwohl Schulchroniken im damaligen Ostpreußen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts keine Seltenheit waren und sich zumeist nur mit der Wiedergabe der örtlichen schulischen Begebenheiten befassten, wie Strakauskaitė schreibt (S.28), sei in dieser Chronik dank ihres maßgeblichen Verfassers Fuchs weit mehr aufgezeichnet worden. Nun wären bereits solche Chroniken, welche sich ausschließlich mit dem Schulalltag beschäftigten, von hohem Wert für den Historiker, da sie einmalige pädagogische Eindrücke aus ihrer Zeit schildern, zumal zahlreiche Exemplare dieser Quellengattung in der ehemals ostpreußischen Region durch Krieg und den weitgehenden Bevölkerungsaustausch für immer verloren gegangen sind.

Doch bei diesem Fund kommt noch einiges mehr hinzu, was eine wissenschaftliche Edition dieser Quelle in Buchform zusätzlich rechtfertigt: Fuchs hat in dieser Quelle mehr vermocht als viele andere seiner Zeitgenossen – das fällt schon auf, wenn der in diesem Buch ebenso herausgegebene ältere Teil der Chronik vor 1923 mit dem des von Fuchs verfassten Teils ab 1923 verglichen wird. Henry Fuchs reicherte diese Schulchronik um einen profunden Beitrag zur Entstehungsgeschichte Niddens ab dem 18. Jahrhundert an. Er beschrieb nicht nur den Alltag an der Schule, sondern bettete diesen in die Ereignisse ein, welche sich im Dorf, in der Region des Memelgebietes und im gesamten nördlichen Ostpreußen im Kontext der Konflikte zwischen Deutschland und Litauen in den 1920er und 30er Jahren abspielten.

Dabei kommt auch ein weiterer Aspekt zur Sprache, den Strakauskaitė in der Einleitung behandelt und der den Wert dieser Quellenedition verdeutlicht: Diese Chronik entstand in der Zwischenkriegszeit, während der das Dorf Nidden und seine Einwohner eine wechselvolle Zeit durchlebten, die mit der Katastrophe des Zweiten Weltkrieges endete. 1920 wurde der nördlich der Memel gelegene Teil Ostpreußens als ab jetzt so bezeichnetes „Memelgebiet“ vom Deutschen Reich abgetrennt und unter die Verwaltung des Völkerbunds gestellt. 1923 besetzten litauische Freiwillige zusammen mit regulären Truppen das Gebiet, 1924 wurde die Zugehörigkeit zum litauischen Staat vom Völkerbund anerkannt. Von diesem Zeitpunkt an stand das Memelgebiet unter litauischer Verwaltung, erhielt aber ein Sonderstatut, welches eine Eigenständigkeit des Gebietes behauptete. Bis in die 1930er Jahre kam es jedoch zu Konflikten zwischen dem litauischen Staat und insbesondere der deutschsprachigen Bevölkerung, die etwa die Hälfte der Einwohner ausmachte. Diese Konflikte werden von Henry Fuchs in Bezug auf Nidden mit aufgegriffen.

Strakauskaitė deutet zudem in ihrer Einleitung die Vorgeschichte des Sprachenkonfliktes an, welcher sich demzufolge in Ostpreußen im Jahre 1873 verschärfte, da die litauische Sprache aus dem Schulalltag verbannt wurde (S. 20). Dies ist richtig, aber genauer ging es um ein Verbot der litauischen Sprache im Religionsunterricht, wobei es sich hier um den preußisch-kurisch-litauischen Dialekt Preußisch-Litauens (Westaukštaitisch) handelte, der sich stark vom Hochlitauischen (Aukštaitisch) unterschied. Allerdings wurde in diesem Zusammenhang zurecht von Christiane Schiller darauf hingewiesen, dass weniger die unterschiedliche Sprache, als vielmehr die stärkere Identifizierung der Mehrheit der Einwohner des Memelgebiets das größere Problem für eine positive Bewertung des Litauischen Staates seitens der Memelländer darstellte.¹ Ein Manko der Einleitung bleibt somit die stellenweise ungenügende Deutlichkeit bei der Darstellung der historischen Ausgangslage des Memelgebietes. Strakauskaitė zitiert zwar Karl-Heinz Ruffmann², der in einem kurzen Text sehr präzise und prägnant die Probleme der Instrumentalisierung der Sprachenpolitik von deutscher und litauischer Regierungsseite in der Zwischenkriegszeit verdeutlicht, sie schafft es in ihrem Beitrag jedoch nicht, ebenso prägnant die Probleme der Sprachenpolitik darzustellen. Sie

1 Christiane Schiller: Das Preußisch-Litauische vor und nach dem Ersten Weltkrieg. Eine soziolinguistische Perspektive, in: Robert Traba (Hrsg.): Selbstbewusstsein und Modernisierung. Sozialkultureller Wandel in Preußisch-Litauen vor und nach dem Ersten Weltkrieg, Osnabrück 2000, S. 173-183.

2 Karl-Heinz Ruffmann: Deutsche und Litauer in der Zwischenkriegszeit. Erinnerungen eines Memelländers, Überlegungen eines Historikers, Lüneburg 1994.

versäumt zudem auf eine Besonderheit der Nehrung hinzuweisen, deren Bewohner einen lettischen Dialekt sprachen. Damit ist nicht gemeint, dass sie beide Regierungen in ihren Handlungen in den 1920er und 1930er kritisch betrachtet. Sie versäumt vielmehr die Vermittlung von Grundkenntnissen zu Ostpreußen und Preußisch-Litauen. Dadurch bleiben für den Leser der „Chronik der Schule von Nidden“ verschiedene Fragen unbeantwortet, welche jedoch zum Verstehen einzelner Teile der Chronik unabdingbar wären. Darauf ist am Schluss noch einmal zurückzukommen.

Bevor im Folgenden der Inhalt zusammengefasst wird, ist noch auf eine positive Besonderheit dieser Quellenedition hinzuweisen. Neben einer äußerst exakten Transkriptionsweise sowie zahlreichen Erklärungen und Verweisen innerhalb des edierten Textes wurde bei dieser Edition auf einen starken Bezug zum Original geachtet. Bereits zu Beginn sind einige Faksimiles von Seiten der Chronik abgedruckt, welche Ausschnitte aus verschiedenen Jahren beinhalten. Diese Seiten bezeugen zudem die unterschiedlichen Handschriften der Autoren der Quelle. In der vollständigen Transkription finden sich dann unterschiedliche Dokumente und Schriftstücke, welche teils lose in diese Ausgabe beigelegt oder eingeklebt waren. Die Bearbeitenden des Editionsprojekts haben diese aus der ursprünglichen Chronik übernommen: So ist eine Reproduktion des ältesten Dokumentes der Schule von Nidden zu sehen – eines handgeschriebenen Stundenplans aus dem Jahre 1854. Zahlreiche Zeitungsartikel zu Nidden und Fotos von beschriebenen Personen wurden aus der Vorlage übernommen, zudem wurden Faksimiles von Geldscheinen aus der Zeit der Inflation hinzugefügt, welche ebenso in der originalen Chronik enthalten waren. Aus dem Vorwort der Mitherausgeberin Gerulaitienė geht jedoch nicht eindeutig hervor, ob tatsächlich alle zusätzlichen Zettel, Briefe, Fotos oder Zeitungsausschnitte aus den originalen Chroniken in dieser Ausgabe enthalten sind (S. 36).

Der erste Teil der Schulchronik bis 1923 beschränkt sich, wie angedeutet, weitestgehend auf die Ereignisse an der Schule, den Wechsel von Personal und Veränderungen am Schulgebäude. Interessante Befunde für die Zeit bis zum Ersten Weltkrieg sind zweifelsohne die Verflechtung zwischen Schul- und Kirchenwesen in Nidden (bis 1899 war der Pfarrer des Dorfes auch Erster Lehrer, S. 79) sowie die ausführlichen Darstellungen der gefeierten Feste, die ein lebhaftes Bild einer an der Peripherie des späten preußisch-deutschen Kaiserreichs gelegenen Gemeinde zeichnen. Das Jahr 1914 nimmt viele Seiten dieses ersten Teils der Chronik ein, da Nidden mitten im ostpreußischen Kriegsgebiet lag. Ab April 1915 setzt die Überlieferung jedoch plötzlich aus. Ein halbseitiger Eintrag zum Jahr 1918 und wenige Zeilen zum Jahr 1923 stehen am Ende dieses Abschnitts der Chronik.

Der zweite Teil der Edition, also der von Henry Fuchs begonnene Abschnitt ab 1923, beginnt zunächst mit einer detaillierten Beschreibung der Entstehungsgeschichte Niddens. Diese Entstehungsgeschichte wird in aller Ausführlichkeit auf 60 Seiten dargestellt, bevor die Chronik wieder mit einer chronologischen Gegenwartsbeschreibung der Ereignisse ab 1923 einsetzt. Zuvor rekonstruiert Fuchs einen historischen Rückblick, welcher auch die fehlenden Jahre des Ersten Weltkriegs und Teile der ersten Chronik mit einschließt.

Fuchs beschrieb die Entstehungsgeschichte des Dorfes Nidden *en détail*. Er wertete dabei mehrere Quellen aus, von denen nicht wenige heute verloren sein dürften. Strakauskaitė weist in der wissenschaftlichen Einleitung jedoch richtigerweise darauf hin (S. 28 f.), dass einige Angaben nur vorsichtig für historische Untersuchungen verwendet werden können, da Quellenangaben durch Fuchs teilweise ungenau erfolgten. Es bleibt ein Verdienst von

Fuchs auf diesen 60 Seiten, interessante bildungsgeschichtliche Erkenntnisse zu Struktur, Fächern und Alltag von 250 Jahren Schule zu liefern, die in diesem Ausmaß nicht nur neue Forschungen zum Landschulwesen der Kurischen Nehrung und des nördlichen Ostpreußens befördern, sondern auch ein Beispiel für ganz Ostpreußen geben könnten. Da Fuchs aber auch Ereignisse wie die Versandung des Dorfes Karwaiten und die dadurch erfolgte Bedeutungssteigerung Niddens und anderer Dörfer auf der Kurischen Nehrung ausführlich darstellt, liefert dieser Abschnitt zudem Einblicke in die Kultur-, Sozial- und Kirchengeschichte der Nehrung des 18. und 19. Jahrhunderts.

Der chronologisch in der damaligen Gegenwart notierte Teil beginnt im Jahr 1923 mit einem Eintrag von Fuchs, der die neuen litauischen Namen für den nördlichen Teil der Kurischen Nehrung enthält; er muss also kurz nach Besetzung des Memelgebietes und allmählicher Überführung in litauische Oberhoheit erfolgt sein. An dieser Stelle waren der historischen Chronik auch Geldscheine und eine Preistafel für „Schulbücher gegen Roggen“ beigelegt, die für diese Edition als Faksimile reproduziert wurden (S. 162-165). Bis zum Ende des ersten Bandes der Chronik im Jahre 1934 erfährt der Leser viel über den Alltag in Nidden. Fuchs schildert sehr genau die schwierigen Umstände der Fischer und ihrer Familien, die besonders im Winter mit schwierigen Bedingungen zu kämpfen hatten (so zum Beispiel mit dem alljährlichen Phänomen des „Schacktarp“, erste Erwähnung auf S. 214) und bietet damit einen sehr wirklichkeitsnahen Einblick in das (Über-)Leben auf der Kurischen Nehrung. Neben der Berichterstattung zur Entwicklung der Schule kommen aber auch erste historische Vorgänge zur Sprache, wie die Einführung des litauischen Sprachunterrichts an der Schule. Bis zum Ende dieses Abschnitts treten eher zwischen den Zeilen Konflikte des Lehrers Fuchs mit der neuen politischen Situation des Memelgebietes hervor. Interessant ist hier vor allem die Gründung des Trachtenvereins, der als gemeinschaftliche Organisation eine bedeutende Rolle für das Dorf spielt. In diesem Kontext spielt auch die Gründung des Nehrungsmuseums durch Fuchs eine Rolle. Es ging den Bewohnern hier deutlich eher um eine Art regionale Brauchtumpflege, die sich von späteren, nationalsozialistischen Vorstellungen deutschen Volkstums noch unterscheidet. Fuchs beschrieb auch die Entwicklung Niddens als touristischer Sommerattraktion mit seiner Künstlerkolonie, auch wenn Thomas Mann, einer der berühmtesten Besucher des Dorfes, nur am Rande erwähnt wird.

Deutlich ändert sich dann der Ton im zweiten Band der Chronik, wobei die Repressionen von staatlicher litauischer Seite vor dem Hintergrund der Verschlechterung des Verhältnisses zwischen Litauen und dem Deutschen Reich nach der Machtergreifung Hitlers die wichtigste Rolle spielen. Dieser Schnitt in Fuchs' Ausführungen erfolgt unvorhergesehen, obwohl ersichtlich wird, dass es auf seiner Seite stets Vorbehalte gegen die litauische Inbesitznahme des Memelgebietes gab, die er nun deutlicher zur Sprache bringt. Aber auch die Intensität der Eingriffe durch die litauische Polizei und den Geheimdienst nimmt spürbar zu: So beschreibt Fuchs 1934 Hausdurchsuchungen in der Schule von Nidden. Bei dieser Durchsuchung listet er zahlreiche konfiszierte Bücher auf, welche bereits zu einem großen Teil aus nationalsozialistischer Literatur bestanden. In den Folgejahren wurden Lehrer der Niddener Schule verhaftet, so 1936 auch Fuchs selbst. Fuchs kam erst 1937 wieder frei, lebte dann aber in Memel (Klaipėda) (S. 23, Prozessbeschreibung S. 264-266). Die Chronik wurde fortan bis Kriegsende von unterschiedlichen Personen geführt.

Mit der Aufhebung des Kriegszustandes im Memelgebiet durch die litauische Regierung deutet sich dann der nächste politische Wechsel für diesen Landstrich an. Ab diesem

Zeitpunkt verzeichnet die Chronik eine zunehmende Angleichung des Alltags des Memelgebietes an das nationalsozialistische Deutsche Reich, die mit der „Rückgliederung“ des Memelgebietes 1939 schnell vollzogen wurde: SA und NSDAP wurden gegründet, die HJ spielte eine wichtige Rolle im Kulturleben des Dorfes. Mit Beginn der Kriegshandlungen des Deutschen Reiches mit der Sowjetunion sind die Einträge, bis auf das Kriegsende, nur noch als fragmentarisch zu bezeichnen. Interessant sind die nachträglich eingefügten Notizen der Lehrerin Susanne Jessen, welche erst mit einigen Jahren Abstand das Ende des Krieges in Nidden niederschrieb.

Die Chronik der Schule stellt ohne Zweifel in vielerlei Hinsicht eine wichtige Quelle für die Kultur-, Bildungs- und Sozialgeschichte des Dorfes Niddens sowie der Kurischen Nehrung dar, welche in dieser Ausgabe äußerst anschaulich und detailliert transkribiert und bearbeitet wurde. Nur die wissenschaftliche Einleitung weist Mängel auf, deren Vermeidung für das Erschließen des zeitlichen Kontextes, in dem die Chronik entstand, wertvoll gewesen wäre. Zwar wird in der Einleitung durch Strakauskaitė hervorragend die Lebensleistung des Lehrers Fuchs herausgearbeitet; es hätte in dieser Einführung jedoch mehr Grundlagen bedurft, um dem Leser die politischen Konflikte, welche in der Chronik Region und Autor betreffen, besser verständlich zu machen. So hätte mehr auf die Geschichte dieses nordöstlichen Landstrichs eingegangen werden können, der auch den Namen Preußisch-Litauen trug, sowie auf die Frage, warum es zur Annektierung des Memelgebietes durch die erste Litauische Republik kam und worin die Schwierigkeiten der dort ansässigen litauisch-, deutsch-, und auch kurischsprachigen Bevölkerung im Verhältnis zum litauischen Staat lagen. Aber auch eine Erklärung der Versuche kulturpolitischer Einflussnahme von deutscher Seite, insbesondere durch die deutsche Reichsregierung auch vor 1933, hätte es erleichtert, viele Passagen der Chronik besser zu verstehen. Trotz dieser kleinen Mängel schließt sich der Rezensent dem Wunsch im Vorwort des deutschen Botschafters in Litauen, Matthias Mülmestädt, an, dass diese Chronik nicht nur eine ergiebige Quelle für Historiker sein werde, sondern auch darüber hinaus ein größeres interessiertes Publikum erreiche. Denn für die Allgemeinheit sind besonders Aspekte interessant, wie sie im Vorwort des ehemaligen Präsidenten Litauens, Valdas Adamkus, genannt werden: „Die Publikation der ‚Chronik der Schule von Nidden‘ bezeugt, dass wir die besondere, vieldeutige Identität der Region, die Wichtigkeit der hier entstandenen Kulturwerte begreifen und die Erinnerung der Menschen achten, die hier einst lebten.“ Und für genau dieses Verständnis, auch über Litauen hinaus, bietet diese Chronik einen vielfältigen lebensnahen Einblick in eine untergegangene multiethnische und mehrsprachige Region Europas, der uns mahnt, dieses historische Vermächtnis, zerstört durch Nationalsozialismus und Stalinismus, in geringerem Maße auch deutschen und litauischen Nationalismus, in Erinnerung zu halten.

Michael Rocher, Berlin/Halle (Saale)

Barbara Kalinowska-Wójcik: Między wschodem i zachodem. Ezechiel Zivier (1868–1925), historyk i archiwista [Zwischen Ost und West. Ezechiel Zivier (1868–1925), Historiker und Archivar], Archiwum Państwowe w Katowicach 2015, 328 S., Ill.

Besucht man Archive in Ostmitteleuropa, vornehmlich im heutigen Polen und Tschechien, täuscht der Eindruck nicht, dass dort außer dem umfangreichen Archivgut deutscher Prove-

nienz noch mehr Traditionen aus dem deutschsprachigen Raum gepflegt werden: Es geht um die deutsch-preußische bzw. österreichische Praxis der archivalischen Arbeit. Die Region Oberschlesien und insbesondere das Staatsarchiv Troppau sind ein gutes Beispiel dafür. Hier kann man den beiden Traditionen u.a. im Kanzleiwesen begegnen.¹

Diesem Phänomen auf den Grund zu gehen, kann gelingen, indem man sich mit der Geschichte des Archivwesens in Oberschlesien auseinandersetzt. Der Herausforderung stellt sich die Verfasserin der hier angezeigten biografischen Studie, in der es um den Hausarchivar des Fürsten Hans Heinrich XI. von Hochberg und zugleich Begründer des Gesamtarchivs der deutschen Juden in Deutschland, Ezechiel Zivier, geht.

Zivier studierte an der Universität Breslau und promovierte dort anschließend in slawischer Philologie mit einer Arbeit über den „Codex Suprasliensis“ bei Wladislaus Nehring (1830–1909), Professor für Slawistik und Geschichte. Parallel dazu absolvierte Zivier das Jüdische Seminar in Breslau, eine der ersten namhaften Bildungsanstalten für Rabbiner und Lehrer der jüdischen Religion im Deutschen Reich. Seine Arbeit als Archivar begann er im August 1892 dank der Empfehlung seines Doktorvaters, insbesondere jedoch der des damaligen Leiters des Staatsarchivs Breslau, Colmar Grünhagen. Im oberschlesischen Schloss Pleß schuf Zivier ein Archiv, das bis heute – ein Glück der Umstände – eines der wenigen vollständig erhaltenen deutschen Herrschaftsarchive darstellt.²

Fürst Hochberg war an einem gebildeten Mitarbeiter im Archiv vor allem deshalb interessiert, weil er permanent im Rechtsstreit mit dem Fürsten Guido Henckel von Donnersmarck über bergbauliche Privilegien stand. Ziviers Tätigkeit für das Haus Hochberg wurde erstmals 1903 belohnt, denn er wurde zum einen in Pleß fest angestellt, zum anderen in der Folge 1920 zum fürstlichen Archivar ernannt, sodass er ebenfalls das Fürstenarchiv in Fürstenstein (Niederschlesien) leiten konnte. Indes wurde ihm 1906 vom Präsidenten des Regierungsbezirks Oppeln die preußische Einbürgerungsurkunde ausgehändigt. Wie die Autorin nachweist, war Zivier in einer Wieluner jüdischen Familie aufgewachsen, welche der deutschen Schriftkultur verpflichtet war.

1904 versammelte sich in Berlin auf Initiative von Zivier eine Archivkommission, die organisatorische Fragen des geplanten zentralen Archivs jüdischer Gemeinden in Deutschland erörterte. Als 1906 dieses Archiv in Berlin seine Arbeit aufnahm, übergaben 178 Gemeinden ihr Archivgut in seine Obhut. In Oberschlesien koordinierte Zivier die Arbeiten eines entsprechenden Provinzarchivs seit Oktober 1907 persönlich. Der Einrichtung in Berlin blieb er als Mitglied des Kuratoriums treu.

1902 begann Zivier die Zeitschrift „Oberschlesien“ herauszugeben. 1923 gründete er die „Zeitschrift für polnisches Recht“, mit der anfänglich die Doppelbesteuerung der Personen juristisch erörtert wurde, die Vermögen sowohl in Polen als auch in Deutschland besaßen (Stichwort: oberschlesische Teilung von 1921/22). In diesem Zusammenhang steht die Gründung des Synagogen-Gemeinde-Verbandes der Woiwodschaft Schlesien im Polen der

- 1 Vgl. Publikationen des Instituts für Geschichte der Universität Regensburg seit 2011 unter dem Titel „Archivkurs des Sommersemesters [...]“, z.B. zuletzt: Katrin Pindl, Raffael Parzefall (Hrsg.): Der Archivkurs des Sommersemesters 2015. Materielle Überlieferung und (Alltags-)Erinnerung 1795, 1945, 2015, Regensburg 2015.
- 2 Piotr Matuszek, Joanna Szczepańczyk (Hrsg.): Archiwum Państwowe w Katowicach Oddział w Pszczyńcu. Informator o zasobie archiwalnym [Staatsarchiv Kattowitz, Außenstelle Pleß. Übersicht zum Archivgut], Katowice 2009.

Zwischenkriegszeit, welcher allerdings aufgrund von Ziviers Krankheit schon 1924 seine Arbeiten einstellte. Dies kann als ein Hinweis darauf gewertet werden, dass gerade Zivier selbst die treibende Kraft des Vorhabens war, die jüdischen Interessen im neuen Staat Polen zu organisieren.

Zu den wissenschaftlichen Leistungen während seiner Karriere als Archivar gehört die 1917 in erster, 1923 in zweiter überarbeiteter Auflage erschienene Studie zur Geschichte Polens. In schlesischen Wissenschaftskreisen galt er als Kenner des deutschen Bergbaurechts und erhielt aufgrund seiner Bemühungen und Leistungen um das säkulare und das jüdische Archivwesen in der preußischen Ostprovinz weitere privatrechtliche Aufträge. So war er derjenige, der das Schriftgut der Stadt Beuthen verzeichnete, das bis heute als separater Bestand in Kattowitz aufbewahrt wird.³ Zivier verstarb am 22. August 1925 in Breslau, seine Ehefrau überlebte ihn und wurde im Januar 1943 in Theresienstadt ermordet.

Kalinowska-Wójcik stellt ihrem Buch die Losung voran, Archivkunde sei „eine der ganz wenig ehrbaren Wissenschaften, ohne sie wäre gleichwohl Geschichtswissenschaft eine bloße Märchenkunst“. Mit ihrem heuristischen Ansatz baut sie die Arbeit thematisch und chronologisch nachvollziehbar auf. Zivier erscheint als Privatperson (S. 25-78), als Archivar (S. 79-157), als Historiker (S. 159-227) und als Publizist sowie jüdischer Aktivist (S. 229-266). Die auf Polnisch verfasste Arbeit verfügt über eine deutsch- und englischsprachige Zusammenfassung; eine tabellarische Biografie des Protagonisten und ein Namensregister runden die Untersuchung ab.

Es wäre wünschenswert, dass diese Studie, die gerade für die deutschsprachige Archivkunde von großem Interesse ist, auf Deutsch erscheint.

Roman Smolorz, Regensburg

3 Vgl. Archiwum Państwowe w Katowicach [Staatsarchiv Kattowitz], Bestand 645. Der Bestand „Stadtmagistrat Beuthen“ ist ein deutschsprachiger Bestand, umfasst 6496 Einheiten aus den Jahren 1412–1580 sowie 1742–1945. Insgesamt geht es um 71,24 lfm Schriftgut.

John Hiden: Defender of Minorities. Paul Schiemann, 1876–1944, London: C. Hurst & Co. Ltd. 2004, 314 S., s/w Abb.; Džons Haidens: Pauls Šīmanis. Minoritāšu aizstāvis. Übers. v. Pēteris Bolšaitis, Rīga: SIA Vesta-LK 2016, 303 S., s/w Abb.; Džon Chajden: Paul' Šīman. Zaščitnik men'šinstv. Übers. v. Roald' Dobrovenskij, Rīga: SIA Vesta-LK 2016, 295 S., s/w Abb.

Der deutschbaltische Jurist, Publizist und Politiker Paul Schiemann, geboren 1876 in Mitau (lett. Jelgava) im Ostseegouvernement Kurland des Russischen Zarenreiches und gestorben 1944 in Riga im deutsch besetzten „Generalbezirk Lettland“, ist einer der wenigen deutschbaltischen historischen Persönlichkeiten, die es in die erste Riege des lettischen nationalen Erinnerungsnarrativs geschafft haben – neben Bischof Albert (um 1165–1229) als einem Symbol der deutschen Eroberung und Christianisierung „Lettlands“ ab 1200, Jakob Kettler, Herzog von Kurland (1710–1782) als Herrscher einer seit den 1930er Jahren von der lettischen Historiografie stilisierten frühneuzeitlichen Vorgängerversion der Republik Lettland und Garlieb Merkel (1769–1850) als Aufklärer und Vorreiter der Bauernbefreiung im 19. Jahrhundert.

Dies ist jedoch eine Entwicklung neueren Datums. Zwar spielte Schiemann als Chefredakteur der „Rigaschen Rundschau“¹ und Leader der deutschbaltischen Parlamentarier sowohl in der Verfassungsgebenden Versammlung (1920–1922) als auch in allen vier Parlamenten (1922–1934) Lettlands eine gewichtige Rolle, musste jedoch nach Gleichschaltung der größten deutschsprachigen Zeitung Ostmitteleuropas durch das Auswärtige Amt im Jahr 1933 nach Österreich emigrieren. Zwar kehrte er, um dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich zu entgehen, 1938 nach Lettland zurück, aber zu dieser Zeit war seine Heimat unter seinem politischen Gegenspieler Kārlis Ulmanis bereits ebenfalls seit vier Jahren eine Diktatur. Auch unter dem folgenden sowjetischen (1940/41) und deutschen Besatzungsregime (1941/44) war es ihm nicht mehr möglich, seine Stimme als streitbarer Liberaler und Demokrat zu erheben. Während der Jahrzehnte der „Lettischen Sozialistischen Sowjetrepublik“ (1945–1990/91) wurde sein Name verschwiegen; erst die Wiederherstellung der Unabhängigkeit Lettlands Ende der 1980er Jahre ermöglichte es lettischen Historikern, sich der Persönlichkeit Schiemanns als einem bedeutenden Politiker und Demokrat Lettlands zuzuwenden. Hilfreich für eine Renaissance Schiemanns war, dass eine liberale juristische Lösung der Minderheitenfrage Lettlands eine wichtige Vorbedingung für den Beitritt Lettlands zu den europäischen und transatlantischen Strukturen (Europarat, EU, NATO) bildete, man sich in diesem Zusammenhang in Rīga auf Konzepte der Zwischenkriegszeit besann und dabei auf den Namen Schiemanns stieß. 1994 wurde anlässlich des 50. Todestages Schiemanns an dem ehemaligen Redaktionsgebäude der „Rigaschen Rundschau“, rückwärtig der Domkirche gelegen, eine Gedenktafel enthüllt. 2000 gedachte man seiner in Rīga auf einer ihm und seiner Politik gewidmeten internationalen Konferenz. Gefördert vom Bundesinnenministerium war ein Jahr zuvor bereits eine Auswahl seiner Publikationen in lettischer Sprache erschienen und überwand vor allem die Sprachbarriere unter jungen lettischen Politik- und Geschichtsstudenten.² Ein wichtiges Ergebnis dieser Popularisierung Schiemanns ist z.B. eine Dissertation des lettischen Politologen Ivars Ījabs, der die zivilgesellschaftlichen Konzeptionen Schiemanns mit denen seines Zeitgenossen, des lettischen Sozialdemokraten Miķelis Valters (1874–1968), verglich.³ 2015 schließlich gelangte Schiemann auch auf die Opernbühne: In der Opernkomposition des lettischen Komponisten Artūrs Maskats „Valentīne“, die dem Leben und Überleben der aus Lettland stammenden Filmregisseurin Valentīne Freimane (geb. 1922) ein musikalisches Gesicht gibt,⁴ tritt Schiemann als der ältere Herr auf, der die 11-jährige Valentīne vor dem deutschen Besatzungsregime und dem Holocaust in Lettland bewahrt, indem er sie in seinem Haus versteckt.

1 Die Jahrgänge der „Rigaschen Rundschau“ sind online als Resource der Nationalbibliothek Lettlands frei zugänglich unter: <https://periodika.lndb.lv/#allperiodicals> [Letzter Zugriff: 20.4.2016].

2 Detlef Henning (Hrsg.): Pauls Šīmanis. Eiropas problēma. Rakstu izlase [Paul Schiemann. Ausgewählte Schriften], Rīga 1999.

3 Ivars Ījabs: Pilsoniskās sabiedrības diskurss modernajā politikas teorijā un tā elementi Latvijas politisko ideju vēsturē (Miķelis Valters un Pauls Šīmanis) [Der Diskurs der bürgerlichen Gesellschaft in der modernen politischen Theorie und seine Elemente in der Geschichte der politischen Ideen in Lettland (Miķelis Valters und Paul Schiemann)], Rīga 2007.

4 Ihre Autobiografie, in der sie auch auf ihre Zeit im Hause Schiemann eingeht: Valentina Freimane: Adieu, Atlantis. Erinnerungen, Göttingen 2015.

Mit der Übersetzung der gewichtigen Biografie Schiemanns, die der 2012 verstorbene britische Historiker John Hiden 2004 vorlegte, in die lettische und russische Sprache im Jahr 2016 schließt sich der Kreis: Sein Leben, politisches Denken und liberales Eintreten liegt nunmehr in den drei Sprachen vor, in denen Schiemann sich bewegte. Seine Lebensgeschichte erreicht die Länder, deren Minderheitenfrage er bereits minderheitenrechtlich durchdachte, als gemeinsame europäische Strukturen noch in den Kinderschuhen steckten und eine friedliche Lösung von den europäischen Diktaturen der 1930er Jahre fundamental bezweifelt wurde. Hiden zeichnet dabei kenntnisreich den Weg Schiemanns, der aus einer kurländischen Familie stammte, von den Ostseeprovinzen des Russischen Reiches über die Wirren von Krieg und Revolution in die junge Republik Lettland, seine Rolle innerhalb der deutschen Minderheit und in der lettländischen Politik während der parlamentarisch-demokratischen Jahre Lettlands, sein Exil in Österreich und seine letzten Lebensjahre in Riga nach, eröffnet aber über Schiemanns konzeptionelles Durchdenken der Minderheitenfrage (seine Idee von der Trennung von Staat und nationaler Kultur, vom „anationalen Staat“) und seine Rolle innerhalb der europäischen Minderheitenpolitik jener Jahre auch einen europäischen Kontext, sodass es in der Einladung zur Präsentation der lettischen und russischen Übersetzung in der Saeima, dem Parlament Lettlands, am 26. Februar 2016 heißt, dass „in der gesamten Geschichte Lettlands kein Politiker Lettlands eine so breite internationale Bekanntheit“ erreicht habe wie Paul Schiemann“.

Einziger Wermutstropfen: War es geschickt, in der russischen Übersetzung den Originaluntertitel „Verteidiger der Minderheiten“ zu verwenden? Schließlich hatte der russische und moskautreue Saeima-Abgeordnete Nikolaj Kabanov bereits 2003, als Reaktion auf die Auswahl Schiemannscher Schriften in lettischer Sprache, in der russischsprachigen Tageszeitung „Čas“ Schiemann für die Rechte der vermeintlich unterdrückten russischen Minderheit in Lettland in Anspruch genommen, ausgerechnet versehen mit einem Foto Schiemanns nicht etwa als demokratischer Saeima-Abgeordneter, sondern in Uniform der zarischen Armee aus der Zeit vor 1917.⁵ Besser wäre gewesen, den Untertitel „Verteidiger der Minderheitenrechte“ zu wählen, um zu zeigen, worum es Schiemann eigentlich ging: gerade nicht um eine Instrumentalisierung der Minderheitenfrage durch Machtpolitik, sondern um ihre Lösung durch Minderheitenrecht(e). Es steht zu hoffen, dass sein eigentliches Anliegen durch die neuerliche Veröffentlichung seiner Biografie weitere Wirkung entfaltet.

Detlef Henning, Lüneburg

5 Nikolaj Kabanov: Pribaltijskie nemcy: vospominanie o buduščem? Trudy Paulja Šimana predpreždajut nacmen'sinstva [Die baltischen Deutschen: Erinnerung an die Zukunft? Die Arbeiten Paul Schiemanns rütteln die nationalen Minderheiten auf], in: Čas, 29. April 2003, S. 4.

Die Autorinnen und Autoren der Abhandlungen

Prof. Dr. Włodzimierz Borodziej, Instytut Historyczny Uniwersytetu Warszawskiego, Krakowskie Przedmieście 26/28, 00-927 Warszawa, Polen, e-mail: w.borodziej@uw.edu.pl

Professor am Institut für Geschichte der Universität Warschau, seit 2010 Co-Direktor des Imre Kertész Kollegs „Europas Osten im 20. Jahrhundert. Historische Erfahrungen im Vergleich“ an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirats des entstehenden Hauses der Europäischen Geschichte in Brüssel. Cheferausgeber der *Polskie Dokumenty Dyplomatyczne* [Akten zur polnischen Außenpolitik im 20. Jh.]. Jüngste Publikationen u.a.: *Geschichte Polens im 20. Jahrhundert*, München 2010; gemeinsam mit Maciej Górny: *Nasza wojna. Imperia 1912–1916* [Unser Krieg. Die Imperien 1912–1916], Warszawa 2014.

Dr. Silke Fehleemann, Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin, Heinrich-Heine Universität Düsseldorf, Universitätsstr. 1, 40225 Düsseldorf, e-mail: fehlemas@phil-fak.uni-duesseldorf.de

Forscht zurzeit als wissenschaftliche Angestellte im Fachbereich Geschichte der Medizin an der Heinrich Heine-Universität Düsseldorf zur Geschichte der Kinder- und Jugendpsychiatrie. Daneben bereitet sie eine Monografie über Familienangehörige im Ersten Weltkrieg und der Zwischenkriegszeit vor. Weitere Forschungsschwerpunkte: Geschichte der Sozial- und Gesundheitspolitik im 19. und 20. Jahrhundert. Ausgewählte Publikationen: *Exklusives Gedenken. Die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg im Deutschen Reich aus einer geschlechtergeschichtlichen Perspektive*. Ein Projektbericht, in: *Geschichte und Region* (2016), im Druck; *Bereavement and Mourning (Germany)*, in: Ute Daniel, Peter Gatrell u.a. (Hrsg.): *1914-1918-online. International Encyclopedia of the First World War*, Berlin 2014-10-08. DOI: <http://dx.doi.org/10.15463/ie1418.10177>; *Armutrisiko Mutterschaft: Mütter- und Säuglingsfürsorge im rheinisch-westfälischen Industriegebiet 1890–1924*, Essen 2009.

Dr. hab. Maciej Górny, Instytut Historii im. Tadeusza Manteuffla PAN, Rynek Starego Miasta 29/31 Warszawa / Deutsches Historisches Institut Warschau, Aleje Ujazdowskie 39 Warszawa, Polen, e-mail: jmgorny@gmail.com

ab 2006 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichte der Polnischen Akademie der Wissenschaften. In den Jahren 2006–2010 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Historische Forschung der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Berlin. Seit 2014 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Historischen Institut Warschau. Forschungsschwerpunkte: Historiografiegeschichte, Erster Weltkrieg in Ostmitteleuropa und auf dem Balkan, Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas im 19. und 20. Jahrhundert. Ausgewählte Publikationen: *Die Wahrheit ist auf unserer Seite. Nation, Marxismus und Geschichte im Ostblock*, Köln u.a. 2011; *Wielka Wojna profesorów. Nauki o człowieku (1912–1923)* [Großer Krieg der Professoren. Menschenkunde (1912–1923)], Warszawa 2014; (zusammen mit Włodzimierz Borodziej:) *Nasza wojna, Imperia 1912–1916* [Unser Krieg, Die Imperien 1912–1916], Warszawa 2014.

Dr. Andrea Griffante, Vytautas Magnus University, Department of Political Sciences and Diplomacy, Gedimino g. 44, LT-44246 Kaunas, Lithuania, e-mail: a.griffante@pmdf.vdu.lt, griphusrex@yahoo.it

Born 1980 in Schio (Italy), after his postgraduate studies at the University of Trieste, in 2003 and 2004 he was the recipient of two grants from the Lithuanian Ministry of Education at Vilnius university. In 2006 he was a Research Fellow at the ICM Institute in Gorizia, Italy. In 2011 he defended his PhD in History at the Lithuanian Institute of History, Vilnius. Since 2012 he is a Research Fellow at Vytautas Magnus University, the Faculty of Political Sciences and Diplomacy. Publications (among others): *Tra Oriente e Occidente. Stasys Šalkauskis e la sua idea di Lituania* [Between East and West. Stasys Šalkauskis and His Idea of Lithuania], Trieste, 2016; [as editor:] *Confini della modernità. Lituani, non-lituani e stato nazionale nella Lituania del XX secolo* [Borderlands of Modernity: Lithuanians, non-Lithuanians, and Nation State in 20th Century Lithuania], Gorizia, 2010; *A New Master and a New Serfdom: Understanding the Compulsory Labour Experience of Lithuanians During the German Occupation, 1915–1918*, in: *Res Balticae* 12 (2013), pp. 91-105; *We and Homeland: German Occupation, Lithuanian Discourse, and War Experience in Ober Ost*, in: J. Bürgschwentner, M. Egger, G. Barth-Scalmani (eds.): *Other Fronts, Other Wars? First World War Studies on the Eve of the Centennial*, Leiden-Boston 2014, pp. 237-255; „Irgendetwas ist in mir verhärtet oder abgestorben. Ich bin nicht mehr die, die ich war.“ *Gabrielė Petkevičaitė und ihr Kriegstagebuch*, in: *Nordost-Archiv* 23 (2014), pp. 192-208.

Mag. Elisabeth Haid, Institut für Osteuropäische Geschichte, Universität Wien, Spitalgasse 2, Hof 3, 1090 Wien, Österreich, e-mail: elisabeth.haid@univie.ac.at

Studium der Geschichte und Slawistik an der Universität Wien; 2010–2013 Mitglied des interdisziplinären Doktoratskollegs „Das österreichische Galizien und sein multikulturelles Erbe“; seit 2013 Universitätsassistentin am Institut für Osteuropäische Geschichte der Universität Wien, arbeitet derzeit an einer Dissertation zu Darstellungen Galiziens in Wiener und Sankt Petersburger Tageszeitungen im Zeitraum des Ersten Weltkriegs. Publikationen: *Galizien: „Östliche Peripherie“ oder „Bollwerk des Westens“? Mediale Darstellungen von „Rückständigkeit“ und „Modernität“ im Ersten Weltkrieg*, in: Elisabeth Haid u.a. (Hrsg.): *Galizien. Peripherie der Moderne – Moderne der Peripherie?*, Marburg 2013, S. 61-75; *Nationalitätenpolitik und Kriegspropaganda: Die galizischen Ruthenen aus der Perspektive Österreich-Ungarns und Russlands*, in: Wolfram Dornik u.a. (Hrsg.): *Frontwechsel. Österreich-Ungarns „Großer Krieg“ im Vergleich*, Wien 2014, S. 259-282.

Prof. Dr. Ulrich Keller, Fabeckstr. 59, 14195 Berlin, e-mail: ukeller@arthistory.ucsb.edu

Promotion in Kunstgeschichte an der LMU München mit einer Dissertation über barocke Reiterdenkmäler (1969); Professor für Kunstgeschichte an der University of Louisville (1970–1974) und an der University of California, Santa Barbara (seit 1982, Emeritierung 2014); Kurator für Fotografie 1977–1982 am International Museum of Photography, George Eastman House in Rochester, New York; Fellowships am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen 1991/92 und am Wissenschaftskolleg Berlin 2006/07. Buchpublikationen u.a.: zu August Sander, zum Warschauer Getto und zum Krimkrieg. Zur Zeit in Vorbereitung: *Die Bildreportage als mediales Kampfmittel im Ersten Weltkrieg; Die deutsche Belgieninvasion im August 1914.*

Dr. Johann Nicolai, 10115 Berlin, e-mail: johnicolai@gmx.de

Studium der Judaistik, Philosophie und Religionswissenschaft an der Freien Universität Berlin 2000 bis 2014, dazwischen von 2004 bis 2008 Studium der Jüdischen Studien an der Hebräischen Universität Jerusalem; 2008/09 Fulbright-Stipendiat an der Baltimore Hebrew University (USA); 2010 Praktikant in der Wiener Library, London: u.a. mit den Tätigkeitsfeldern der Katalogerstellung über die Sammlung des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens; von 2011 bis 2014 Dissertation zum Thema „Der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens in den Jahren 1933 bis 1938“ (Erscheinungsdatum: 2016); Forschungsaufenthalte in Jerusalem (2011 und 2013), am Deutschen Historischen Institut Moskau (2012) sowie am Deutschen Historischen Institut Warschau (2014). Forschungsschwerpunkte: Geschichte der Juden in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert, die jüdische Emigration in den 1930er Jahren sowie die Geschichte des Staates Israel. Publikationen u.a. im Druck: „Erfolge unserer Arbeit“ – Jüdische Selbstbehauptung durch den Central-Verein (C.-V.) in den Jahren nach den Nürnberger Gesetzen (1935–1938), in: Julius Schoeps u.a. (Hrsg.): Der Jüdische Widerstand gegen die nationalsozialistische Vernichtungspolitik in Europa 1933–1945, München 2016.

Dr. Robert Spät, Karl-Kunger-Str. 69, 12435 Berlin, e-mail: robert.spaet@gmx.de

Studium der Neueren und Neuesten Geschichte und Europäischen Ethnologie in Freiburg und Paris, 2007 Magister Artium an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg mit einer Abschlussarbeit zu Politik und Polenbild des deutschen Generalgouverneurs in Warschau im Ersten Weltkrieg, Hans Hartwig von Beseler; 2012 Promotion an der Universität Freiburg mit einer Dissertation zur öffentlichen Debatte über die „polnische Frage“ im Deutschen Reich, 1894–1918; 2014 Koordinator der Graduiertenschule und des Habilitandenkollegs am Exzellenzcluster „Religion und Politik“, Westfälische Wilhelms-Universität Münster; seit Dezember 2014 Referent für Forschungsförderung an der Universität Potsdam. Forschungsschwerpunkte: Deutsch-polnische Beziehungsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, Geschichte der Medien im Deutschen Kaiserreich. Veröffentlichungen: Die „polnische Frage“ in der öffentlichen Diskussion im Deutschen Reich, 1894–1918, Marburg 2014; Für eine gemeinsame deutsch-polnische Zukunft? Hans Hartwig von Beseler als Generalgouverneur in Polen 1915–1918, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 58 (2009), H. 4, S. 469-500.

Prof. Dr. Arkadiusz Stempin, Wyższa Szkoła Europejska Ks. Józefa Tischnera w Krakowie, ul. Westerplatte 11, 31-033 Kraków, Polen, e-mail: arkadiusz.stempin@pluto.uni-freiburg.de

Professor an der Tischner-Hochschule-Krakau, Leiter des Konrad-Adenauer-Lehrstuhls; jüngste Veröffentlichungen: Próba moralnego podboju Polski przez Cesarstwo Niemieckie w latach I wojny światowej [Versuch einer moralischen Eroberung Polens durch das deutsche Kaiserreich im 1. Weltkrieg], Warszawa 2014; Angela Merkel – cesarzowa Europy [Angela Merkel – Kaiserin Europas], Warszawa 2014.

Dr. Piotr Szlanta, Instytut Historyczny Uniwersytetu Warszawskiego, ul. Krakowskie Przedmieście 26/28, 00-927 Warszawa, Polen, e-mail: p.szlanta@uw.edu.pl

Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichte der Universität Warschau, 2009 Stipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung, 2011–2013 wissenschaftlicher Mitarbeiter

am Deutschen Historischen Institut Warschau. Forschungsschwerpunkte: Erster Weltkrieg in Ostmitteleuropa, Internationale Beziehungen und Deutsch-Polnische Verflechtungsgeschichte Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts, Deutsche Weltpolitik. Publikationen u.a.: Wilhelm II. Ostatni z Hohenzollernów [Kaiser Wilhelm II. Der Letzte der Hohenzollern], Warszawa 2015; Die deutsche Persienpolitik und die russisch-britische Rivalität 1906–1914, Schenefeld 2006; Tannenberg 1914, Warszawa 2005.

PD Dr. Joachim Tauber, Nordost-Institut (IKGN e.V.), Conventstr. 1, 21335 Lüneburg; e-mail: j.tauber@ikgn.de

Geboren 1958 in Nürnberg; Studium der Germanistik, Klassischen Philologie und Geschichte; 1989 Promotion in osteuropäischer Geschichte und Zeitgeschichte an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg; 2013 Habilitation für Neuere Geschichte an der Universität Hamburg mit einer Arbeit zum jüdischen Arbeitseinsatz in Litauen 1941–1944; 1989–1990 wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für osteuropäische Geschichte und Zeitgeschichte der Universität Erlangen-Nürnberg; 1990–2001 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut Nordostdeutsches Kulturwerk e.V.; 2002–2010 wissenschaftlicher Mitarbeiter und seit 2010 Direktor des Nordost-Instituts (IKGN e.V.). Forschungsschwerpunkte: Geschichte Litauens im 20. Jahrhundert, deutsch-litauische Beziehungen im 20. Jahrhundert, deutsche Besatzungspolitik in Osteuropa im Ersten und Zweiten Weltkrieg, Holocaust im Baltikum. Publikationen u.a.: Arbeit als Hoffnung. Jüdische Ghettos in Litauen 1941–1944, München 2015; gemeinsam mit Imke Hansen, Katrin Steffen (Hrsg.): Lebenswelt Ghetto. Alltag und soziales Umfeld während der nationalsozialistischen Verfolgung, Wiesbaden 2013.